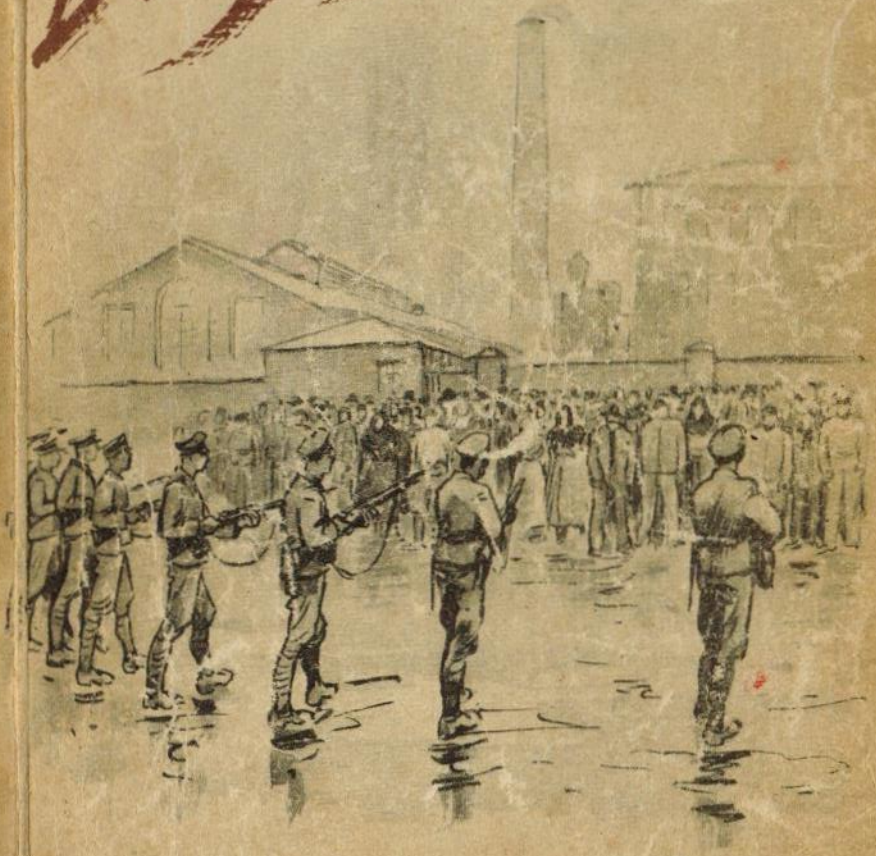
NIKOLAI OSTROWSKI

Die Sturmgeborenen



VERLAG FÜR FREMDSPRACHIGE LITERATUR · MOSKAU 194

Nikolai Ostrowski

DIE STURMGEBORENEN

Roman

MOSKAU 1947

VERLAG FÜR FREMDSPRACHIGE LITERATUR

НИКОЛАЙ ОСТРОВСКИЙ

Рожденные бурей

Aus dem Russischen übertragen

von

Rose Wittfogel

Satz: M 116 / Druck: M 123

ERSTES KAPITEL

Ein leises Klopfen an der Tür. Ludwika wandte die Augen vom Buch und horchte. Das gedämpfte, aber beharrliche Klopfen wiederholte sich. So klopft nur der alte Józef – vorsichtig und einschmeichelnd, als wolle er sich im vornherein für die Störung entschuldigen. Ludwika schaute unwillkürlich auf die Zeiger der altertümlichen Uhr.

‚Es geht auf eins ... Was veranlaßte den Alten, so spät zu kommen?'

Das Buch von Zeromski glitt an der Decke herab auf den Teppich. Ein leichtes Kältegefühl – sei es von der Seide des Kimonos, den Ludwika über die bloßen Schultern geworfen hatte, sei es infolge einer dunklen Ahnung – ließ sie erschauern.

»Bist du es, Józef?«

»Ja, erlauchteste Pani.«

Schon daran, daß der alte Lakai die übliche tiefe Verneigung vergaß, als er ins Schlafzimmer trat, wie an seinem verwirrten Aussehen erkannte Ludwika: etwas Ungewöhnliches hatte sich ereignet.

»Pan Graf Edward ist angekommen, Gräfin! ...«

»Was sagst du? ... Edward? ... Wo ist er denn?« fragte Ludwika fast flüsternd, obgleich es ihr schien, als schreie sie.

Alles hatte Ludwika erwartet, nur nicht die Heimkehr ihres Mannes. Einige Augenblicke versuchte sie, ihre Stimme in die Gewalt zu bekommen, aber vergebens. Ohne sich zu besinnen, lief sie aus dem Zimmer. In dem riesigen Speisesaal verbreitete eine Kerze, die jemand auf den Flügel gestellt hatte, ein trübes Licht. Ein Mann im grauen Soldatenmantel ließ den Rucksack von der Schulter gleiten. Beim Geräusch der sich öffnenden Tür drehte er sich hastig um. Ludwika zog instinktiv den Kimono fester zusammen. Vor ihr stand, das Licht verdeckend, ein fremder Mann, eine zerknüllte Fellmütze bis auf die Augen herabgezogen. Der Blick Ludwikas blieb voll Verwunderung an dem Vollbart des Unbekannten hängen. Der Soldat ergriff Ludwika bei den Armen und zog sie an sich. Sie fuhr zurück, aber er hielt sie mit starker Hand.

Als sich das fremde, bärtige Gesicht ihren Augen näherte, verschwand das Angstgefühl ebenso plötzlich, wie es entstanden war. Jetzt vermochten weder die Fellmütze noch der abscheuliche Bart sie zu täuschen. Edwards Augen hätte sie unter Tausenden heraus erkannt – ein klein wenig zusammengekniffen und darüber feine, geschwungene Augenbrauen. Und dennoch war dies nicht ihr Eddy, der stets so elegante Gardeoberst mit den blitzenden Goldepauletten.

Jetzt strömten sein Bart und seine schmutzige Kleidung einen beißenden Machorkageruch aus. Von seinem feuchten Soldatenmantel kam eine widerliche Ausdünstung.

Mogielnicki begriff den Gemütszustand seiner Frau. Nachdem er die weiche Locke an ihrer Schläfe geküßt hatte und nicht die zuckenden Lippen, gab er sie frei. Neben ihnen stand Józef, der eben eingetreten war.

»Er ist daran schuld, daß du mich in solchem Aufzug antriffst. Józef sollte dir nichts von meiner Ankunft sagen, solange ich nicht gewaschen und umgekleidet war«, sagte Edward leise, wie entschuldigend, und nahm die Fellmütze ab. Müde fuhr er mit der Hand über das verwirrte Haar. Diese vertraute Bewegung weckte in Ludwika das Gefühl der früheren engen Verbundenheit mit ihrem Mann. Es tat ihr weh, daß die schmutzige Kleidung und das abstoßende Äußere des teuren Menschen für einen Augenblick Abscheu in ihr erregt hatten. Die Gegenwart Józefs vergessend, schmiegte sie sich an ihren Mann, nahm seinen Kopf in ihre Hände

und küßte die lieben unveränderten Augen. Und jetzt schob er sie vorsichtig, aber entschieden von sich fort.

»Später, Ludwiś, später . . . Ich muß all dieses widerliche Zeug ausziehen und mich vor allen Dingen waschen. Ich habe das Gefühl, daß ich ganz von Schmutz durchtränkt bin: die letzten zwei Tage bin ich auf einer Lokomotive gefahren und habe auf der Kohle geschlafen, oder richtiger – überhaupt nicht geschlafen . . .«

Als Edward nach einer Stunde in das Schlafzimmer seiner Frau trat, war sie aufs neue erstaunt: der Bart war verschwunden, zugleich waren aber auch seine lockigen Haare abrasiert. Der große wohlgeformte Kopf mit der kantigen Stirn schien wie poliert. Edward glich wiederum nicht sich selbst, weil er sich früher niemals den Kopf hatte rasieren lassen, da er wußte, daß es ihm nicht stand. Der graue Anzug, den Józef aus der alten gräflichen Garderobe hervorgeholt hatte, erinnerte Ludwika an die ersten Monate ihrer Ehe, die sie in Nizza verbracht hatten. Dort hatte sie ihn zum ersten Male in Zivil gesehen.

»Nun, jetzt brauchst du dich nicht mehr vor mir zu fürchten, mein Herz, sogar küssen kannst du mich«, sagte er.

Der Morgen stahl sich ins Zimmer – ein schmaler, grauer Lichtstrahl, der durch die nicht ganz zugezogenen Vorhänge Einlaß gefunden hatte. Ludwika erwachte, aber da sie fürchtete, ihren Mann zu wecken, blieb sie still liegen und betrachtete den Schlafenden. Edward atmete tief, und im Rhythmus seines Atems hob sich das seidene Hemd auf der breiten, behaarten Brust. Der eigensinnige Mund, mit den harten Falten in den Winkeln, war halb geöffnet. Schlaflose Nächte, die ständige Erwartung der Gefahr – alles hatte sich auf einmal bemerkbar gemacht. Von schwerem Wein, üppigem Essen und ihren Zärtlichkeiten ermattet und berauscht, war er eingeschlafen, kaum daß er Zeit gefunden, ihr das Allerwichtigste zu erzählen.

Er war hierhergekommen, weil sie hier war. Natürlich hatte er sie nie vergessen. Und diesen langen und gefährlichen Weg von Paris, durch zwei Frontlinien hindurch, hatte er ihretwegen zurückgelegt. Freilich, man hatte ihm einige Aufträge gegeben . . . Aber hätte er etwa Paris, die Arbeit im Kriegsministerium verlassen, sich Gefahren und Entbehrungen ausgesetzt, wenn nicht die schönste

Frau Polens hier auf ihn gewartet hätte? Die letzten Worte hatte er schon im Einschlafen gesprochen. Aus dem wenigen, was ihr Mann zu erzählen Zeit gefunden hatte, entnahm Ludwika, daß große Ereignisse heranreiften, und sie erriet von selbst, daß irgendeine Gefahr im Anzug war, eine vernichtende, schreckliche Gefahr, die drohte, ihr ganzes bisheriges Leben zu zerstören, das ganze Fundament ihres Daseins zu zermalmen. Und doch war sie glücklich. Was auch immer geschehen mochte, solange er hier war, hatte sie nichts zu fürchten. Alles, was notwendig war, würde von ihm entschieden und getan werden, wie es früher immer der Fall gewesen. Hinter seinen breiten Schultern verbarg sie sich, wenn es galt, wichtige, praktische Fragen selbständig zu entscheiden.

Edward wachte ebenso plötzlich auf, wie er eingeschlafen war. Ihre Blicke begegneten sich, und beide lächelten.

»Was glaubst du, wie das tut, gerade in dem Moment zu erwachen, wenn man fühlt, daß einen jemand mit einem stumpfen Messer erstechen will und man plötzlich statt der Banditenfratze dich erblickt? . . . Aber es ist schon spät, Zeit aufzustehen.«

»Mach die Augen zu, Edward, ich ziehe mich gleich an.«

Er lächelte nachsichtig.

Er hob das herabgefallene Buch vom Teppich auf und tat, als ob er lese: Zeromski, »Der getreue Strom«. Die Romantik der Aufstände, der Selbstverleugnung und Treue . . . Sie hatte sich nicht verändert. Noch genau so bittet sie, die Augen zu schließen. Ein großes Kind! Ein romantisches Wesen! . . .

Im alten Palazzo der Grafen Mogielnicki, in allen seinen siebenundzwanzig Zimmern begann das gewöhnliche allmorgendliche Leben. Das Erdgeschoß, von dem die Dienerschaft einen Teil bewohnte, war schon längst erwacht. In der Küche wurde das Frühstück zubereitet. Zwei Stubenmädchen und ein junger Lakai räumten das Vestibül und das große Empfangszimmer auf. Oben schlief noch alles. Ludwikas Stubenmädchen, die hübsche sechzehnjährige Hela, die Enkelin des alten Józef, wollte das Boudoir ihrer Herrin aufräumen, fand jedoch die Tür verschlossen. Sie meldete es dem Großvater. Der Alte verbot ihr, die Frau Gräfin zu stören und ihre Zimmer aufzuräumen.

Bis zur Rückkehr Ludwikas vertrieb sich Edward die Zeit mit der Betrachtung des vertrauten kostspieligen Tands auf dem Toilettentischchen seiner Frau. Bald kam sie in Begleitung Józefs wieder. Das graue Haupt des Alten neigte sich tief. Deutlich zeichneten sich unter dem blauen Kasack seine mageren Schulterblätter ab. Józef hatte Edward bereits gedient, als dieser noch ein Kind war. Der Alte war der gräflichen Familie ergeben, wie es nur alte Hofhunde zu sein pflegen, bereit, sich auf jeden zu stürzen, der versucht, das Haus ihres Herrn zu betreten. Man hätte sich den Palazzo nicht ohne Józef vorstellen können. Die Mogielnickis waren an ihn gewöhnt wie an die beiden geharnischten mittelalterlichen Ritterfiguren, die am Eingang zum Vestibül standen. Sowohl die Ritterfiguren wie die Józefs vererbten sich von Generation zu Generation.

Der Alte war Lakai. Und seine Söhne und Enkel wurden, wie durch Erbschaft, Lakaien der Grafen Mogielnicki. Als fünfzehnjähriger Bursche war Józef in den Dienst von Edwards Großvater getreten. Deshalb ließ Edward dem Haushofmeister, dem er volles Vertrauen schenkte, eine gewisse Vertraulichkeit zu.

»Hast du alles gemacht, Józef, was ich dir gesagt habe?«

»Ja, niemand weiß von der Ankunft des erlauchten Pans. Ich werde selbst die Zimmer des Grafen aufräumen. Hier, bitte, ist der Schlüssel zur Tür des Kabinetts, die in das Schlafzimmer der erlauchten Pani führt. Seit dem Tag Ihrer Abreise hat, außer mir und der Gräfin, niemand das Zimmer betreten . . . Wollen der erlauchte Pan in Ihrem Kabinett bleiben, während Hela die Zimmer aufräumt. Meine Enkelin wird natürlich niemand etwas sagen, aber so ist es besser . . .«

Józef sprach leise, mit einem greisenhaften Krächzen. Edward bemerkte erst jetzt, als er in das magere Gesicht des Alten mit dem langen grauen Backenbart blickte, wie sehr Józef in den letzten drei Jahren gealtert war.

»Sehr gut, Józef. Erzähl mir jetzt von diesem deutschen Major! Wie heißt er?«

»Adolf Sonnenburg, erlauchter Pan. Der Major wohnt im Zimmer des Erziehers. Er hat einen Burschen. Dieser Lodrian treibt sich ständig in der Küche herum und schläft mit Adam im Dienerzimmer. Der Herr Major ist von adliger Geburt und – gestatte ich mir zu bemerken – ein anständiger Mensch. Er hat seinen Soldaten ver-

boten, auf dem Geflügelhof Unfug zu treiben, denn sie haben doch unsere Gänse und Hühner geschlachtet . . .«

»Wieviel Deutsche gibt es auf dem Gut?« unterbrach ihn Edward.

»Eine ganze Schwadron. Einen vollen Monat fressen ihre Pferde schon unsern Hafer. Seine Erlaucht hat es anfangs nicht erlaubt, da haben die Deutschen den Herrn Verwalter verhaftet, und man mußte den Speicher öffnen. Jetzt, nachdem der Herr Major sich bei uns einquartiert hat, haben die Deutschen angefangen, sich wenigstens das Heu in den Dörfern zu beschaffen, sonst haben sie alles bei uns . . .«

»Wo sind die Soldaten einquartiert?«

»Auf dem Vorwerk.«

»Gut. Wann fährst du zu Pater Hieronymus? Ich möchte ihn heute noch sehen.«

»Ich fahre sofort. Haben Sie sonst noch Befehle?«

»Nein.«

An der Tür blieb Józef zögernd stehen.

»Darf ich Pater Hieronymus sagen, daß der erlauchte Pan angekommen sind?«

Edward schwankte einige Sekunden, dann nickte er zustimmend mit dem Kopf.

Das Ehepaar Mogielnicki blieb allein. Edward trat zu seiner Frau.

»Verzeih mir, Eddy, aber ich verstehe nicht, wozu du Pater Hieronymus nötig hast? Ich kann doch schließlich nicht annehmen, daß du dich entschlossen hast, ihm deine Sünden zu beichten!« Sie lachte hellauf.

Edward umarmte sie zärtlich.

»Ist dir Pater Hieronymus etwa unangenehm?«

»Nein, aber es ist einigermaßen seltsam. Von deiner Ankunft wissen weder dein Vater, noch dein Bruder, noch Stefania.«

»Aber Pater Hieronymus bekommt eine besondere Einladung. Das darf dich nicht wundern. Ich konnte nachts nicht alle in Aufruhr bringen. Es sind doch Deutsche im Hause, na, und ich . . . bin französischer Offizier. Du verstehst doch, Ludwiś? Morgen muß ich nach Warschau fahren, und je weniger Leute von meiner Ankunft wissen, desto besser.«

»Wie, du fährst wieder fort?«

»Ich komme bald zurück, Ludwiś.«

»Nun, siehst du, anstatt diese Stunden mit mir zu verbringen, bestellst du dir diesen widerlichen Jesuiten.«

Edward lächelte.

»Für Pater Hieronymus habe ich einen Auftrag. Das ist uninteressant für dich. Entschuldige bitte, aber wenn Pater Hieronymus kommt, muß ich unter vier Augen mit ihm reden. Er hat den Kardinal um etwas gebeten. Eine kirchliche Angelegenheit . . . Das ist sein Geheimnis, und es würde ihm unangenehm sein, wenn jemand zugegen wäre. Aber inzwischen gestatte mir, dir einige Fragen zu stellen.«

»Ich höre, Eddy.«

»Sag, speist dieser Major mit euch zusammen?«

»Ja, Papa und Stefania laden ihn zu Tisch. Er benimmt sich tadellos. Er spricht ziemlich gut französisch . . . Nur manchmal bringt er noch einen Offizier mit, einen Oberleutnant Schmultke. Solch ein grober Bayer! Wenn du seine vulgären, plumpen Komplimente hören würdest! Und er gibt uns dauernd zu verstehen, daß nicht wir hier die Herren sind, sondern sie. Papa sagt, daß Schmultke ihm große Dienste erweise, aber mir ist er trotzdem sehr zuwider.«

Edward spürte hinter ihren Worten mehr, als sie aussprach, und seine Brauen zogen sich langsam zusammen. Ludwika fühlte die Stimmung ihres Mannes, strich ihm mit den Fingerspitzen über die Brauen und glättete die scharfe Querfalte auf der Stirn. Diese schweigende Berührung versöhnte sie stets ohne Worte. Als ihre Finger sich gleich darauf seinen Lippen näherten, blieb sein Blick unwillkürlich an den blitzenden Steinen ihres Ringes haften.

»Ludwiś, wo bewahrst du deinen Schmuck auf?«

Ihre dichten Augenwimpern hoben sich voll Verwunderung.

»Seltsam, Eddy? Du fragst mich nicht, wie ich diese drei Jahre gelebt habe, und interessierst dich . . .«

»Du bist ein Kind, Lu . . . Ich habe dich danach gefragt, weil ich wissen muß, über welche Werte wir verfügen. Ich werde dir später sagen, wozu. Erinnerst du dich nicht, wieviel deine Brillanten früher in Goldrubeln wert waren?«

»Mama hat mir gelegentlich gesagt, daß der Schmuck, den ich als Mitgift bekommen habe, etwa hundertsiebzigtausend wert ist. Und wieviel die Brillanten kosten, die du mir geschenkt hast, das mußt du selbst wissen.«

Edward rechnete schnell im Kopf nach: ‚Hundertsiebzig plus hundertzwanzig – zweihundertneunzigtausend. Ein Tönnchen mit goldenen Zehnrubelstücken, im Park vergraben – sind noch zweihunderttausend. Sechshunderttausend Franken in der Bank von Frankreich. Zwölftausend Pfund auf Ludwikas Namen in der Londoner Bank und siebzehntausend deutsche Mark in meiner Tasche ... Das ist alles, was an Geld verfügbar ist. Annähernd eine Million Goldrubel. Davon gehören Ludwika und mir nur die Hälfte. Das ist alles, was mir von sieben Millionen persönlichem Vermögen übriggeblieben ist! ... Es ist ja doch gewagt, neuntausend Deßjatinen Land, Gut und Vorwerke, Dampfmühle, Lederfabrik und eintausendsechshundert Deßjatinen Wald jetzt als Kapital zu betrachten, da alles in den Fugen kracht und auseinanderzufallen droht. Um alles das muß man noch kämpfen ... Vorläufig aber verfügen wir über eine halbe Million Goldrubel, und das ist – wenn alle Stricke reißen – besser als nichts.‘

Hinter der Tür ertönten Stimmen und Lachen.

»Wladek, lern doch endlich, dich anständig zu benehmen!« sagte eine weibliche Stimme.

Als Antwort wurde ein Kichern hörbar.

»Das sind Stefa und Wladyslaw«, flüsterte Ludwika beunruhigt. »Józef hat ihnen ausgerichtet, daß ich nicht wohl sei, und sie sind trotzdem gekommen.«

Edward ging in das Schlafzimmer seiner Frau und zog sie mit sich. Schnell öffnete er die Tür zu seinem Kabinett.

»Erzähl ihnen einstweilen noch nichts und trachte, sie so bald wie möglich loszuwerden«, sagte er, die Tür schließend.

»Was ist dir, meine Liebe? Du fühlst dich nicht wohl, hab' ich gehört«, plapperte Stefania, ins Zimmer tretend.

Ihr auf den Fersen kam – gleichsam auf Schlittschuhen – Wladyslaw Mogielnicki hereingeglitten.

»Aber sie ist bezaubernd wie immer, auf Ehre!« schnarrte er, und sich um Stefania gewandt herumschlängelnd, flog er auf Ludwika zu.

Als seine klebrigen Lippen ihre Hand berührten, empfand Ludwika, wie immer, ein Gefühl des Ekels. Sie wußte selbst nicht, warum ihr dieser semmelblonde Jüngling, je mehr er vom Knaben zum Mann heranwuchs, immer widerlicher wurde.

»Wie du siehst, Ludwiś, sind die Unsummen, die man für die Erziehung unseres Schwagers ausgegeben hat, zum Fenster hinausgeworfen. Er benimmt sich wie ein Jockei auf der Rennbahn, immer bemüht, als erster hervorzusprengen«, sagte mit halb verächtlichem Lächeln Stefania.

Wladek zog selbstgefällig die Schleife seines Selbstbinders zurecht.

»‚Schnelligkeit und Angriff‘, ist die Devise der großen Heerführer.« Und um das ihm peinliche Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken, schlug Wladyslaw Stefania vor, Ludwika einen soeben erhaltenen Brief ihres Mannes zu zeigen.

»Was schreibt Stanislaw?« fragte Ludwika interessiert und setzte sich, Stefania den Arm um die Schultern legend, neben sie auf den Diwan.

Wladek ließ sich ihnen gegenüber nieder und betrachtete mit Kennermiene die vollen Waden Stefanias und die schlanken Beine Ludwikas.

»Meine liebe Stefotschka«, las Ludwika absichtlich laut, damit Edward in seinem Kabinett alles hören konnte, »unser Stab befindet sich jetzt in Kiew. Das ist eine große und ziemlich kultivierte Stadt. Die Oper ist nicht übel. Gestern haben wir zum Beispiel ‚Faust‘ gehört, und unser Oberst, der alte Becklendorf, rief: ‚Ganz wie in München! Und das in einem barbarischen Land, das von Banditen wimmelt.‘ Ich schrieb Dir schon, daß ich, nachdem wir die Stadt Ostrog besetzt hatten, einen vierzehntägigen Urlaub erhielt und auf unsere wolhynische Besitzung in Malyje Borowizy fuhr. Du kannst Dir meine Wut über alles, was ich dort vorfand, nicht vorstellen. Das Haus ist ausgeraubt, die Zimmer sind leer, die Fenster herausgeschlagen. Sogar das Blech ist von den Dächern heruntergerissen. Alle Maschinen sind gestohlen. Aus dem Vorwerk haben die Bauern die Pferde und das Vieh weggeholt. Die Getreidespeicher sind zerstört. Nichts als beschädigte Gebäude. Ringsumher Schmutz und Verwüstung. Der Verwalter ist erschlagen, die Angestellten sind davongelaufen. Mit Hilfe eines Zuges Frankfurter, der Besatzung von Borowizy, habe ich Untersuchung und Haussuchungen durchgeführt. Der russische Geistliche, Vater Paissi, bei dem ich mich aufhielt, erzählte mir, wie und von wem das Gut geplündert worden ist. Auf seinen Rat führten wir im Dorf eine allgemeine Haussuchung durch. Natürlich fanden wir nur kümmerliche Über-

reste. Das alles ließ sich in drei Zimmern unterbringen. Ich schlug den Frankfurtern vor, in unser Haus überzusiedeln. Der Chef der Hetman-Wache (erinnerst Du Dich an den Sohn des Krugwirts Masurenko?) ist ebenfalls mit seiner Familie in unser Haus gezogen. Ich habe ihn zum provisorischen Gutsverwalter ernannt. Er hat sich als ein sehr nützlicher und diensteifriger Bursche erwiesen. Er hat mir geschworen, alles, bis auf das letzte Spänchen, aufs Gut zurückzuschaffen. Ein besserer Verwalter läßt sich jetzt für dreißig Mark nicht finden. Im Dorf kennt er alle, und alles, was man zurückbekommen kann, bringt er zurück. Für ihn und die Frankfurter ist es günstiger, etwas abseits vom Dorf zu wohnen – hier sind sie alle beisammen, und sollte man sie überfallen, wird es ihnen leichter sein, sich zu verteidigen. Beiläufig gesagt, wimmelt es ringsumher von Partisanenbanden. Leider sind alle, die mir der Priester angegeben hat, vor unserer Ankunft in die Wälder gegangen. Zurückgeblieben ist nur ‚Kroppzeug'. Damit diesen Spitzbuben die Lust zum weiteren Plündern vergeht, habe ich Masurenko befohlen, die Schlimmsten auszupeitschen. Selbstverständlich habe ich der Exekution nicht beigewohnt . . .«

»Wie entsetzlich«, flüsterte Ludwika und ließ die Hand mit dem Brief auf die Knie sinken.

»Ja, das hat Stanislaw und Stefa völlig ruiniert. In Borowizy sind immerhin noch die Gebäude übriggeblieben, aber das galizische Gut ist gänzlich niedergebrannt. Ich verstehe nur nicht, warum er dort den Nachsichtigen gespielt hat. Ich hätte das halbe Dorf gehängt, hätte diesem Pack das ganze Vieh, alle Pferde und alles Getreide weggenommen«, fiel Wladyslaw ein.

»Ich meine, daß es schrecklich ist, Menschen auszupeitschen, die vielleicht ganz unschuldig sind. Und das macht Stanislaw! Ich weiß nicht . . . Aber das ist eines echten Aristokraten unwürdig«, unterbrach ihn Ludwika erregt.

»Du hast gut reden! Bei dir und Edward ist alles erhalten, aber ich und Stanislaw sind jetzt beinahe Bettler«, brauste Stefania auf.

»Es wäre interessant zu erfahren, was du mit den Worten ‚echte Aristokraten' sagen wolltest?« fragte wutschäumend Wladyslaw. »Seid etwa nur ihr Czarneckis dieses Ehrentitels würdig?«

»Genug, Wladek, genug«, sagte Stefania mit einer abwehrenden Handbewegung. »Ich sehe, ihr wollt den Brief nicht hören.«

Sie war die Tochter eines Holzindustriellen, dessen Millionen keinen schlechten Ersatz für ein Adelswappen darstellten, und der gockelhafte Hochmut Wladyslaws, der ihr sonst lächerlich vorkam, reizte sie jetzt.

Wladyslaw wollte noch etwas sagen, aber es klopfte an der Tür; ein hochgewachsener Diener trat herein und meldete, daß Seine Durchlaucht die erlauchte Pani zu sehen wünsche. Er trat ehrerbietig vor einem beleibten, schlaffen Greis zur Seite, der langsam, die Beine mühsam bewegend, ins Zimmer trat.

‚Gleich kommt Józef mit Pater Hieronymus, und hier haben sich wie absichtlich alle auf einmal versammelt, und es hat nicht den Anschein, als ob sie bald fortgehen würden. Man muß Józef instruieren, daß er Pater Hieronymus direkt in Eddys Kabinett führt. Überhaupt ist das alles irgendwie seltsam: Eddy ist angekommen und niemand weiß es! Ob es wirklich so gefährlich für ihn ist? Und dazu noch dieses widerliche Jüngelchen da!' dachte Ludwika voller Gereiztheit.

»Der verdammte Herbst! Alles tut mir wieder weh, und ich friere aus irgendeinem Grunde. Adam, deck mir die Beine zu, dann kannst du gehen. Mach mir das Bett zurecht«, krächzte der Alte, die Worte mit Mühe herauspressend. Ihn quälte Asthma, sein Atem ging schwer und pfeifend.

Adam ging hinaus.

»Wir haben Stanislaws Brief gelesen, Papa«, sagte Stefania, sich neben den Alten setzend.

Die farblosen Augen des Grafen wurden lebhaft.

»Nun, was schreibt er denn, erzählt!«

Die erste Hälfte des Briefes mußte für den Alten wiederholt werden. Dann fuhr Stefania fort zu lesen:

»Ich kann nicht über alles schreiben, wenn auch der Brief durch Feldpost geht. Zu meinem Leidwesen kann ich nichts Tröstliches sagen. Die Ukraine gleicht jetzt einem Bienenkorb, in den man einige Stöcke gesteckt hat. Und einer dieser Stöcke ist unsere deutsche Armee. Die Bienen beginnen, immer häufiger zu stechen. Es ist gefährlich, ohne stählernes Netz das Haus zu verlassen. Wer weiß, vielleicht komm' ich bald wieder zu Euch. Laßt uns hoffen, daß das Schicksal keine Tragödien für uns in Bereitschaft hat und daß wir uns lebendig und unversehrt wiedersehen. Was hört Ihr

von Edward? Seid Ihr alle gesund? Herzlichen Gruß Euch allen, meine Lieben, Ludwika, Vater und Wladek. Und Dich, Stefotschka, küsse ich und . . . ‚Nun, das ist schon für mich persönlich.'« Stefania lachte auf. »Ich bin sehr froh, daß Stanislaw kommt. Denn sonst langweile ich mich zu Tode. Dieser ewige Krieg wird einem allmählich zum Überdruß, besonders in den letzten Jahren. In der ganzen Saison hat es nur zwei kleine Bälle gegeben. Die interessantesten Leute sind an der Front. Wohin man auch tritt, stößt man auf Militär, besonders hier in der Ukraine, in diesem Bauernland. Ich denke, in Berlin und Paris gibt es ein richtiges Leben, aber hier kann man verrückt werden vor Langeweile.«

»Ich sehe nichts, worüber man sich freuen könnte«, sagte der Alte gallig.

»Worüber? Staś kommt doch.«

Kazimierz Mogielnicki sah Stefania mißbilligend an.

»Man kann auf verschiedene Weise kommen. Aus dem Brief geht klar hervor, daß die Lage der Deutschen äußerst unsicher ist. Und es ist nicht schwer, sich vorzustellen, was geschieht, wenn sie die Ukraine verlassen. Hinterher kommen ja doch die Bolschewiki.«

Wladyslaw hielt es für angezeigt, verächtlich aufzulachen:

»Aber, was denkst du, Papa! In der Ukraine sind dreihunderttausend deutsche Soldaten. Die beste Armee der Welt, und die Bolschewiki sind Bauernhorden, mit Gewehren bewaffnet, eine Herde, die schon beim Anblick eines Panzerkraftwagens auseinanderläuft. Schmultke hat mir erzählt, wie sie dieses Vieh von Brest-Litowsk bis Rostow gejagt haben. Der Oberleutnant ist überzeugt, daß die Deutschen binnen kurzem Baku und dann auch Moskau einnehmen werden.«

Der Alte machte eine abwehrende Bewegung.

»Ach, schweig bitte, mit deinem Schmultke! Er kann mit diesen Bauernkerlen vor seiner eigenen Nase nicht fertig werden! Als die Bauern sich bei Zajączkowskis das Heu von den Wiesen genommen haben, was machten da dein Schmultke und Sonnenburg? Sie sagten, es sei gefährlich, mit einer einzigen Schwadron dorthin zu reiten. Und was war in der Zuckerfabrik von Barankiewicz? Lächerlich! Ein Häufchen Jungens mit einem Maschinengewehr hat sie drei Stunden lang nicht an die Fabrik herangelassen. Aber dir erscheint

das alles als Bagatellen! Jeden Tag können wir alle im Feuer aufwachen. Ich kann nicht ruhig schlafen. Ich weiß, wozu diese Untiere fähig sind. Sie haben schon gelernt zu töten. Nur Gewalt kann sie bändigen. Es ist mir schrecklich auszudenken, was werden wird, wenn sich eine solche Gewalt nicht findet. Die Deutschen sind unsere einzige Stütze. Ziehen sie ab, so sind wir verloren!«

Der Alte rang nach Luft. An den Schläfen schwollen die Adern wie blaue Würmer an. Er begann qualvoll zu husten, der ganze Körper wurde geschüttelt.

Alle verstummten. Ludwika trat ans Fenster.

An der Auffahrt stand ein Wagen.

»Verzeiht, wenn ich euch auf eine Minute verlasse«, sagte Ludwika und ging zur Tür.

»Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, Pan Edward!« sagte leise Pater Hieronymus, nachdem Ludwika sie allein gelassen hatte.

Sie saßen in tiefen Sesseln am Schreibtisch einander gegenüber. Die kleinen funkelnden schwarzen Augen Pater Hieronymus' tasteten Mogielnicki hinter gesenkten Wimpern vorsichtig ab. Edward fühlte es, obgleich es den Anschein hatte, daß Pater Hieronymus einfach müde und ein wenig eingeschlummert sei.

»Sie sind gewiß über meine Ankunft erstaunt, Pater Hieronymus?« Edward betrachtete die schraubstockähnlichen Finger seines Gesprächspartners, die an der schwarzen Quaste seines gewundenen Gürtels zupften.

»Verwundert? Hm . . . Möglich!«

Ihre Blicke trafen sich. Es war ein stummes Aufeinanderprallen, das nur einige Augenblicke dauerte. Edward schien es, als habe er die Schneide einer Rasierklinge berührt.

»Ich denke, daß wir miteinander offen sind und gleich zur Sache reden können«, unterbrach Edward das Schweigen.

Pater Hieronymus sah ihn prüfend an.

»Seine Eminenz, Kardinal Camarini, hat mich gebeten, Ihnen einen Gruß und ein kleines Zettelchen zu übergeben. Da ist es.«

Pater Hieronymus las den Papierfetzen, auf dem in lateinischer Sprache eine Art Rezept geschrieben war, mehrmals durch.

‚Schau an, er würde gar keinen üblen Boxer abgeben', dachte

Edward, als er den Pater betrachtete. In der Tat, Pater Hieronymus hatte einen großen Kopf mit mächtigen viereckigen Kinnladen und einen dicken Hals. Unter der schwarzen Soutane zeichnete sich ein wohlgenährter, kräftiger Körper ab.

»Soweit ich verstanden habe, wünscht Seine Eminenz, daß ich Ihnen helfe, sogar mehr – alles ausführe, was Sie für notwendig halten, mir aufzutragen«, äußerte sich schließlich Pater Hieronymus.

»Sie haben recht verstanden. Aber soviel ich weiß, ist Ihnen die neue Orientierung des Vatikans nicht ganz klar. Später erhalten Sie diesbezüglich genaue Aufklärung. Einstweilen aber werde ich Ihnen erzählen, wie die Dinge stehen«, antwortete Edward.

»Ja, das interessiert mich außerordentlich.«

»Nun also, Pater Hieronymus«, begann fast flüsternd Edward. »Sie kennen natürlich die Aufstellung der deutschen Armee?«

»Ja, in allgemeinen Zügen . . .«

Edward zog aus der Seitentasche eine geographische Karte und breitete sie auf dem Tisch aus. Beide beugten sich darüber. Edwards Finger glitt langsam vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee.

»Die deutsche Okkupationsgrenze verläuft annähernd so: Rostow am Don, Charkow, so ziemlich die ganze Ukraine . . . Dann geht sie hier nach Polen, dann nach Bjelorußland, Litauen, Lettland und endet in Estland. Ein Gebiet, fast dreimal so groß wie Deutschland selbst. Ich spreche nur von Deutschland«, fuhr Edward fort, »weil Österreich-Ungarn hier eine zweitrangige Rolle spielt. Nach genauen Angaben des französischen Generalstabs verfügt das österreichisch-deutsche Kommando auf dieser Ausdehnung über nicht weniger als neunundzwanzig Infanterie- und drei Kavalleriedivisionen. Die Gesamtzahl ihrer Armee beträgt dreihundertzwanzigtausend Mann.«

Pater Hieronymus lächelte kaum merklich.

»Ich verstehe, warum Sie lächeln, Pater Hieronymus. Sie denken, daß es nicht lohnte, Paris zu verlassen, um auszurechnen, wieviel hunderttausend Soldaten Deutschland auf einem Territorium besitzt, wo Frankreich vorläufig noch keinen einzigen hat. Ich sage ‚vorläufig', weil der Krieg weitergeht. Und der Krieg, Pater Hieronymus, schafft nicht nur neue Grenzen, sondern auch neue Staaten. Ich teile Ihnen jetzt etwas mit, was noch militärisches Geheimnis ist und was meine Reise hierher veranlaßt hat. Erstens, Deutschland hat den Krieg bereits verloren . . .«

»Den Krieg verloren?« Pater Hieronymus verbarg sein Erstaunen nicht. »Hat etwa die Entente Deutschland an der Westfront geschlagen?«

»Nein, noch hält sich die Front, aber das ist schon die Agonie. Ihr Untergang kommt von innen. Unser militärischer Aufklärungsdienst meldet eine ganze Reihe von Arbeiter- und Soldatenkundgebungen in Österreich, desgleichen in Berlin und Hamburg. Auf einem der Panzerkreuzer ist ein Aufstand ausgebrochen. Mit jedem Tag mehren sich die Meutereien, und die kaiserliche Regierung ist schon nicht mehr imstande, mit ihnen fertig zu werden. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die nächsten Tage die Nachricht von einer Revolution in Österreich und Deutschland bringen werden. Die Deutschen sind erschöpft. Nichts hat ihnen geholfen: weder die Besitzergreifung der fruchtbarsten Gebiete noch die Fortführung von Getreide und Vieh aus der Ukraine in das ausgehungerte Deutschland, die Nation ist nicht mehr imstande, den Krieg weiterzuführen, da ihr Hinterland in Flammen steht. Österreich aber hält sich überhaupt nur mit Deutschlands Hilfe. Wie Sie sehen, geschieht mit Deutschland dasselbe wie mit Rußland. Es wäre Torheit zu glauben, daß die Seuche der Revolution nicht in Europa eindringt. Sie ist schon eingedrungen. Ludendorff selbst hat zugegeben, daß die deutschen Truppenteile, die von der Ukraine an die französische Front hinübergeworfen wurden, vom Bolschewismus angesteckt und kampfunfähig, ja sogar gefährlich seien, weil sie die anderen zersetzen . . .«

»Sagen Sie, Pan Edward, bezieht sich das nur auf Deutschland?« unterbrach ihn Pater Hieronymus.

Einige Sekunden Schweigen. Edward fühlte erst jetzt, daß es kalt war in dem ungeheizten Zimmer. Man hörte Ludwika auf dem Flügel spielen. Er bewegte sich schwer im Sessel, sein Gesicht verfinsterte sich, und all das Warme, Zarte, von der Musik Herübergewehte abschüttelnd, begann er dumpf und hart zu sprechen:

»Der Bolschewismus kann die ganze zivilisierte Welt verschlingen, wenn er nicht im Keim vernichtet wird.« In der Stimme Edwards klang schroffe Entschlossenheit und außerdem – was nur dem scharfen Spürsinn des vor ihm sitzenden Jesuiten nicht entgehen konnte – Angst. Edward stand auf, machte einige Schritte, und vor Pater Hieronymus stehenbleibend, fuhr er fort: »Das ganze

Gebäude des deutschen Imperiums stürzt zusammen ... Es ist schwer zu sagen, was dort weiter werden wird. Wenn Berlin Moskau nachahmt und bei sich Sowjets schafft, so wird das eine schreckliche Gefahr. Denn die Truppen der Entente in ein von der Revolution erfaßtes Land zu führen, würde bedeuten, daß sich das Schicksal der Deutschen in der Ukraine wiederholt. Wenn jedoch die Sozialdemokraten – ich spreche von den rechten – die Macht in die Hände bekommen, dann löst die demokratische Henne den Kaiseradler ab, und Deutschland hört für Jahre hinaus auf, die Rolle einer Großmacht zu spielen.«

In den Augen Pater Hieronymus' erriet Edward eine stumme Frage.

»Sie fragen, warum ich hergekommen bin, da mich die Deutschen als französischen Spion erschießen könnten?«

»Ich habe, scheint's, davon nicht gesprochen. Aber ich gebe zu, daß es mich interessiert.«

»Ausgezeichnet! Verzeihen Sie die lange Einleitung. Also, warum ich hier bin? ... Sobald in Berlin die Feuersbrunst beginnt, wird sich die deutsche Armee in der Ukraine und in Polen auflösen. Die Deutschen werden abziehen, und das ganze von ihnen besetzte Gebiet wird in die Hände der Roten Armee übergehen. Können Sie sich vorstellen, was dabei herauskommen wird? Rotes Moskau – rotes Berlin! Das ist das Ende Europas. Weder Frankreich noch England können das zulassen. Die Situation verändert sich jäh. Bisher hat die österreichisch-deutsche Armee als Schranke gedient, die Europa vom kommunistischen Rußland schied. Jetzt bricht diese Schranke zusammen. Wenn wir an ihrer Stelle nicht eine andere errichten, werden die Sowjets alles überschwemmen ...«

»Wie kann man denn das verhindern?« fragte Pater Hieronymus, der gespannt zuhörte.

Edward nahm die Karte in die Hand.

»Indem man eine polnische Republik mit einer nationalen Armee schafft, die den Roten den Weg nach Westen versperrt. Lettland und Estland werden die ‚Selbständigkeit' erhalten und zusammen mit Polen und Rumänien unter dem Protektorat Frankreichs eine Kette von bewaffneten Pufferstaaten zwischen Rußland und dem Westen bilden. England wird sich mit Murmansk und Archangelsk beschäftigen. Entente-Landungstruppen werden die Roten im Norden, die Flotte von der Ostsee zurückdrängen. Eine zweite englische Zone ist der Nordkaukasus, Baku und Mittelasien. Die französische Flotte aber wird bei erster Gelegenheit ins Schwarze Meer einlaufen und Odessa und andere Häfen besetzen. Die Japaner haben sich Wladiwostoks bemächtigt und marschieren bereits nach Sibirien. In derselben Richtung operiert die russische weißgardistische Armee und das tschechoslowakische Korps. Polen wird zur selben Zeit versuchen, die Ukraine rechts des Dnjeprs, Litauen und Bjelorußland zu besetzen und, wenn das nicht gelingen sollte, dort sowjetfeindliche Regierungen zu schaffen. Derartig eingekesselt, wird Moskau ersticken. Aber wir Polen müssen uns beeilen, solange das Chaos nicht auch unsere Gegend erfaßt hat. Es müssen Streitkräfte vorbereitet werden, die imstande sind, alle diejenigen, denen es nach dem Abzug der Deutschen gelüsten könnte, in Polen Sowjets zu bilden oder etwas Ähnliches, mit Feuer und Schwert auszumerzen. Für uns ist es wichtig, Zeit zu gewinnen, Leute zu sammeln, sie zu bewaffnen, Verwaltungsorgane und Gendarmerie zu schaffen. Frankreich gibt uns Munition und Waffen auf Kredit und schickt uns etwa anderthalbtausend Offiziere. Dann werden wir anders reden. Aber jetzt gilt es zu handeln, und zwar auf das entschiedenste. Um so mehr, als dies ja nicht eine Frage der allgemeinen Politik, sondern auch unser beider Schicksal ist: wenn wir die polnischen Bolschewiki nicht vernichten, so werden sie uns vernichten!«

Edward verstummte, die Karte betrachtend. Dann fügte er, als ob er sich auf etwas besinne, hinzu:

»Übrigens hat Seine Eminenz, der Kardinal, mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß, falls Ihre Arbeit sich als erfolgreich erweist, er keinen passenderen Generalvikar für Wolhynien finden könne als Sie.«

Pater Hieronymus' Äuglein behielten ihren gewohnten Ausdruck.

»Ich erwarte Ihre Anordnungen, Pan Edward.«

»Ausgezeichnet, Pater Hieronymus!« Edward setzte sich. »Also lassen Sie uns handeln ... In etwa zwei Tagen fahre ich nach Warschau zu einer Beratung. Während dieser Zeit werden Sie Ihre Kollegen im Bezirk über die Lage informieren. Aber gehen Sie vorsichtig zu Werke.« Edward bemerkte eine ungeduldige Handbewegung des Jesuiten und begriff, daß dieser letzte Satz überflüssig war. »Vorläufig kein Wort über meine Ankunft und meine Mission! In drei Wochen ist der Geburtstag meiner Frau! Unter diesem Vor-

wand werden wir hier die besten Familien der Umgegend und die wohlhabendsten Leute, die an unseren Aktionen interessiert sind, versammeln. Gleichzeitig werden Sie bei sich eine ‚Narada'[1] der katholischen Geistlichen einberufen. Bemühen Sie sich außerdem, persönlich mit den örtlichen Politikastern zusammenzutreffen. Wer führt denn bei Ihnen jetzt das große Wort?«

»Ein PPS-Mann – Advokat Sladkiewicz.«

»Was, der ist schon Sozialist? Das ging ja schnell! Ein durchtriebener Mann! Seien Sie mit ihm besonders vorsichtig, Pater Hieronymus! Bis die Lage sich klärt, ist dieser Bursche imstande, uns dreimal an die Deutschen zu verkaufen. Ich werde aus Warschau einige Offiziere mitbringen, die man in anständigen Familien unterbringen muß. Wir werden mit der Auslese von Leuten beginnen und sie allmählich bewaffnen . . . Einer von Ihren Kollegen könnte in seiner Predigt zum Kampf für das Vaterland und ein Großpolen aufrufen. Selbst wenn man ihn verhaftet – macht nichts, wir holen ihn 'raus! Ich bringe Geld mit. Einstweilen sind hier fünfzehntausend Mark. Übrigens informieren Sie alle, die es angeht, über den bevorstehenden Zusammenbruch der deutschen Markwährung. In Warschau werde ich mit dem päpstlichen Nuntius zusammenkommen und ihn um Rat fragen, wie Sie weiterhin zu handeln haben. Aber jetzt ist die Hauptaufgabe, Kräfte zu sammeln . . . Das ist, scheint mir, alles, was ich Ihnen sagen wollte. Jetzt bitte ich Sie, zum Fürsten Zamojski zu fahren und ihm diesen Brief zu übergeben.«

Beide erhoben sich.

ZWEITES KAPITEL

Franciszkas Blicke hingen wie gebannt an dem Burschen, der auf dem Hof Holz hackte: jetzt holte er kräftig zum Schlage aus, schlug zu, und die Hälfte des Holzklotzes flog weit zur Seite. Ein zweiter Schlag, ein dritter . . . Schnell wuchs der Berg der Holzscheite. Und

[1] Beratung. *Die Red.*

in dem leichten Schwung des Beils spürte man Sicherheit und jugendliche Kraft.

»Du solltest dich ein bißchen ausruhen. Wozu beeilst du dich so?« sagte Franciszka, den ausgeklopften Teppich zusammenlegend.

Der junge Mann sah das Stubenmädchen verwundert an. Er hatte blaue Augen, darüber schwarze Brauen, die zum Fluge ausgebreiteten Schwingen glichen . . . Eine widerspenstige Locke hing ihm in die Augen.

‚Hübsch ist der Junge, ohne jeden Zweifel; er weiß es nur noch nicht. Die Lippen sind noch kindlich, noch ungeküßt', bemerkte Franciszka mit dem erfahrenen Blick der Frau.

Sie lächelte ihm zu. In diesem hochgewachsenen, kräftigen Burschen war etwas Gutes, Unberührtes. Seltsam, daß seine Stimme nicht jugendlich gebrochen, sondern schon kraftvoll, männlich war.

»Vielleicht störe ich Sie?«

»Nicht im geringsten!« entgegnete Franciszka. »Aber du arbeitest doch seit dem frühen Morgen ohne auszuruhen, als ob dich jemand antriebe. Hast du zu Mittag gegessen?«

»Ich habe . . . das heißt . . . ich habe nichts zu essen. Und ich bin auch gar nicht hungrig.«

»Ach, mach mir doch nichts vor! Dummheiten! Hilf den Teppich hineintragen, dann gehen wir in die Küche und lassen uns etwas zu essen geben. Ich habe auch nicht zu Mittag gegessen.«

Der Bursche war unentschlossen.

»Das ist nicht vereinbart worden . . . Ihr Ältester, der mich gedungen hat, der im langen blauen Rock, hat von Mittagessen nichts gesagt.«

»Das ist mein Schwiegervater . . . Nimm den Teppich! Iß nur ruhig; bei denen dort reicht es nicht nur für dich, sondern noch für ein ganzes Dutzend. Davon werden die nicht ärmer!« Franciszka zupfte ungeduldig ihre Schürze zurecht.

Der junge Mann lud sich den riesigen Teppich auf die Schulter und folgte dem Stubenmädchen in den Palazzo.

»Gib uns etwas zu essen, Barbara. Aber reichlich! Den Burschen muß man füttern, und ich selbst habe tüchtigen Hunger«, sagte Franciszka, nachdem sie die Küche betreten hatte. »Wegen dieses

Festes geht im Hause alles drunter und drüber! Aber was wird erst sein, wenn der Tag heranrückt ... Empfang von hundert Gästen, ein Orchester aus der Stadt ... Heilige Mutter Gottes! So etwas hat es schon lange nicht gegeben«, sagte Franciszka, dem Burschen einen Platz am Tisch anweisend, wohin Barbara schon die Teller mit der roten Rübensuppe gestellt hatte.

»Wie heißt du?« fragte Franciszka, dem Burschen zum zweiten Male den Teller füllend.

»Raimund.«

»Und mit Zunamen?«

»Rajewski.«

»Bist du aus der Stadt? Hast du Vater und Mutter?«

»Ja.«

»Na, wahrscheinlich geht's euch schlecht, daß du Gelegenheitsarbeit machst. Ist der Vater im Felde?«

»Nein.«

Franciszka ließ nicht nach:

»Wo ist er denn?«

Der junge Bursche schwieg.

Franciszka seufzte verständnisvoll.

»Wahrscheinlich hat er euch im Stich gelassen?«

Hela kam in die Küche gelaufen. Den unbekannten Burschen anblitzend, zwitscherte sie:

»Die Herrschaften fahren zu Zamojskis ... Die Gräfinnen in der Kutsche, und der junge Graf begleitet sie zu Pferde. Anelia frisiert Gräfin Stefania, und ich laufe in den Pferdestall, sagen, daß sie in einer Stunde vorfahren sollen.«

Die Tür öffnete sich abermals.

Józef kam herein.

»Schon wieder Fremde in der Küche! Was habe ich gesagt, Franciszka? Übrigens – iß schneller, du wirst oben verlangt«, sagte er gereizt.

»Was soll das heißen? Nicht einmal ruhig essen lassen sie einen! Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht läuft man, läuft – und alles ist noch zu wenig! Immer wird man noch schikaniert«, antwortete bissig Franciszka.

»Na, na, halt deine Zunge im Zaum!« schnauzte Józef sie an. »Und du, Bursche, mach die Arbeit fertig, dann kannst du müßig

sitzen, soviel du Lust hast. Hier hast du nichts zu suchen ... Das Holz wird dort aufgestapelt, auf dem Hinterhof, im Schuppen. Kehr den Hof! Dann komm ums Geld. Nun geht an eure Arbeit!« sagte Józef mit erhobener Stimme.

Raimund erhob sich so rasch, daß der Alte zurückprallte.

»Besten Dank für die Bewirtung«, sagte er mit gepreßter Stimme, halb zu Franciszka, halb zu Józef gewandt, und begab sich schnell zur Tür.

Als die letzte Tracht Holz aufgestapelt, der Hof gekehrt war, zog Raimund seine Jacke an, nahm das Beil unter den Arm und ging zum Haupteingang.

Der Palazzo stand auf einer Anhöhe, an derem Fuße ein Fluß vorbeiströmte. Zwei breite Granittreppen führten zu ihm hinab. Da, wo der steile Abhang begann, bildeten die Beete einen Bogen, und um sie herum lief ein meterhohes Drahtgitter. An den Treppen befand sich das runde Bassin eines vernachlässigten Springbrunnens. In alten Zeiten hatte hier das befestigte Schloß der Grafen Mogielnicki gestanden. Überreste der Festung waren noch auf der Flußseite erhalten.

Die Vorderfront des Palazzo war dem Park zugewandt. An der Freitreppe war ein riesiger betonierter Halbkreis. Eine breite, mit rotem Sand bestreute Allee führte zum Haupteingang des Parks. Durch einen Obstgarten wurden Seitengebäude, Ställe und die übrigen Wirtschaftsgebäude vom Palazzo abgetrennt.

An der Freitreppe stand eine offene Equipage. Der hochgewachsene Kutscher vermochte kaum die feurigen Pferde zu zügeln. Der stallmüde, bildschöne Hengst schlug ungeduldig den Beton mit den Hufen, schielte böse nach dem herankommenden Raimund und schnaubte bedrohlich.

»Na, mach keinen Unfug, du Satan!« rief der Kutscher, die Zügel straffziehend, dem Hengst zu.

Leichte Schritte ertönten. Raimund wandte sich um und begegnete Ludwikas Blick. Sie sah ihn nur einen Augenblick an. Er aber fuhr fort, sie unverwandt zu betrachten, verwundert, wie Kinder zu schauen pflegen.

Sie stieg leicht in die Equipage.

»Wo ist denn Stefania? Und mein Pferd? Jan, lauf in den Stall, sie sollen mir sofort Laska herbringen. Wie oft muß ich noch

befehlen!« schnarrte jemand in scharfem Ton hinter Raimunds Rücken.

Der Kutscher stieg schwerfällig vom Bock.

»Jemand muß die Pferde am Zügel halten, durchlauchter Pan.«

»He, du! Wie heißt du dort? Halt die Pferde!« schrie befehlend – hochmütig die dicken Lippen schürzend – ein junger Mensch in Reitjacke und Ledergamaschen, der ungeduldig eine Reitgerte in der Hand drehte, Raimund zu. Er war noch bartlos, kurzbeinig und dick.

»Ich bin nicht Ihr Lakai! . . .«, entfuhr es Raimund.

Wladyslaw war einen Augenblick verdutzt. Dann schwang er voll Wut die Reitgerte, schlug aber nicht zu. Er fühlte instinktiv, daß dieser Bursche fähig war, ihm für den Schlag den Schädel mit dem Beil zu spalten.

»Dann mach, daß du fortkommst! Wer hat dich hier hereingelassen? He, Józef, oder wer dort ist! Wo zum Teufel steckt ihr alle?« schrie Wladyslaw außer sich, dem Kutscher die Zügel aus den Händen reißend.

Raimund ging langsam von der Auffahrt fort, in die Küche zur Abrechnung.

Währenddessen kam Stefania heraus.

Einige Schritte von dem Gitter, das das Plateau vom Abhang trennte, blieb Raimund stehen; ein Motorrad, das durch die Allee gerast kam, fesselte seine Aufmerksamkeit; es wurde von einem deutschen Soldaten, mit einem Karabiner auf dem Rücken, gelenkt. Das Motorrad kam plötzlich direkt vor der Equipage aus der Allee heraus, und vor dem betäubenden Krachen des Motors sprangen die Pferde zur Seite. Der Hengst bäumte sich auf, die Deichsel krachte. Wladek ließ die Zügel fahren und stürzte zur Treppe, um sich vor den Hufen des Hengstes zu retten. Der Soldat, um einen Zusammenstoß zu vermeiden, gab Vollgas und wandte das Motorrad in scharfem Winkel zur Seite. Die Pferde scheuten und gingen in der Richtung des Abhangs durch. Ein verzweifelter Schrei Stefanias peitschte sie nur noch mehr auf. Noch einige Sekunden – und alles wäre hinabgestürzt. Die Pferde spürten den Abhang nicht, der durch Gebüsch verdeckt war. Raimund warf sich den tollgewordenen Pferden entgegen, begriff aber in diesem selben Moment, daß er die von Angst geblendeten Tiere nicht aufhalten könne. Sie hätten ihn zerstampft, bevor er noch etwas hätte ausrichten können . . .

Erst im letzten Augenblick fühlte er das Beil in seiner Hand. Schon war vor ihm das Maul des wilden Hengstes! . . . Ein schrecklicher Beilhieb gegen die Stirn streckte das Pferd zu Boden. Und im gleichen Moment fiel Raimund selbst von dem Stoß der eisenbeschlagenen Deichsel nieder. Über ihn stürzte strauchelnd das zweite Pferd.

Auf den Lärm kam das ganze Gesinde herbeigelaufen. Sie zogen die bleichgewordene Ludwika aus der Kutsche, und erst dann stürzten sie zu dem sich am Boden windenden Pferd, unter dem Raimund lag. Als es endlich gelang, ihn zu befreien, gab er kein Lebenszeichen von sich. Man legte ihn auf den Boden. Alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen, und er schien tief zu schlafen.

Die Männer bemühten sich um die Pferde. Der Hengst lag mit zerschmettertem Schädel ebenso unbeweglich da wie der, der ihn erschlagen hatte.

»Er hat ihm ja den Schädel eingeschlagen! Ein solch teures Pferd zugrunde gerichtet«, ließ sich der endlich zu sich gekommene Wladyslaw vernehmen.

»Wir müssen Gott danken, daß die Gräfin heil und unversehrt ist! Jesus Christus! Was hätte geschehen können! Und Graf Edward ist fortgefahren«, brummelte mit vor Aufregung trockenen Lippen Józef.

Der eben durchlebte Schrecken Wladyslaws verwandelte sich in Wut, und er fiel über die ihn umgebenden Diener her:

»An allem seid ihr schuld, Schmarotzer, verfluchte! Gefaulenzt habt ihr, Taugenichtse! Wo wart ihr alle, als die Equipage vorgefahren ist? Und wie darf es jeder hergelaufene Soldat wagen, sich mit seiner Karre hier herumzutreiben?«

Das ging schon an die Adresse des eben aus dem Hause heraustretenden Sonnenburg. Der Major entschuldigte sich bei Ludwika wegen der ihr verursachten Unannehmlichkeit. Wladyslaw ging schnell auf ihn zu.

»Herr Major, ich verlange, daß dieser Lümmel, der um ein Haar die Gräfin ins Verderben gestürzt hätte, arretiert wird . . . Außerdem kostet das Pferd einige tausend Mark, die dieser Idiot in seinem ganzen Leben nicht verdienen wird. Ferner müssen Sie Ihren Soldaten klarmachen, daß hier kein Gasthof ist«, sagte, deutsch radebrechend, Wladyslaw.

Der Major, hochgewachsen und dürr wie ein getrockneter Hering, salutierte höflich vor Ludwika und wandte sich nach Wladyslaw um.

»Womit kann ich Ihnen dienen, junger Mann?«

»Ich bin für Sie kein junger Mann, sondern Graf Mogielnicki! Ich bitte, das nicht zu vergessen, Herr von Sonnenburg!«

»Ausgezeichnet. Wenn Sie aber in dem gleichen Ton fortfahren werden, so lehne ich es ab, Sie anzuhören. Der Motorradfahrer hat seine dienstliche Pflicht erfüllt, und man kann ihn nicht dafür verantwortlich machen, daß Sie die Zügel hingeworfen und die Gräfin ihrem Schicksal überlassen haben«, antwortete Sonnenburg scharf und ging mit dem Soldaten ins Haus, im Gehen den Brief öffnend, der die Aufschrift trug »Streng geheim, sehr eilig. Persönlich öffnen«.

In diesem Durcheinander hatte man Raimund vergessen. Ludwika bemerkte es zuerst.

»Mein Gott, wie konntet ihr ihn nur ohne Hilfe lassen!« rief sie. »Tragt ihn sofort ins Haus! Stefa, bitte den Major, nach dem Feldscher zu schicken.«

Der Major las in seinem Zimmer:

»... Sende chiffriertes Funktelegramm. In Österreich-Ungarn außerordentlich starke Unruhen. Seine kaiserlich-königliche Hoheit hat dem Thron entsagt. Befehle, mit allen Mitteln – bis zum Erschießen der Agitatoren – die Disziplin unter den Truppen aufrechtzuerhalten. Unterordnen Sie sich nur den Befehlen der Obersten Heeresleitung. Ludendorff.«

»‚Ergänzende Anweisungen folgen ... Nach Kenntnisnahme verbrennen ...'«, flüsterte Sonnenburg.

»Tiefe Ohnmacht. Es ist nur ein Schock, nichts gebrochen. Vorläufig nicht anziehen. Gleich geben wir ihm eine Kampferspritze«, sagte der deutsche Feldscher mit der Roten-Kreuz-Binde am Arm.

Raimund lag mit einer warmen Decke zugedeckt auf einem breiten Diwan im Rauchzimmer. Der Diener Adam und Franciszka pflegten ihn. Auch Stefania nahm teil an ihren Bemühungen.

Als Raimund zu sich kam, trat Ludwika ins Zimmer.

»Na also ... der Puls wird schon kräftiger ... Der junge Mann benimmt sich gut. Jetzt braucht er absolute Ruhe ... Was ist das? Es wird zum Sammeln geblasen? Ich muß gehen. In einer Stunde komme ich wieder. Aber man darf ihn nicht allein lassen«, sagte der Feldscher, sich vom Diwan erhebend.

»Sie können gehen«, wandte sich Stefania an Franciszka und Adam. »Die Gräfin und ich werden etwas hierbleiben. Es ist alles gut abgelaufen. Er kommt zu sich«, antwortete Stefania leise auf die stumme Frage Ludwikas, als sie allein geblieben waren. »Findest du nicht, Ludwika, daß er schön ist?«

»Stefa, schämst du dich nicht?!«

Raimund hob mit Mühe die bleischweren Augenlider. Stefania, die an seinem Kopfende saß, beugte sich freundlich zu ihm. Lange betrachtete der Jüngling mit umflortem Blick die unbekannte elegante Dame, ihre verschmitzten Augen, ihre grellrot gefärbten Lippen, ohne zu verstehen, wo er sich befand und was mit ihm vorging. Stefania erzählte ihm vorsichtig von allen Ereignissen. Er versuchte sich aufzurichten, aber Stefania hielt ihn zurück:

»Bleiben Sie ruhig liegen!«

Als Ludwika seine Bewegung bemerkte, ging sie zum Diwan und nahm Raimunds Hand.

»Wie kann ich Ihnen danken?« fragte sie leise.

Draußen knatterte aufs neue das Motorrad, das den Major davontrug.

Jetzt erst erinnerte sich Raimund an alles. Ihm wurde kalt und unbehaglich.

»Wo sind meine Sachen? Ich will fortgehen«, flüsterte er.

»Gleich bringt man Ihnen einen Anzug und hilft Ihnen, sich anzukleiden; aber Sie dürfen nicht weggehen, solange Sie noch nicht bei Kräften sind«, sagte Stefania, hinter Ludwika das Zimmer verlassend.

Schwankend vor Schwindel, kaum imstande, sich auf den Füßen zu halten, zog sich Raimund an. Als Józef ins Zimmer trat, einen Tuchanzug, Stiefel und eine Jägerjoppe auf dem Arm, fand er Raimund bereits angekleidet.

»Das schickt dir die erlauchte Pani.« Józef legte die mitgebrachten Sachen auf einen Stuhl. »Außerdem hat sie befohlen, dir zweihundert Mark zu übergeben«, damit streckte er Raimund ein Päckchen Banknoten entgegen. »Auch hat sie befohlen, dir zu essen zu geben und dich in die Stadt zu bringen.«

Das Zimmer drehte sich langsam vor Raimunds Augen. Er machte eine schwache Bewegung mit der Hand, um das Gleichgewicht zu bewahren.

»Und wieviel habe ich für das Holz zu bekommen?« fragte er.

»Für das Holz – drei Mark, wie wir ausgemacht haben. Aber jetzt hast du doch zweihundert bekommen, wozu noch mehr?«

Raimund zog aus dem Banknotenpäckchen drei Mark heraus, legte das übrige Geld auf den Tisch und ging schweigend hinaus.

Jenseits des Parktores wandte er sich um und schaute lange das Herrenhaus an. Dann ging er langsam der Stadt zu. Der Wind peitschte ihm ins Gesicht, drang ihm unter die kurze Jacke. Aber er ging immer weiter und weiter, stolpernd und taumelnd, als sei er betrunken . . .

»Herr Oberleutnant, bei diesen beiden sind die Passierscheine nicht in Ordnung. Was befehlen Sie?« meldete salutierend der untersetzte Wachtmeister.

Schmultke sah die Verhafteten an. Der eine mit den hängenden Schultern, in einer abgetragenen österreichischen Soldatenuniform, das Gesicht ganz mit stachligen Borsten bedeckt, sah ihn böse an, und zwinkerte häufig, als ob der Rauch von der Zigarette des Offiziers ihm in die Augen beiße. Der andere, hochgewachsen, mit einem langen Schnurrbart, der grau war wie Zigarrenasche, in schwarzem Überrock und kurzen Soldatenstiefeln, stand ruhig, gleichgültig da, die aussteigenden Passagiere betrachtend.

»Warum habt ihr keinen Sichtvermerk auf dem Passierschein?« fragte Schmultke streng.

»Es sind schon drei drauf, aber den vierten konnten wir nicht bekommen – es war niemand da. Alle haben's eilig, nach Hause zu kommen. Denen ist nicht nach Sichtvermerken zumute«, sagte bissig und schadenfroh der erste.

»Wie stehst du da? Stillgestanden! Ich werde dich lehren, Canaille, wie man mit einem Offizier spricht! Welches Regiment? Warum bist du ohne Schulterklappen und Kokarde? Bist desertiert, Schurke?« schrie Schmultke, der endlich jemand gefunden hatte, an dem er seine Wut auslassen konnte über einen dreitägigen ununterbrochenen Wachtdienst auf dem Bahnhof, wo seine Schwadron die Deserteure der österreichisch-ungarischen Armee aus den Zügen herausfischte.

»Was für ein Deserteur? Ich war in Rußland in Gefangenschaft

und kehre jetzt in die Heimat zurück. Wollen Sie sich bitte überzeugen«, antwortete, die Stimme dämpfend, der Soldat.

Schmultke sah die Papiere der Festgenommenen durch. Auf dem abgegriffenen, schmutzigen Ausweis, ausgestellt für den Kriegsgefangenen Mieczyslaw Przygodzki, war der Stempel der Kiewer Kommandantur mit einem kurzen Vermerk: »Geprüft. Invalide. Reise in die Heimat gestattet«. Der zweite Ausweis lautete auf den Namen Sigismund Rajewski, Monteur der Warschauer Wasserleitung, dem ebenfalls die Reise zum Wohnort seiner Familie gestattet wurde.

»Was hast du nach 1917 in Rußland gemacht?«

»Kartoffeln gegraben, Herr Oberleutnant.«

In der Antwort des Soldaten spürte Schmultke versteckten Hohn.

»Macht nichts, ich werde dich sitzenlassen, bis wir alles ermittelt haben . . . Und warum haben Sie keinen Sichtvermerk«, wandte sich Schmultke an den Hochgewachsenen, den er unwillkürlich mit »Sie« anredete.

»Ich spreche nicht deutsch«, antwortete jener auf polnisch.

»Er ist Pole und versteht Sie nicht«, übersetzte der Soldat. »Wir sind zusammen gefahren. Er ist auch in der Kommandantur gewesen, wegen dem Sichtvermerk. Aber es war niemand da, der ihn geben konnte. Wir sind Landsleute, Hiesige.«

Die Erklärungen halfen nichts. In diesen Tagen war Schmultke derartig gereizt, daß er sich nur mit Mühe von scharfen Ausfällen zurückhielt. Jetzt hätte er gar zu gern diesem Flegel eins in die Schnauze gegeben, diesem Burschen, der noch vor einer Woche vor jedem Offizier gezittert hatte und heute, wo man in dem idiotischen Österreich-Ungarn diese Suppe eingebrockt hatte, die Frechheit besitzt, in einem solchen Ton zu sprechen . . . Was soll denn noch werden? Heute sind siebenundfünfzig Deserteure aus dem Zug herausgeholt worden, davon elf mit Waffen. Und Telegramme melden, daß eine allgemeine Flucht einsetzt. Wenn diese Welle hier heranrollt . . . Zum Teufel nochmal!

»Bringt sie in die Kommandantur! Morgen prüfen wir nach, ob sie wirklich hier in der Stadt wohnen.«

»Na, da wären wir ja sozusagen angelangt! Die ganze Nacht müssen wir in diesem Wanzennest zubringen! . . . Morgen wird er alles ermitteln! . . . Einen ganzen Monat bin ich gefahren, bin fast bis nach Hause gekommen, und da, direkt an der Schwelle, wird man hinter Schloß und Riegel gesetzt! Verhüte Gott, daß der mir mal im Dunkeln begegnet!« knirschte Przygodzki und schleuderte wütend seinen Rucksack auf die Holzpritsche, nachdem man sie im leeren Arrestlokal eingeschlossen hatte.

»Du bist selbst ein wenig schuld, mein Freund. Hättest mit ihm ein bißchen vorsichtiger sein sollen. Wo wohnst du eigentlich?«

»Na hier, nicht weit von der Stadt, auf dem Gut der Mogielnickis.«

»Und wen hast du dort?«

»Na, Frau, Vater, Bruder . . . mit einem Wort – mehr als genug. Wahrscheinlich leben sie herrlich und in Freuden! Unsere ganze Sippschaft dient seit Urzeiten bei den Mogielnickis als Lakaien. Der Vater ist Haushofmeister, der Bruder Lakai, meine Frau Stubenmädchen. Und ich war Pferdeknecht. Als Diener haben sie mich nicht genommen – die Fratze hat ihnen nicht gepaßt. Und ich hätte auch selber nicht gemocht. Ein Hundeberuf! Männchen machen und mit dem Schwanz wedeln, wenn der Herr dir einen Nasenstüber gibt. Mit den Pferden ist's viel angenehmer.«

Rajewski breitete seinen Überrock auf die Pritsche, nahm die Mütze ab und legte sich nieder, das Gesicht dem Soldaten zugekehrt. Der betrachtete den von grauen Fäden silberschimmernden Haarschopf des Nachbarn.

»Wie alt sind Sie, Pan Rajewski?«

»Fünfundvierzig. Warum denn?«

»Na so, ich schaue Sie an, ganz grau sind Sie. Wovon eigentlich?«

Die strengen buschigen Brauen Rajewskis zogen sich zusammen.

»Es kommt vor, daß man schon mit zwanzig grau wird.«

Einige Minuten schwiegen beide.

»Ein verschlossener Mensch sind Sie, Pan Rajewski«, sagte schließlich Przygodzki. »Ich beobachte Sie schon lange im stillen. Schauen Sie, dem Deutschen haben Sie gesagt, daß Sie ihn nicht verstehen, und es ist doch gar nicht wahr!«

Rajewski schaute ihn aufmerksam an. Przygodzki lächelte besänftigend:

»Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, Pan Rajewski! Wenn ich auch aus einem Geschlecht von Spürhunden bin, die Seele aber habe ich dem Teufel noch nicht verkauft. Auch ich habe über so manches nachzudenken. Wenn dieser deutsche Dickwanst wüßte, was für ‚Kartoffeln' ich dieses ganze Jahr hindurch ‚gegraben' habe, würde er mit mir ganz anders reden. Wenn es Sie interessiert, kann ich Ihnen einiges aus meinem Leben erzählen. Wir haben ja sowieso nichts zu tun. Da vergeht die Zeit schneller . . .«

Rajewski beobachtete die unruhigen Bewegungen des Soldaten.

»Ich will Ihnen etwas sagen, Przygodzki«, antwortete er nach einer Pause. »Man muß nicht immer alles erzählen, was man gern erzählen möchte. Sie machen auf mich den Eindruck eines anständigen Menschen. Aber jetzt ist nicht die Zeit, Überflüssiges zu reden, wenn man auch ohne das auskommen kann. Wären Sie zum Beispiel dem Deutschen nicht auf die Hühneraugen getreten, so säßen wir beide jetzt schon zu Hause . . .«

Der Soldat setzte sich zu ihm auf die Pritsche.

»Was wahr ist, ist wahr! Aber wissen Sie, es gibt Stunden, wo es einem trostlos zumute ist; da muß man doch jemandem sein Herz ausschütten. Besonders, wenn man fühlt, daß der andere alles auf menschliche Weise versteht. Da bin ich jetzt fast daheim, aber eine große Freude ist's nicht für mich.«

»Warum?«

»Hören Sie, wie das alles gekommen ist. Ich muß weit ausholen, werde von Anfang an erzählen . . . Verheiratet habe ich mich unmittelbar vor dem Kriege. Habe auf dem Lande ein gutes Mädchen gefunden, sogar schön war sie, freilich ein bißchen übermütig. Im Anfang haben Franciszka und ich auf dem Vorwerk neben dem Herrenhof gewohnt . . . Da kam der Krieg. Bei den Grafen aber lag die Sache so: der älteste Sohn, Edward – er hat ein Gut in der Nähe von Warschau –, diente bei der russischen Garde, und der mittlere, Stanislaw – er hat Besitzungen in Galizien und in der Ukraine –, wurde durch die Mobilmachung österreichischer Offizier. Als die Deutschen unsere Gegend besetzten, wurde er Adjutant des hiesigen Garnisonschefs. Es zeigte sich, daß, wer auch immer den Krieg gewinnen mag, die Mogielnickis dabei nicht verlieren werden. Auf Bitten des Vaters nahm Graf Stanislaw mich als Burschen zu sich. Und alles war sozusagen in bester Ordnung. Da wurden die Herr-

schaften aus irgendeinem Grunde auf Franciszka aufmerksam. Sie gefiel ihnen, und sie machten sie zum Stubenmädchen. Sie zog in den Anbau am Palazzo hinüber. Sie stellten sie an, für den alten Grafen zu sorgen. Er ist ständig krank. Ganze Nächte muß man um ihn herum sein. Da fing ich an zu merken, daß irgend etwas mit ihr nicht stimmte. Sie sagt mir nichts, aber ich sehe – etwas quält sie. Jeden Abend kam ich aus der Stadt zu ihr. Da sah ich eines Morgens, als sie noch schlief, an ihrer Brust blaue Flecke, als hätte sie jemand gebissen. Da packte mich eine rasende Wut. Beinahe hätte ich sie erwürgt. Da gestand sie, daß der alte Graf hinter ihr her sei. Ständig quälte er sie. Sie konnte sich nicht vor ihm retten. Als sie sich zu wehren versuchte, drohte er ihr, daß man mich am nächsten Tag an die Front schicken und sie selbst vom Hof jagen würde . . . Und solche Sachen erzählte sie, daß ich ganz außer mir geriet. Dieses alte Geschmeiß sollte schon längst verreckt sein! Ein Sack mit Eingeweiden! Zu nichts ist er fähig. Obwohl er nicht mehr kann, läßt er kein Weib in Ruhe. Beißen tut er . . . Den ganzen Tag ging ich herum wie ein Wahnsinniger. Nachts kam ich – sie war nicht da. Ich stürzte ins Haus. Versuchte mit Gewalt beim Alten einzudringen. Was dann passiert ist, weiß der Teufel! Ich besinne mich nicht mehr . . . Aber alle liefen zusammen, ließen mich nicht durch, obgleich ich wie ein Rasender um mich schlug! Graf Stanislaw hieb mir dermaßen mit dem Revolver über den Schädel, daß man mich bewußtlos auf den Hof hinausschleifte. Verhaftet haben sie mich wegen ‚Gewalttätigkeiten in betrunkenem Zustand' und am nächsten Tag mit einem Truppentransport an die Front geschickt. Dort habe ich mich bei erster Gelegenheit den Russen ergeben.

Die haben uns nach Sibirien getrieben, in Konzentrationslager. Das war Ende 1915. Haben wir dort ein Elend ausgestanden! Fünfunddreißig Kopeken gab's pro Kopf und Tag für den Gemeinen! Die Offiziere aber bekamen sieben Rubel. Die Soldaten verreckten durch Hunger und Typhus, die Offiziere aber ließen sich keine grauen Haare darüber wachsen . . .

Da kam die Revolution. Im Jahre 1917 hielten wir es weder mit den einen noch mit den andern. Als dann aber die Bolschewiki die Richtigen beim Schlafittchen packten, da begannen auch wir Gefangenen uns zu rühren. Unter den Offizieren fand sich ein verwegener Bursche, ein Ungar – Leutnant Scheino. Der sagte uns

direkt: ‚Brecht die Vorratslager auf, Jungens, nehmt euch Lebensmittel und Uniformen!' Das haben wir denn auch gemacht. Nur war die bolschewistische Revolution noch nicht bis dorthin gedrungen. Man hat uns schön hochgenommen. Scheino und uns Anführer unter den Soldaten steckten sie ins Gefängnis und wollten uns vor ein Kriegsgericht stellen. Aber da ging der Tanz los! Die Bolschewiki drangen auch bis zu unseren Lagern vor. Sie befreiten alle. Kundgebungen wurden abgehalten. Da beschloß ein Teil der Soldaten, die Bolschewiki zu unterstützen. So anderthalbtausend haben sich zusammengefunden – wenn nicht mehr –, Ungarn, Galizier . . . Meistens Kavalleristen. Wir haben uns bewaffnet und Pferde beschafft. Haben die Stadt besetzt, das Gefängnis geöffnet. Haben Scheino aufgestöbert und ihm gleich geradeheraus erklärt: ‚Wenn du wirklich ein anständiger Mensch bist und mit dem einfachen Volk fühlst, dann übernimm das Kommando und handle.' Der Leutnant besann sich nicht lange. ‚Stehe gern zu Diensten. Verschafft mir ein Pferd und zwei Mauserpistolen!' sagte er. Und wir gingen daran, mit den russischen Herren Offizieren abzurechnen. Das hat mir so gefallen, daß ich ein halbes Jahr nicht vom Pferd heruntergekommen bin. Leutnant Scheino und seine Kriegsgefangenen blieben als Partisanen im Fernen Osten. Mich aber zog es näher zur Heimat. Bin in die Ukraine übergesiedelt. Da hat sich ebenfalls Arbeit für mich gefunden. Habe gekämpft, bis ich den Deutschen in die Klauen geraten bin. Ich war auf Erkundung in ein Dorf geschickt worden. Wurde von einer Streife geschnappt. Gut, daß ich keine Waffe bei mir hatte. Kam als Kriegsgefangener durch: die alten Papiere halfen mir aus der Patsche. Mit großer Mühe erreichte ich, daß man mich nach Hause ließ.«

Przygodzki schwieg und saß unbeweglich; sein Kopf hing müde herab.

»Warum erzählst du mir von deiner Sache bei den Bolschewiki? Ich bin ein fremder Mensch für dich. Wir sind nur drei Tage zusammen gereist. Wirst nochmal mit solchen Reden an den Unrechten kommen und dich selbst an den Galgen liefern«, sagte Rajewski leise.

»Das tue ich Ihretwegen, damit Sie mich nicht schief ansehen . . .«

»Aber was gehe ich dich an? Ein seltsamer Kauz. Ich glaube, du bist da auf dem Holzwege. Wollen wir das Reden lassen und uns schlafen legen.«

In das Arrestlokal stahl sich die Dämmerung. Das Stimmengewirr jenseits der Mauern verstummte. Man hörte, wie der Regen gegen die Scheiben peitschte.

»Ich habe Sie erst jetzt erkannt, Genosse Rajewski, als Sie die Mütze abgenommen haben. Drei Tage habe ich mir den Kopf zerbrochen, wo ich Sie schon gesehen habe! Sie sehen dem Kommissar der zusammengesetzten Internationalen Brigade auffallend ähnlich. Nur ist das hier kein passender Platz für Sie, und der Name war anders – jener wurde Genosse Chmury[1] genannt. Aber wenn ich Sie lange anschaue, scheint es mir, als ob es ein und derselbe wäre . . . Nun, ich habe es erzählt, damit Sie mich nicht schief ansehen. Schauen Sie, wir sind einander nicht mal so fremd.«

Rajewski lächelte in seinen grauen Schnurrbart hinein.

»Solche Ähnlichkeit kommt doch vor! Nur ist das eine gefährliche Ähnlichkeit. Sie könnte einen für nichts und wieder nichts an den Galgen bringen.«

Przygodzki legte Rajewski die Hand auf die Schulter.

»Sie können überzeugt sein, Genosse Chmury . . . verzeihen Sie, Genosse . . . das heißt Pan Rajewski. Ich war nicht umsonst ein halbes Jahr in der Roten Armee – hab' schon was gelernt . . .«

Durch die Mauer vernahm man das Dröhnen eines einfahrenden Zuges. Aufs neue Stimmengewirr. Die Tür wurde geöffnet. Auf dem Korridor ertönten schrille Kommandos. Ins Arrestlokal schob sich ein Haufe österreichischer Soldaten aller Waffengattungen.

Als der Raum zum Bersten voll war, schlossen die deutschen Dragoner die Tür. Sofort wurde es geräuschvoll und eng. Die Soldaten verteilten sich auf Pritschen, Boden, Fensterbrett und auf die Kisten, die als Tische dienten.

Ein wackerer Kavallerist mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust blinzelte Przygodzki zu.

»Bist du auch auf dem Rückzug, Kamerad? Was ist mit dir los? Hast du die Achselklappen selbst 'runtergenommen, oder hat sie dir der ‚Ober' dort, dieser Schweinehund, abgerissen?«

»Ich bin Kriegsgefangener. Und ihr, Kamerad, wollt nach Hause?« fragte unwillkürlich lächelnd Przygodzki.

[1] der Düstere

An Stelle des Kavalleristen antwortete ein kraftstrotzender Kerl mit Gefreitentressen.

»Ja, auf unbefristeten Urlaub.«

Ringsum Gelächter.

»Nach Hause, Karauschen fangen.«

»Unsere Frauen haben ein Ultimatum gestellt: wenn wir nicht heimkehren, bekommen wir den Abschied. Deshalb beeilen wir uns so.«

In der Ecke brummte jemand unzufrieden:

»Ja, anscheinend haben wir uns zu sehr beeilt. Der Regimentsrat hatte doch gesagt, daß das Regiment geschlossen abrücken sollte! Dann wäre von diesen Dragonern nur eine feuchte Stelle übriggeblieben!«

»Kopf hoch! Unsere kommen noch zurecht – werden uns schon aus der Klemme helfen!«

»Wenn der Damm reißt, kann man das Loch nicht mit 'ner Mütze zustopfen . . .«

»Haben uns genug geschlagen!«

Es wurde vollends dunkel. Die Soldaten zündeten eine Kerze an, öffneten die Tornister und begannen Abendbrot zu essen.

»Setzt euch zu uns, Kameraden! Ihr seid doch sicher hungrig?« lud der Kavallerist Rajewski und Przygodzki ein, während er eine Konservenbüchse mit dem Messer öffnete.

Rajewski dankte. Przygodzki nahm mit Vergnügen an. Er hatte schon zwei Tage nichts gegessen.

»Du kommst also aus Rußland, Kamerad. Na, wie sieht's dort aus? Man sagt, das Leben sei dort unmöglich. Ist's wahr?« fragte ihn ein älterer Infanterist.

»Manch einem ist der Boden dort wirklich zu heiß – den Fabrikanten, Gutsbesitzern und allen denen, die zur Zarenzeit auf solchen Pferden geritten sind wie du und ich. Die sind von den Bolschewiki derartig an die Wand gedrückt worden, daß sie nur mit Mühe Luft kriegen. Na, und die Arbeiter und Bauern, die kämpfen eben. Weißt doch selbst, daß man von allen Seiten auf sie eindringt«, antwortete Przygodzki, der ganz vergessen hatte, wo er sich befand.

»Und ist es wahr, daß die Bolschewiki den Gutsbesitzern den Boden weggenommen und ihn unter die Bauern aufgeteilt haben?«

»Was denkst du, wäre der Bauer wohl ohne das für die Sowjetmacht in den Kampf gegangen?«

»Ist es wahr, daß die Bolschewiki die Gefangenen mißhandeln?«

»Weibergewäsch! Offizierslügen. Aber davon, daß es bei den Bolschewiki ganze Internationale Brigaden aus Gefangenen gibt, hat man euch wohl nichts erzählt?«

»Man hat uns gesagt, daß es dort allerhand Verräter gäbe ... Uns hat dieser ‚Ober' auch Verräter tituliert.«

»Was glaubt ihr, wird man uns in Ungarn auch Boden geben?«

»Kriegst du ... zwei Meter tief ...«

»Was, ich soll nichts bekommen? Wofür habe ich denn dann gekämpft?«

»Hast aber schnell die Militärdienstordnung vergessen! ‚Für den Kaiser, für ...'«

»Na, ich denke, den Kaiser haben sie schon eingemottet!« murmelte vergnügt der Kavallerist, eine solide Portion Brot in den Mund schiebend.

Przygodzki stand nicht hinter ihm zurück und lächelte die ganze Zeit zufrieden, als er die Gespräche der Soldaten anhörte. Als sie die Büchse geleert hatten, wischte er sich mit dem Ärmel den Schnurrbart, bedankte sich bei dem Kavalleristen und sagte, ohne sich an jemand zu wenden:

»Aber warum fahrt ihr ohne Waffen nach Hause, Kameraden? Auf diese Art fangen euch die Gendarmen alle in kleinen Häufchen. Ihr solltet in einigen Transportzügen zusammen losziehen, ohne Offiziere. Ein Kamerad hat hier schon davon gesprochen. Das Gewehr ist daheim immer von Nutzen, wenn es gilt, mit gewissen Leuten aufzuräumen. Aber so ...«

Rajewski zupfte ihn unbemerkt am Ärmel.

»Ein bißchen sachte«, flüsterte er auf polnisch.

Bei Tagesanbruch wurden sie von Gewehrfeuer geweckt. Alle sprangen auf und sprachen aufgeregt miteinander.

»Was ist das?« fragte Przygodzki Rajewski.

Der zuckte nur befremdet die Achseln. Nach etwa zwanzig Minuten klärte sich alles auf. Durch die Tür, die mit Gewehrkolben

eingeschlagen wurde, zwängten sich mehrere Soldaten, und von allen Seiten ertönten Freudenrufe:

»A–a–ah! Aber das sind ja Unsere – vom siebenunddreißigsten Schützenregiment!«

Ein hünenhafter Artillerist, mit einem Seitengewehr am Koppel, dröhnte in tiefem Baß:

»Packt die Tornister, Kameraden! Schnell! Wir fahren weiter. Wir haben diese Dragonerchen ein bißchen gezaust. Beinahe wären wir vorbeigefahren, haben aber gehört, daß ihr hier seid. Nun beeilt euch aber!«

Auf dem Marktplatz trennten sie sich. Przygodzki drückte seinem Reisegefährten kräftig die Hand:

»Alles Gute! Wenn Sie mich zu irgend etwas brauchen, so wissen Sie ja, wo Sie mich finden. Alles Gute, Pan Rajewski!«

Nach einigen Schritten drehte er sich um und winkte grüßend mit der Hand.

Rajewski antwortete mit einem Kopfnicken ...

An dem wohlbekannten Kellereingang blieb Rajewski stehen. Er fühlte, daß er erregt war. Vor elf Jahren hatten ihn drei Gendarmen von hier fortgeführt. Hier, auf diesen Stufen, hatte Jadwiga gestanden, Raimund an der Hand. Ein vierter Gendarm hielt sie zurück ... Was ist mit ihnen? Sind sie noch am Leben? Wie seltsam – er kann sich nicht entschließen, herunterzusteigen und an die Tür zu klopfen.

Da öffnete sie sich schon. Ein Mädchen in einer einfachen Strickjacke kam schnell die Stufen herauf. Wieder öffnete sich die Tür ein wenig. Durch den Spalt schaute ein Kinderköpfchen.

»Tante Sara, bringst du mir einen Bonbon mit?«

»Natürlich, mein Rotköpfchen, ich bring' dir was! Mach die Tür zu!«

»Sagen Sie bitte, wohnt hier Jadwiga Rajewskaja?« fragte Rajewski, bemüht, ruhig zu sprechen.

Das Mädchen blieb stehen.

»Rajewskaja? Nein ... das heißt, sie hat hier vor einigen Jahren gewohnt ... Jetzt wohnt hier der Schuhmacher Michelsohn, und Rajewskis wohnen in der Krakauer Gasse.

»Sie und ihr Sohn sind also am Leben!«

»Jadwiga Bogdanowna und Raimund? Natürlich sind sie am Leben. Sie haben sie wohl lange nicht gesehen?«

»Ja, sehr lange ... Können Sie mir nicht ihre Hausnummer sagen?«

»Wenn Sie zu ihnen wollen, können wir zusammen gehen. Ich hole Jadwiga Bogdanowna jeden Morgen ab, wir arbeiten in demselben Atelier.«

Rajewski hörte neben sich das Klappern der Absätze.

Er ging, ohne sie anzusehen, fing aber aus den Augenwinkeln ihren neugierigen Blick auf. Er erkannte gewöhnlich Menschen sofort wieder, dieses Mädchen aber, das der Kleine Sara genannt hatte, gehörte zu den Menschen, die sich dem Gedächtnis besonders deutlich einprägen. Sie hatte ungewöhnlich große dunkle Augen, in denen der Ausdruck kalter Gleichgültigkeit momentan verschwand, als sie mit dem Kleinen zu sprechen begann. Wenn sie nicht so jung gewesen wäre (sie zählte wahrscheinlich nicht mehr als siebzehn Jahre), hätte man meinen können, sie sei die Mutter dieses Knirpses.

Er hätte gern mehr über Jadwiga und den Sohn erfahren, als sie ihm erzählt hatte, aber die gewohnte Vorsicht erlaubte ihm nicht, sie auszufragen. Obgleich die schwerste Last ihm vom Herzen gefallen war – er wußte, daß sie lebten –, wuchs doch die Erregung über das bevorstehende Wiedersehen. Wie würde er seinen Sohn finden? Der Junge ist ja doch schon achtzehn. Das muß ja bereits ein richtiger Mann sein ... Und Jadwiga? Wenn sie einen anderen Lebensgefährten hätte? Es sind ja doch elf Jahre vergangen! Wie lange das her ist! Unmöglich, die Schwere dieser langen Jahre abzuwerfen, wie man ja auch die grauen Haare nicht leugnen kann.

»So, da wären wir angelangt!«

Die Stimme des Mädchens war wohlklingend.

Er schaute sie nochmals an. Sie trug die graue gestrickte Mütze in der Farbe der Jacke ohne jede Koketterie. Die Nase war gerade, die Linie des schönen Mundes voller Entschiedenheit.

Sie lächelte in unbestimmter Ahnung.

»Ach, Sarotschka! Ich komme sofort ...«

»Ich bin nicht allein, Jadwiga Bogdanowna, ich bringe einen Gast. Guten Tag, Raimund!«

Rajewski stieß fast mit dem Kopf an die niedrige Decke des winzigen Zimmers. Vor dem einzigen Fensterchen befand sich die Wand eines Schuppens. Es war dunkel und eng.

Jadwiga schaute sich um.

Sigismund nahm schwerfällig die Mütze ab und sagte leise:

»Guten Tag, Jadzia!«

Einige Sekunden schaute Jadwiga ihn mit weitgeöffneten Augen an.

»Sigismund! ...«

Sie schluchzte auf, ihn krampfhaft umarmend, als ob sie fürchtete, daß man ihn ihr wieder nehmen könnte.

»Warum weinst du, Liebste, warum? Wir sind ja wieder beisammen ... Ist doch nicht nötig, Jadzia ...«, redete ihr Rajewski zu.

Raimund schaute unverwandt den Vater an. Er ist's, von dem die Mutter ihm ganze Abende lang voll tiefster Zärtlichkeit und Liebe erzählt hatte. In seiner Phantasie hatte Raimund sich ein herrliches Bild vom Vater geschaffen: kühn, stark, gerecht und ehrenhaft.

Im Herzen des Knaben wuchs zugleich mit der Liebe zum Vater der Haß gegen diejenigen, die ihn verfolgt, in Fesseln geschlagen und in die »Katorga« geschickt hatten.

Der Knabe konnte sich kein klares Bild davon machen, was eigentlich das Wort »Katorga« bedeutete.

Er fühlte nur, daß es etwas Düsteres, Auswegloses war. Die Mutter erzählte von einem fernen Land irgendwo am Rande der Welt – Sibirien, wo es grimmige Kälte, undurchdringliche Wälder oder öde, schneebedeckte Felder gab. Auf Hunderten von Kilometern weit und breit keine einzige lebende Seele. Und dort, in diesem düsteren Landstrich, gruben Menschen in Fesseln tief in der Erde nach Gold für den Zaren. Soldaten bewachten sie. Das war die »Katorga«. Dort war sein Vater.

Wieviel Tränen hatte der Knabe vergossen, als er die traurigen Erzählungen der Mutter hörte, von dem, der nur eines wollte – ein glückliches Leben für die Armen und Unglücklichen ...

Wem anders, als dem Sohn hätte die Mutter von ihrem nie verheilenden Kummer, von ihrem jungen, verkümmerten Leben erzählen können, von dem, den sie nie aufgehört hatte zu lieben und zu erwarten in allen diesen langen Jahren?

Alle ihre unverbrauchte Zärtlichkeit übertrug die Mutter auf den Sohn.

Der Knabe wurde feinfühlig und verständnisvoll für fremdes Leid und fremden Kummer. Er war die einzige Freude seiner Mutter, und sie lebte nur für ihn. Die Jahre vergingen. Der Knabe wuchs zum kräftigen Manne heran. Oft dachte sie, wenn sie ihn anschaute, an ihre eigene Jugend, jene Zeit, da Sigismund zu ihr kam, ebenso jung und ebenso schön. Wie schlimm war das Leben mit ihr verfahren . . .

Die besten Jahre ohne den Freund zu verbringen, stündlich zu wissen, daß er leidet . . . Und nun war er zurückgekehrt, der Vater und Gatte. Ergraut und streng. Auf seiner Stirn waren wie Säbelschrammen zwei tiefe Falten eingegraben . . .

Der Vater war größer als der Sohn. Er war stark. Raimund fühlte es an der Hand, die seine Schulter umfaßte.

»Lieber Tato!« flüsterte er leise.

Sara schaute verlegen diesen Vorgängen zu. Ihre unfreiwillige Anwesenheit war ihr peinlich. ‚Also das ist er, dieser geheimnisvolle Vater Raimunds! . . . Fast habe ich es doch erraten', dachte sie, sich für ihre Freunde freuend.

»Jadwiga Bogdanowna, ich laufe ins Atelier, und Sie bleiben hier. Ich werde sagen, daß Sie krank geworden sind«, sagte sie leise.

Jadwiga kam zur Besinnung.

»Ach ja, das Atelier . . . Warte, Sarotschka! Ich darf nicht bleiben. Spielmann hat uns beiden doch den Auftrag gegeben, heute zu Mogielnickis zu fahren. Wenn ich nicht komme, wirft er mich 'raus.« – Sie wandte sich zu ihrem Mann und sagte leise, gleichsam entschuldigend: »Verzeih, Sigismund, ich muß gehen. Es handelt sich um eine kostspielige Bestellung, die ich selbst anprobieren und abliefern muß. Ich werde mich bemühen, früher zurückzukommen . . . Nun . . . Raimund wird dir alles erzählen . . . Mein Gott! Ist es denn wirklich wahr, daß du wieder da bist?«

Auf der Schwelle umarmte sie ihn nochmals und schloß die Tür.

»Ist dieses Mädchen eine Freundin von euch?« fragte Sigismund schnell den Sohn.

»Ja, Vater.«

»Lauf ihnen nach und sag der Mutter, daß weder sie noch das Mädchen irgend jemandem von meiner Ankunft erzählen sollen.«

Raimund begriff und ging schnell aus dem Zimmer.

Als er zurückkam, saß der Vater in Gedanken versunken am Tisch, den grauen Kopf in die Hand gestützt. Er schaute den Sohn an und lächelte voll »rauher« Zärtlichkeit. Raimund stand vor ihm. Er fand keine Worte.

»Sie möchten gewiß etwas essen?« fragte er schließlich leise.

»Ja, ich möchte essen. Aber sag nicht ‚Sie' zu mir.«

Wieder trat Schweigen ein. Sie sahen einander an. Der Sohn wußte viel vom Vater, der Vater aber nichts vom Sohn. Diese Ungewißheit quälte Sigismund Rajewski. Was bildet den Lebensinhalt dieses erwachsenen jungen Menschen, wonach strebte er, wie werden sich ihre Beziehungen gestalten? Wird er ihm Freund und Kampfgefährte sein, oder wird er ihm ein Fremder bleiben, ein Außenstehender, vor dem man sich hüten muß, wie vor spießbürgerlichen Nachbarn? Wie immer sah Rajewski der Gefahr ins Auge:

»Setz dich, Raimund, und erzähl mir, wie ihr gelebt habt . . .«

Raimund setzte sich mit verlegenem Lächeln an den Tisch. Der Vater betrachtete das schöne Gesicht mit den mädchenhaft zarten Zügen, und sein Blick verfinsterte sich. Er suchte Kühnheit in diesem Gesicht und entdeckte nur in den blauen Augen für einen Moment etwas von dem Ersehnten.

»Womit soll ich anfangen, Vater?«

»Lernst du?«

»Nein, schon drei Jahre nicht, seit ich die städtische Schule beendet habe. Ich konnte nicht weiterlernen – wir hatten kein Geld. Mama wünschte es, aber ich wollte nicht, daß sie zwanzig Stunden am Tag nähen sollte. Und ich fing an, in der Zuckerfabrik von Barankiewicz zu arbeiten . . .«

Es war still im Zimmer. Man hörte nur die regelmäßigen Pendelschläge der Uhr.

»Bist du meinetwegen heute nicht in die Fabrik gegangen?«

»Nein . . . Ich arbeite dort schon seit mehreren Monaten nicht mehr . . .«

»Warum?«

Raimund wurde unruhig.

»Ich bin aus der Fabrik herausgeworfen worden.«

»Weshalb?«

Raimunds Augen verengten sich.

»Sie haben mir eine Bescheinigung ausgestellt, daß ich entlassen worden bin wegen Teilnahme an einer Plünderung des Lagers . . .«

Raimund verstummte, als er sah, wie sich die Brauen des Vaters jäh zusammenzogen.

»Aber das ist nicht wahr, Vater! Das ist eine gemeine Lüge! Wir haben nur gefordert, daß man uns den rückständigen Arbeitslohn für sechs Monate auszahlen sollte. Die Arbeiter haben eine Deputation zu Barankiewicz geschickt, und die Jugend hat mich gewählt. Barankiewicz hat uns wie Hunde angebrüllt und weggejagt. Vor dem Kontor hat die ganze Belegschaft auf uns gewartet. Wir haben ihnen erzählt, wie der Chef uns empfangen hat. Na, da ging's los. Als die deutsche Wache uns auseinanderjagen wollte, haben wir sie entwaffnet und ihnen ein Maschinengewehr abgenommen. Wir haben den Kassierer gezwungen, uns den Lohn nach den Listen auszuzahlen. Als das Geld in der Kasse nicht reichte, haben wir das Lager geöffnet und dem Lagerhalter befohlen, jedem drei Sack Zucker statt Geld auszuhändigen. Es ist keine Plünderung gewesen. Wir haben mit den alten Soldaten die Straße vor den deutschen Dragonern gesichert, die Barankiewicz telephonisch aus der Stadt zu Hilfe gerufen hatte. Als wir die ganzen Patronen verschossen hatten, sind wir auseinandergelaufen. Aber das Maschinengewehr haben die Deutschen nicht gekriegt; das haben wir an einem sicheren Ort versteckt . . .«

Raimund schwieg. Der Vater zupfte nachdenklich an seinem grauen Schnurrbart und lächelte.

»Und was geschah dann?«

»Dann haben die Deutschen allen den Zucker abgenommen. Viele wurden verhaftet, die übrigen hat Barankiewicz weggejagt, ohne ihnen eine Kopeke zu zahlen. Mir und den anderen, die in der Delegation waren, hat die Verwaltung den Laufpaß gegeben und einen Vermerk in unsere Papiere gemacht. Aber ich habe nicht ein

einziges Pfund Zucker genommen, Vater, dabei ist mir Barankiewicz hundertachtzig Mark schuldig. Das ist der Lohn für ein halbes Jahr . . .«

»Gut, mein Sohn. Du wirst mich mit deinen Maschinengewehrschützen irgendwie bekannt machen. Aber jetzt laß uns essen, wenn etwas da ist.«

»Verzeih, Tato, nur Hering . . .«

DRITTES KAPITEL

Die riesigen gußeisernen Flügel des Parktores schlossen sich nicht – eine Equipage nach der anderen kam hereingefahren. An der Auffahrt des hellbeleuchteten Palazzo der Mogielnickis herrschte eine ununterbrochene Bewegung – die geladenen Gäste trafen ein. Im Vestibül nahmen ihnen Lakaien die Mäntel ab.

Am Eingang zum Empfangszimmer wurden die Ankommenden von Stefania und Wladyslaw begrüßt. Ein schwarzes Ballkleid umschloß eng anliegend die üppige Gestalt Stefanias, Schultern und Arme freilassend. Ihr Gesicht hatte einen freudig erregten Ausdruck. Sie empfing die Gäste mit solchem leutseligen Lächeln, mit solcher Liebenswürdigkeit, daß die kleinen Schlachtschitzen[1] – im ersten Augenblick eingeschüchtert durch die Pracht des gräflichen Hauses und die glänzende Gesellschaft – kühner und sicherer wurden.

Wladyslaw war rot vor Aufregung und dem Bemühen, den Eindruck eines echten Aristokraten zu machen; er wollte, daß diese kleinen Leute, die aus politischen Erwägungen heute hier zugelassen worden waren, in ihm sofort den Grafen Mogielnicki spüren sollten. Den Leuten vom Kleinadel streckte er nachlässig zwei Finger entgegen, Großgrundbesitzern sagte er einige Worte zur Begrüßung, und nur als Fürst Zamojski mit Familie erschien, stürzte er ihnen entgegen.

Aus dem großen Saal vernahm man das Stimmen der Instrumente.

---

[1] Angehörige des polnischen Kleinadels. *Die Red.*

»Da kommt ja Pan Barankiewicz mit Gemahlin!« flüsterte Wladyslaw Stefania zu.

Ein Mensch von riesenhaftem Wuchs trat auf sie zu. So dick er war, so mager war seine Gattin, die er am Arm führte. Aus dem engen gestärkten Kragen quoll der feiste Hals hervor. Seine weit aufgerissenen, blutgeäderten Glotzaugen blieben an Stefania hängen.

»O–o–oh! Die erlauchte Pani ist heute einfach blendend! Wäre ich um zehn Jahre jünger . . . hm . . . ja! . . .«, dröhnte er mit seinem Trinkerbaß.

Seine Gattin, Pani Anelia, lächelte säuerlich. Wladyslaw schien es, daß die Westenknöpfe des Zuckerindustriellen sogleich abspringen müßten, da sie dem Druck des gewaltigen Bauches nicht würden standhalten können.

Das Ehepaar Barankiewicz begab sich in das Empfangszimmer. Ein Lakai meldete Stefania, daß das Auto mit den deutschen Herren Offizieren angekommen sei. Wladyslaw sah Stefania vielsagend an.

»Hast du auch nicht vergessen, Stefa, daß Edward dich gebeten hat, die Deutschen nicht aus den Augen zu lassen? Man muß sie im kleinen Salon unterbringen, einige deutschsprechende junge Damen dorthin holen, vor allen Dingen aber – mit dem Wein nicht sparen!« sagte er schnell.

»Ich weiß es . . . Da sind sie schon. Ich werde sie empfangen, und du geh hinauf zu Edward und melde ihm ihre Ankunft . . . Und Ludwika soll mir helfen kommen. Alle fragen schon nach ihr . . .«

Wladyslaw verschwand. Stefania empfing die Deutschen mit einem bezaubernden Lächeln. Mit Sonnenburg kam der Garnisonschef der Stadt, ein Oberst in den besten Jahren, ihnen folgten drei Offiziere, unter ihnen Schmultke. Sonnenburg stellte sie Stefania vor.

Der Oberst berührte mit seinem gepflegten Schnurrbart ihre Hand.

»Verbindlichsten Dank, gnädigste Gräfin, für die liebenswürdige Einladung. Bin sehr erfreut, in Ihrer Person die Gattin eines Offiziers der deutschen Armee begrüßen zu können.«

»Ich hoffe, daß sich Eure Exzellenz in unsrer Gesellschaft nicht langweilen werden.«

»Aber ich bitte Sie, ich bitte Sie!« protestierte der Oberst.

Stefania begab sich, umringt von Offizieren, in den Saal.

Sonnenburg hielt Schmultke etwas zurück.

»Haben Sie eine Wache rings um das Herrenhaus aufgestellt, Herr Oberleutnant?«

»Zu Befehl, Herr Major!«

In Edwards Arbeitszimmer saßen einige Personen: Edward, der am Abend vorher aus Warschau zurückgekehrt war, Pater Hieronymus, Fürst Zamojski, Barankiewicz, der Weihbischof Benedikt und noch drei junge Leute in Zivil.

Am Eingang zu Ludwikas Gemächern saß Józef.

Als der alte Fürst Mogielnicki, von einem Lakaien gestützt, erschien, öffnete Józef ehrerbietig die Tür vor ihm und schloß sie sogleich dem Lakaien vor der Nase.

»Du kannst gehen. Ich werde dich rufen, wenn du gebraucht wirst.«

Der Sohn zuckte befremdet die Schultern und begann die Treppe hinabzusteigen.

»Wo ist der Strolch Mieczyslaw? Kümmre dich um ihn, Adam. Das ist noch eine Strafe des Herrn! . . .«

Adam blieb stehen und sah den Vater finster an.

»Seit gestern abend, seit er Franciszka verprügelt hat, hab' ich ihn nicht gesehen. Man sagt, daß er aufs Vorwerk zu den Soldaten gegangen ist.«

Beim Erscheinen des Vaters erhob sich Edward.

»Na, jetzt sind wir, scheint's, alle beisammen. Während sie sich dort unten amüsieren, haben wir die Möglichkeit, einiges zu besprechen. Gestatte, Vater, daß ich bekannt mache«, sagte Edward, als Kazimierz Mogielnicki vor einigen unbekannten jungen Leuten stehenblieb, die sich zu seiner Begrüßung erhoben hatten.

»Hauptmann Wrona«, stellte sich einer von ihnen, ein blasser Mensch mit entzündeten Augen, vor.

»Leutnant Varneri«, sagte ein schlanker, blauäugiger Offizier.

»Leutnant Zaremba«, brummte mürrisch ein dritter, ein stämmiger Mann mit kurzgehaltenem Schnurrbart.

Hastig trat Wladyslaw ins Zimmer.

»Edward, die Deutschen sind angelangt – ein Oberst und einige Offiziere . . . Ludwika ist heruntergekommen – hörst du, sie spielen einen Tusch. Alle deine Anordnungen sind ausgeführt. Erlaubst du mir hierzubleiben?«

»Nein. Geh hinunter die Gäste unterhalten. Komm in einer halben Stunde«, antwortete Edward trocken.

Wladyslaw verzog mißvergnügt das Gesicht, machte jedoch eine militärische Wendung und ging hinaus. Am Morgen war er zum Unterleutnant »befördert« und zum Kommandeur eines Zuges der polnischen Legion ernannt worden, die Edward aufzustellen im Begriff war.

»Also, wenn die Herrschaften erlauben, fange ich an«, sagte Edward, nachdem sich alle gesetzt hatten.

Von unten tönten die Klänge einer Masurka herauf.

»Wir haben beschlossen, übermorgen loszuschlagen. Länger dürfen wir nicht zögern. Die Österreicher lassen alles stehen und liegen und laufen in die Heimat. Heute haben wir Nachricht bekommen, daß in Deutschland die Revolution ausgebrochen ist. Unsere Lage ist unerhört schwer. Die abziehenden Deutschen werden von Partisanenabteilungen verfolgt. Bald werden sie bis hierher vordringen. Pan Zajączkowski sagt, daß es bei ihnen in den Dörfern bereits losgeht . . . Wie Ihnen bekannt ist, wurde am 7. November in Lublin eine polnische Regierung, mit dem PPS-Mann Daszynski an der Spitze, geschaffen.«

Barankiewicz machte eine heftige Bewegung mit der Hand.

»Das ist nicht so schlimm«, beruhigte ihn Edward. »Freilich hat Daszynski in seinen Deklarationen viel versprochen: das allgemeine, direkte, geheime und gleiche Wahlrecht, den Achtstundentag und sogar die Übergabe des Bodens an die Bauern«, fuhr Edward voller Hohn fort. »Aber das alles sind heutzutage unerläßliche Dekorationsstücke. Die können wir leicht beiseite werfen, wenn wir die Macht haben werden. Einstweilen schützen die Bauern selbst – dank dieser Versprechungen Daszynskis – die Güter: Gemeingut des Volkes, na selbstverständlich. Wichtig ist eins: daß wir die bewaffnete Macht in unsere Hände bekommen. Wir verfügen einstweilen über einhundert Leute. Das genügt, um die Stadt zu besetzen. Die österreichische Garnison ist zusammengeschmolzen. Die einzige Macht ist die deutsche Dragonerschwadron . . . Nun, mit den Deutschen werden wir uns schon verständigen. Um so mehr, als ihnen sehr bald kein einziger Soldat übrigbleiben wird.«

»Woher haben Sie die hundert Leute genommen?« fragte interessiert der Bischof, ein altes Männchen, ausgetrocknet wie eine Mumie, das mechanisch den Rosenkranz durch die Finger gleiten ließ.

Bisher hatte er an der deutschen Orientierung festgehalten, und jetzt wollte er auskundschaften, wieweit dieser ganze Plan, in den ihn Pater Hieronymus so gewaltsam hineinzog, real war.

»Aus einem Teil der aufgelösten polnischen Legion der österreichischen Armee und Mitgliedern der örtlichen polnischen Militärorganisation. Nun, und dann – die Jugend aus guten Familien . . . Am Tag nach der Besetzung der Stadt werden wir dreimal soviel haben. Pan Daszynski hat versprochen, uns im Notfall eine Abteilung der von ihm organisierten Volksmiliz zu schicken.«

»He . . . hm . . . ja!« räusperte sich drohend Barankiewicz. »Ich hasse alle diese Sozialisten und anderen Gauner. ‚Volksmiliz!' Na, wissen Sie! Was mich betrifft, ist mir das Wort ‚Gendarm' lieber.«

»Besten Dank für das Kompliment«, ließ sich Hauptmann Wrona aus seiner Ecke vernehmen, das Gesicht zu einer Grimasse verziehend, die bei ihm das Lächeln ersetzte.

Wenn Wrona lächelte, schien es, als ob ein Toter die Zähne fletsche, so unbeweglich waren sein Gesicht und die trüben Augen. Nach dem Umsturz sollte Wrona Gendarmeriechef werden.

»Wer wird denn Stadtoberhaupt werden?« fragte der Bischof.

Edward lächelte herablassend.

»Die Macht werden wir haben, der Stab des Wehrkreises, der Magistrat aber wird aus Marionetten vom Schlage des Advokaten Sladkiewicz bestehen . . . In etwa drei Wochen werden wir anderthalb- bis zweitausend Soldaten zusammenbekommen. Das ist schon eine kleine Armee . . .«

Der Bischof unterbrach ihn sanft:

»Sie denken, das wird genügen?«

Hauptmann Wrona flüsterte leise Varneri zu:

»Dieser vertrocknete Spulwurm ist gar nicht so dumm.«

Der alte Zajączkowski erhob sich heftig vom Stuhl.

»Mir scheint, Seine Eminenz begreift nicht den ganzen Ernst des Augenblicks. Wenn Sie, die Sie in der Stadt wohnen, wo es immer irgendeine Garnison gibt, sich verhältnismäßig sicher fühlen, so können wir auf unseren Gütern buchstäblich nachts nicht schlafen! Ringsherum Bauern! Auf ein Dutzend Ukrainer – ein Pole . . . Diese

Knechtseelen denken nur an eines: wie sie sich den Partisanen anschließen können . . .«

»Richtiger, wie sie uns den Boden abnehmen können«, fügte Zamojski hinzu. »Die nationale Frage ist hier nur eine Zugabe.«

»‚Der Boden – den Bauern, die Fabriken – den Arbeitern, die Pane – an die Wand, die Geistlichen – an den Galgen.' Mir scheint, so heißt es bei ihnen«, sagte Wrona ruhig.

»Lassen Sie uns nicht abschweifen, meine Herren!« schnitt ihm Edward das Wort ab. »Also, übermorgen besetzen wir die Stadtkommandantur, die Stadtverwaltung und den Bahnhof. Wir verhängen den Kriegszustand und geben die Annahme von Freiwilligen bekannt. Und dann werden wir sehen, wie die Sache einschlägt.«

Der Bischof lächelte giftig.

»Möge der Herr Graf mich entschuldigen, daß ich ihm ins Wort falle. Aber ich möchte einiges präzisieren«, sprach er leise, und den Rosenkranz ruhen lassend, durchbohrte er mit seinen Rattenaugen Edward. »Soeben hat Pan Zajączkowski gesagt, daß ich nicht den ganzen Ernst der Lage einzuschätzen vermag . . .« In dem einschmeichelnden Ton, in dem diese Worte vorgebracht wurden, war nicht wenig Gift verborgen. »Aber ich denke, daß man gerade mich dieser Sünde nicht beschuldigen kann. Fünfunddreißig Jahre diene ich Gott in diesem Land, lange genug, um die wahre Lage der Dinge zu kennen. Ich bin kein Krieger, sondern nur ein demütiger Verkünder von Gottes Wort. Pater Hieronymus und ich sind eigentlich nicht am Platze in dieser Beratung. Aber die Diener der Kirche kamen zuweilen zum Kriegsrat, um die feurigen Heerführer vor Gefahren zu warnen, die auf den Kriegszügen ihrer warteten . . . Sie alle sind eifrige Katholiken. Ich, als Ihr Seelenhirt, bin verpflichtet zu sagen, was ich von alledem denke.«

Der Bischof machte eine bedeutungsvolle Pause. »Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß wir unmittelbar an der russisch-österreichischen Grenze leben. Jetzt ist diese Grenze verwischt. Diejenigen Ukrainer, die sich in Rußland befanden, wissen bereits, was Revolution ist. Sie, meine Herren, hoffe ich, haben nicht vergessen, wie sie die Gutshöfe verbrannt haben. Die deutsche Okkupation hat sie zeitweilig niedergehalten. Die anderen Ukrainer, die gleich nebenan, in Galizien, leben, haben es nur deshalb nicht getan, weil dort der österreichische Kaiser von Gottes Gnaden regierte und

eine Armee hatte, die die Ordnung aufrechterhielt . . . Jetzt gibt es ja weder Kaiser noch Armee. Sie sind im Begriff, in einem Land die Macht zu übernehmen, in dem neunzig Prozent der Bevölkerung Ukrainer sind. Pan Edward hat mir Briefe des Grafen Potocki und des Fürsten Radziwill vorgelesen. Ihre Güter und Werke sind über ganz Wolhynien und Podolien verstreut. Auch sie schaffen sich ihre Abteilungen und stehen im Begriff, die Macht zu ergreifen. Sie erwarten Ihre Hilfe . . . Was bedeutet das, meine Herren? Das bedeutet, daß der Polnische Staat, der noch gar nicht geboren ist, schon an einen Krieg gegen die Ukraine und Bjelorußland denkt. Dort jedoch gilt es gegen die gesamte Bevölkerung zu kämpfen, die gegen Sie, als ausländische Okkupanten und als Gutsbesitzer, kämpfen wird . . . Jetzt urteilen Sie selbst, kann sich der junge Staat auf dieses, verzeihen Sie das scharfe Wort, Abenteuer einlassen, ohne seinen Untergang zu riskieren? Wenn wir in Polen selbst eine nationale Mehrheit haben, die man zum Schutz ihrer Heimat vor Moskowitern und Knechten aufrufen kann, wie werden Sie Ukrainer und Bjelorussen gegen Ukrainer und Bjelorussen für polnische Gutsbesitzer auf die Beine bringen? Gott weiß, mein Traum ist der Sieg der katholischen Kirche auf der ganzen Welt! Aber, meine Herren, wir sind doch keine Kinder. Und wir müssen wissen, daß die Deutschen für die Besetzung der Ukraine dreihundertzwanzigtausend Soldaten gebraucht haben! Sie aber hoffen, erst in einem Monat zweitausend zu haben . . . Ich denke, meine Herren, daß wir die Interessen der Potockis, Radziwills, Sanguszkos und fünf bis sechs anderer Magnaten opfern müssen und das Polnische Königreich dort befestigen sollen, wo wir einen Stützpunkt haben . . .«

Fürst Zamojski, dessen Namen der Bischof diplomatischerweise nicht in der Zahl der Magnaten genannt hatte, biß sich wütend auf die Lippe.

»He . . . hm . . . ja! . . .«, räusperte sich heiser Barankiewicz und schlug sich mit der Faust aufs Knie (er konnte kaum seine Wut zurückhalten). Barankiewicz pflegte seine Gesprächspartner durch sein ohrenbetäubendes Räuspern zu erschrecken, das er beständig durch den Ausruf »ja« abschloß.

»Ich bitte um Verzeihung, Eure Eminenz! Das heißt, Sie raten mir, meine Fabrik im Stich zu lassen und nach Warschau zu fliehen?

Und dasselbe empfehlen Sie uns allen hier Anwesenden? Unsere Güter, all unser Hab und Gut zu verlassen, als Bettler in Warschau anzukommen und dort das Polnische Königreich zu ‚befestigen'? Danke! Aber wir sind anderer Meinung! Wir werden bis zum letzten Atemzug kämpfen ... ohne daß wir freiwillig unser ganzes Vermögen dem tollgewordenen grauen Vieh überlassen! Wofür halten Sie uns denn eigentlich?«

Der Bischof preßte verächtlich die Lippen zusammen.

»Pan Barankiewicz sieht auf die Vorgänge von der Höhe seines Fabrikschornsteins herab, von dem aus man nur fünf Kilometer im Umkreis sehen kann, und die Interessen Polens als Nation sind ihm fremd.«

»Aber ist denn nicht das Ideal eines jeden Schlachtschitzen ein Großpolen von Meer zu Meer?« schrie Zaremba.

Der Bischof wandte sich nicht einmal nach ihm um.

»Ein schlechtes Beispiel, Herr Leutnant! Das Großpolen von 1772, als es einen Teil der Ukraine, Litauen und Bjelorußland beherrschte (übrigens waren die Grenzen Polens sogar damals weit vom Schwarzen Meer entfernt), ging eben daran zugrunde, daß ein jeder Kreis nur an sich selbst dachte, jeder Woiwode soviel Boden wie nur möglich eroberte, um ihn seinen eigenen Besitzungen zuzuteilen, weil nicht ein einziger Magnat an den Staat als solchen, sondern nur an seine eigenen Interessen dachte ... Etwas Ähnliches wollen Sie wiederholen«, antwortete der Bischof kalt Zaremba.

»Seltsam, aber Ihre Eminenz haben nichts dagegen eingewandt, als die Deutschen die Ukraine besetzten«, knurrte Fürst Zamojski erbost.

»Das war eine reale Macht ... Jetzt brechen die Kaiserreiche zusammen, die Kronen fallen ... Rußland steht in Flammen. Wir müssen vorsichtig sein, wenn wir uns nicht ins Verderben stürzen wollen. Ich bin dafür, daß wir uns dort festsetzen, wo wir eine Stütze haben! Ich bin für Vorsicht! Gott weiß, daß ich – wenn Sie die Kräfte hätten – Sie zum Vernichtungsfeldzug gegen die verfluchten Bolschewiken segnen würde, und zwar nicht nur in Polen ... Ich gehe. Aber mögen die Herrschaften daran denken, daß es bei uns hier zu Hause nicht wenig Leute gibt, die uns bereits das Grab schaufeln. Denken Sie daran, daß es selbst in Polen – außer der Regierung Daszynski – auch hie und da schon Sowjets gibt!«

Der Bischof erhob sich, machte eine allgemeine Verbeugung und ging hinaus. Pater Hieronymus, der die ganze Zeit über kein einziges Wort gesprochen hatte, stand ebenfalls auf und ging ihm nach. Sie stiegen die Hintertreppe hinab, bemüht, unbemerkt zu bleiben. Schweigend gingen sie in den Park, wo der geschlossene Wagen des Bischofs stand, schweigend stiegen sie hinein. Erst als sie sich schon der Stadt näherten, wandte sich der Bischof Pater Hieronymus zu und sagte leise:

»Sie werden selbstverständlich dorthin zurückkehren, Pater Hieronymus ... Kommen Sie morgen zu mir und berichten Sie mir über alles. Versuchen Sie, auf den Grafen einzuwirken, daß er nicht auf den Vorschlag Zamojskis und Potockis eingeht. Alle von ihm geschaffenen Abteilungen müssen hierbleiben und nicht tiefer in die Ukraine eindringen. – Dann ist mir zu Ohren gekommen, daß gestern die hiesigen katholischen Geistlichen bei Ihnen waren ... Ich denke, daß sie sich das nächste Mal in meinem Beisein versammeln werden. Ich beabsichtige, etwa zehn Tage in der Stadt zu bleiben. Sie wissen natürlich, daß ich das Krakauer Bistum übernehme. Aber solange ich hier bin, bitte ich, nichts ohne mich zu unternehmen ... Denken Sie daran, Pater Hieronymus, daß, wenn dieser ganze Plan scheitert, Sie nicht Weihbischof werden. Deshalb sollten Sie meine Hilfe und meinen Rat nicht verschmähen ... Vergessen Sie nicht, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist!«

Pater Hieronymus biß sich auf die Lippen. Er fühlte sich in der Lage eines Schulbuben, der bei den Ohren genommen wird, nachdem man ihn am Ort der Missetat erwischt hat. ‚Woher hat dieser alte Fuchs alles erfahren? Ja, mit diesem Teufel in der Soutane muß man vorsichtiger sein!'

Der Wagen hielt vor dem Hause des katholischen Ortsgeistlichen. Pater Hieronymus öffnete den Schlag und half dem Bischof aussteigen.

»Gott segne Sie!« sagte jener, sich verabschiedend. »Der Kutscher wird Sie zurückbringen.«

Im Speisesaal floß der Wein in Strömen, klangen die Gläser. Es wurde viel getrunken und gegessen. Alle sprachen auf einmal,

keiner hörte dem andern zu. Sie gerieten in Feuer, stritten, bewiesen.

Die Lakaien liefen sich die Hacken ab.

Józef sah mit schwerem Herzen zu, wie die von Graf Edward aufgewandten fünfzehntausend Mark verzehrt wurden.

Ältere Damen machten sich auf den Sofas in den Salons breit und hechelten unermüdlich ihre Freunde durch.

Im Turnsaal hatte sich die männliche Jugend um Wladyslaw geschart. Leutnant Zaremba schritt nach einer Ansprache voller Patriotismus zur Eintragung der Freiwilligen. Alle Kandidaten waren schon im voraus aufgestellt. Jeder der Angeworbenen erhielt seine Ernennung und Instruktion. Es waren bereits Kisten mit Waffen herbeigeschafft worden, und am nächsten Abend sollten alle Waffen verteilt sein. Der eine oder andere hatte Angst, ließ es sich aber äußerlich nicht anmerken. Wladyslaw brüstete sich mit seiner aus dem Schrank hervorgeholten Offiziersuniform, die er sich aus einer Uniform seines Bruders hatte herrichten lassen. Nach der Eintragung sangen sie zur Hebung der Stimmung: »Noch ist Polen nicht verloren« und strömten in einem Haufen in den Saal.

Die Deutschen spielten im Kabinett des alten Grafen Karten. Sie wurden eifrig mit Wein bewirtet. Stefania erschien dort häufig, um sich zu überzeugen, ob die Offiziere reichlich mit Wein versehen und nach wie vor ins Spiel vertieft waren. Als sie bemerkte, daß der Wein zu Ende ging, sagte sie zu Wladyslaw:

»Laß im Kabinett Burgunder servieren.«

Wladyslaw hatte bereits viel getrunken und war sehr erregt. Das erste Dienstmädchen, das ihm unter die Augen kam, war Hela.

»Lauf flink in den Keller und bring einen Korb Burgunder herauf! Aber schnell!«

»Ich verstehe nichts von Wein, erlauchter Pan. Ich werde den Vater bitten. Er wird ihn bringen.«

Einige Augenblicke glitt der Blick Wladyslaws über die Gestalt des Mädchens.

»Es muß sofort sein! Komm mit mir. Ich werde ihn selbst aussuchen.«

Nachdem sie in den Keller hinuntergestiegen waren, verschloß Wladyslaw vorsichtig die Kellertür. Hela, die mit einer Kerze voranging, hatte nichts bemerkt.

Nachdem der Korb mit Flaschen gefüllt war, bückte sie sich, um ihn aufzuheben. Aber Wladyslaw warf das Mädchen durch einen heftigen Stoß zu Boden.

Oben nahm das Fest seinen Fortgang . . .

Wladek öffnete vorsichtig einen Spalt breit die Kellertür – es war niemand zu sehen. Er zog den Korb mit den Flaschen auf die Treppe hinauf, schlug die Tür zu, sah sich feige um und verschloß die Tür mit dem Schlüssel. Ihm schien es, als höre er oben Schritte. Er ließ den Schlüssel im Schloß stecken und schlüpfte durch eine Seitentür in den Hof.

Wie ein Hund, der etwas ausgefressen hat, schlich er sich in den Büfettraum und goß ein Glas Portwein auf einen Zug hinunter.

In einer Ecke des Raumes saßen zwei Gäste, die sich in dieser Gesellschaft nicht ganz wohl in ihrer Haut fühlten. Das waren der Inhaber der Schneiderwerkstätten, Spielmann, ein kleiner zappliger Mensch, und der Direktor der Kommerzbank, Abramacher, ein phlegmatischer, beleibter Mann mit einer ansehnlichen Glatze. Sie bemerkten Wladyslaw nicht und setzten ihr Gespräch fort.

»Begreifen Sie, Herr Abramacher, wie mich das alles kränkt? Als mein Isaak sich eintragen lassen wollte, haben sie ihm gesagt, daß sie keine ‚Juden' nehmen. Sehen Sie, das ist doch eine polnische Armee!«

»Na, und?«

»Isaak war empört. Ich nehme mir Barankiewicz vor und sage ihm: ‚Hören Sie, ich habe für diese Geschichte zehntausend Mark gegeben und werde noch dreihundert komplette Uniformen geben! Ist es denn nicht möglich, ihn als Kammerunteroffizier unterzubringen oder ihm irgendeine Wirtschaftsfunktion mit Offiziersrang zu verschaffen? Er hat, Gott sei Dank, die Handelsschule beendet und ist nicht dümmer als diese grünen Pans, die keinen Heller in der Tasche haben. Benimmt man sich etwa Verbündeten gegenüber derartig', sagte ich ihm, ‚bloß, weil sie Juden sind?'«

»Na, und?«

»Nu, Barankiewicz hat alles eingerenkt. Isaak hat eine Wirtschaftsfunktion bekommen. Aber Offiziersrang haben sie ihm trotz alledem nicht gegeben. Vorläufig ist er Sergeant. Na, das macht nichts. Isaak ist ein gescheiter Junge, und wenn alles gut geht, wird er schließlich doch Offizier! Soll es mich noch zehntausend kosten!«

Abramacher bemerkte Wladyslaw und stieß Spielmann in die Seite. Sie fuhren flüsternd fort:

»Sie glauben also, Herr Spielmann, daß sie die Macht ergreifen werden?«

»Und was denken Sie, wozu das alles geschieht?«

»Na, und was meinen Sie dazu?«

»Was kann ich schon für eine Meinung haben, Herr Abramacher? Ich glaube, und Sie werden mir zustimmen: besser die Pans als die Sowjetmacht. Sehen Sie, wenn die Habenichtse die Pans schlagen, werden sie weder Ihnen noch mir etwas lassen. Wer weiß, vielleicht wird es gar den Kopf kosten . . . Ich habe erfahren, daß es gestern schon bei meinen Arbeitern solch kleine Unterhaltungen gegeben hat: ‚Wenn erst die Sowjetmacht kommt, werden wir dem Blutsauger Spielmann alles eintränken.' Pfui Teufel, dieser Unflat! Ich ernähre diese Bettler und zum Dank: ‚Blutsauger!' Sagen Sie, gibt es eine Gerechtigkeit auf der Welt?«

»Wissen Sie, wer das gesagt hat?« fragte Abramacher.

»Nu, natürlich! Ich habe schon meine Leute. Sara hat es gesagt, die Tochter vom Schuster Michelsohn. Ich glaube, er wohnt in Ihrem Hause? Natürlich werde ich dieses Geschmeiß gleich morgen 'raussetzen! Aber ist sie's denn nur allein? Mußten auch die Österreicher diese Suppe einbrocken? Da glaubt man, das wäre ein ordentliches Volk. Da haben sie's – Revolution!«

Abramacher unterbrach ihn ungeduldig.

»Werden Sie also morgen bei mir die ausländische Währung von Ihrem Konto abheben? Ich denke, man muß das alles etwas gründlicher verstecken. Vorläufig kann man sie leider weder überweisen noch ausführen . . . Beeilen Sie sich, sonst . . . wer weiß, was bei alledem herauskommt! Bedenken Sie, daß dieser Mogielnicki imstande ist, seine Tatze auch nach unserer Bank auszustrecken. Warum soll er auch nicht?«

»Sie sind ein Prachtmensch, Herr Abramacher! Sie hören ja das Gras wachsen. Glauben Sie mir, wenn sich ein Idiot fände, der mir meine Ateliers und die Häuser abkauft, würde ich, ohne mit der Wimper zu zucken, noch heute verkaufen! Und für den halben Preis, bei Gott! So mies ist die Lage! . . .«

Als Pater Hieronymus durch den gleichen Hinteraufgang in den Palazzo zurückkehrte, vernahm er hinter der Kellertür gedämpfte Schreie. Er blieb stehen.

»Macht auf! Um Gottes willen! Ich fürchte mich!«

Es war eine Frauenstimme. Der Schlüssel steckte im Schloß. Pater Hieronymus drehte ihn um. In der Dunkelheit glaubte die ganz von Sinnen geratene Hela den Teufel zu erblicken.

»Jesus Christus! Heilige Maria! Erbarmt euch meiner!« schrie sie hysterisch auf.

»Was ist mit dir, mein Kind? Fürchte dich nicht! Erkennst du den Pater Hieronymus nicht?«

Er nahm das Mädchen an der Hand. In abgerissenen Worten verriet Hela ihm alles, was geschehen war.

»Komm mit mir . . .«

Auf sein Klopfen wurde die Tür zur oberen Etage von Stefania geöffnet, die sich zufällig in der Nähe befand.

»Was ist geschehen, Pater Hieronymus?« fragte sie erschrocken, als sie das entstellte Gesicht Helas erblickte.

»Verzeihen Sie, Gräfin, ich muß mit diesem Kind allein sprechen. Gestatten Sie, daß wir in Ihr Boudoir gehen?«

»Bitte, aber was ist geschehen?«

Pater Hieronymus gab ihr ein warnendes Zeichen mit der Hand, führte Hela ins Zimmer, ließ sie auf dem Sofa Platz nehmen und kehrte, die Tür hinter sich schließend, zu Stefania zurück.

»Es ist eine sehr böse Geschichte passiert. Man muß alles tun, daß sie nicht bekannt wird. Gehen Sie in Ihr Schlafzimmer und horchen Sie. Ich werde Sie noch brauchen«, flüsterte Pater Hieronymus schnell. Er wandte sich dann wieder Hela zu:

»Ja, mein Kind, was du da erzählt hast, ist entsetzlich, wenn du die Wahrheit gesprochen hast. Jetzt höre auf mich, meine Tochter. Du willst mit den Eltern darüber reden? Das sollst du nicht tun! Du wirst dich selbst dadurch ins Verderben stürzen. Die Herrschaften werden deine Eltern auf die Straße jagen und dich wegen Verleumdung ins Gefängnis stecken. Du hast ja doch selbst gesagt, daß dich niemand mit dem Grafen gesehen hat. Höre auf mich, deinen geistlichen Vater. Gott selbst gebietet, seinen Schuldigern zu vergeben! Und es wird dir als christliche Handlung hoch angerechnet werden, wenn du alles das vergißt . . . Wenn du ver-

sprichst, zu schweigen, werde ich der Gräfin Stefania von deiner Kränkung erzählen. Sie ist eine gute Katholikin und wird nicht mit Gold sparen, um vor Gott wenigstens etwas die Schuld deines Beleidigers zu sühnen. Schwöre also, mein Kind, im Namen der Hochheiligen Jungfrau Maria, daß du niemandem etwas davon sagen wirst. Glaube mir, daß ich nur dein Gutes will. Ich werde für dich den Segen erflehen. Der ehrlose Mensch aber wird der Vergeltung Gottes nicht entgehen!«

Die Augen von Pater Hieronymus hypnotisierten Hela, und sie flüsterte kaum vernehmbar:

»Ich werde es nicht sagen.«

Pater Hieronymus legte liebkosend seine schwere Hand auf ihren Kopf und sprach leise ein Gebet.

Brennend vor Scham, daß ihr, durch die Gnade von Pater Hieronymus, bestimmt war, in dieser Geschichte eine solche zweideutige Rolle zu spielen, suchte Stefania im Nachbarzimmer aus ihrem Schmuckkästchen einige kleine Goldsachen aus . . .

Während des ganzen Abends war Ludwika in gehobener, begeisterter Stimmung. Die allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung, das Bewußtsein ihrer Schönheit, das Glück über die Nähe Edwards, das erregende Gefühl, die erste in dieser lärmenden Gesellschaft zu sein, berauschten sie. Die jungen Leute aus den besten Familien rechneten es sich zur Ehre an, sie zu einer Masurka oder einem Krakowiak auffordern zu dürfen. Sie tanzte die stürmischen Nationaltänze bis sie schwindlig wurde, und versetzte alte Graubärte und junge Pans in Entzücken.

»Sie ist bezaubernd!« bemerkte Varneri, ohne den begeisterten Blick von der tanzenden Ludwika abzuwenden.

Er hatte Edward mit Fürst Zamojski allein gelassen und war mit Hauptmann Wrona in den Saal hinabgestiegen. Von den letzten Treppenstufen aus konnte man den ganzen Saal überschauen.

»Frauen sind nicht mein Element, Monsieur Varneri! Eine Prise Kokain erregt mich mehr als diese patentierten Schönheiten«, antwortete Wrona, die französischen Wörter in fürchterlicher Weise radebrechend.

Varneri verzog angeekelt das Gesicht.

»Über den Geschmack läßt sich nicht streiten . . . Was denken Sie, paßt es sich, daß ich sie zu einem Walzer auffordere? Ich mache kein Hehl daraus: ich bin beinah verliebt!«

»Ich denke, auffordern können Sie die Pani, wenn Sie schon so darauf brennen. Nur vergessen Sie eins nicht: für Uneingeweihte sind Sie der Erzieher des jüngsten Sohnes von Zamojski . . . Wünsche guten Erfolg! Obwohl es ja eigentlich hoffnungslos ist«, sagte Wrona lässig.

Ein untersetzter Wachtmeister versuchte hartnäckig, Józef dazu zu bringen, ihm Oberleutnant Schmultke herauszurufen. Als der Alte sah, daß der Wachtmeister auch ohne seine Erlaubnis eindringen werde, ging er ihn anmelden.

Nach einigen Minuten erschien Schmultke mit Stefania am Arm. Der Oberleutnant war bereits etwas angeheitert. Als er den Wachtmeister erblickte, begann sein Schnurrbart à la Wilhelm II. wütend zu zucken.

»Was ist denn los, Suppe? Ich habe doch befohlen, daß man mich nicht mit Lappalien behelligen soll.«

Schmultke gab Stefanias Arm nicht frei, und sie beeilte sich nicht, fortzugehen. Der Wachtmeister zögerte, in ihrem Beisein zu reden, aber der Schnurrbart zuckte so furchterregend, daß er eiligst seine Meldung erstattete.

»Melde gehorsamst, Herr Oberleutnant, daß ich auf dem Vorwerk den schon früher einmal von Ihnen verhafteten Mieczyslaw Przygodzki festgenommen habe. Er nennt sich Kriegsgefangener und ist mit anderen Häftlingen beim Überfall der Deserteure auf den Bahnhof geflohen . . .«

»Verhaftet – na, ausgezeichnet! Hätten das auch morgen melden können.«

Der Wachtmeister trat unschlüssig von einem Fuß auf den anderen.

»Aber der Kerl hat unter den Soldaten Verwirrung gestiftet . . . Außerdem ist der Bursche vom Herrn Major betrunken aufs Vorwerk gekommen und hat von irgendwoher einen Korb Wein mitgebracht. Der hat den Soldaten zu erzählen angefangen, daß er wüßte, daß in Deutschland eine . . .« Der Wachtmeister begann zu stottern und brachte das schreckliche Wort nicht heraus.

Schmultke ließ Stefanias Arm los.

»Was . . .?«

»Dann hat dieser Kriegsgefangene begonnen, die Soldaten aufzuhetzen, sie sollten die Herren Offiziere gefangennehmen.«

»Genügt! Und wo bist du gewesen? Verzeihen Sie, Gräfin, ich muß fort.«

Aufgeregt eilte Stefania hinauf zu Edward. Flüchtig erzählte sie Józef, der an der Tür saß, von der Verhaftung seines Sohnes. Der Alte lief schnell hinunter.

Nachdem Edward Stefanias Bericht angehört hatte, fragte er den eintretenden Wrona:

»Haben Sie den zweiten Sohn vom alten Józef angeworben?«

»Nein, das ist ein merkwürdiges Subjekt. Heute früh hat er mir auf meinen Vorschlag geantwortet, daß er bis zum Überdruß gekämpft und es satt habe.«

Kazimierz Mogielnicki, der das Kabinett des Sohnes nicht verlassen hatte, erwachte aus seinem Halbschlaf.

»Schmultke soll diesen Taugenichts keinesfalls aus den Händen lassen . . . Kch–ch–ch . . . Ist überhaupt verdächtig, wo der Kerl plötzlich hergekommen ist.« Wieder begann er zu husten. »Dieser Typ ist ja zu jedem Verbrechen fähig . . . Ich habe erst heute erfahren, daß er hier ist. Er hat, wie sich herausstellte, Franciszka durchgeprügelt . . . Ich bitte dich, Edward, unternimm etwas!«

»Beruhige dich, Vater, die Deutschen wissen auch ohne uns, wo sie ihn zu verwahren haben. Letzten Endes kommt uns diese Geschichte sehr gelegen . . . Der Bursche hat augenscheinlich beim Major in Geheimdokumente Einblick bekommen, und es ist gut, daß die Soldaten von der Revolution erfahren haben. Macht nichts, Stefa, das sind alles Lappalien! Kommen Sie auf die Empore, Fürst, schauen wir uns an, wie die Jugend sich amüsiert, von dort aus ist alles gut zu sehen.«

Diesen ganzen Abend über war Franciszka in der Küche beschäftigt. Man hatte sie wegen zwei riesiger blauer Flecke im Gesicht nicht zur Bedienung der Gäste zugelassen. Als Józef ihr von der Verhaftung ihres Mannes erzählte, war sie zuerst ganz kopflos, aber dann begann sie wütend mit den Tellern zu klappern.

»Na, sollen sie! Was geht's mich an? Für mich existiert er nicht! Zum Teufel mit solch einem Leben! Und wenn sie ihn aufhängen, mir tut es nicht leid um ihn!«

Die Tränen hinderten sie am Sprechen. Sie bedauerte sich selbst und ihre verhunzte Jugend. Alle Kränkungen und Beleidigungen, die sie in diesem Hause erduldet, kamen ihr in den Sinn. Aber die schlimmste war ihr doch von Mieczyslaw zugefügt worden, der sie am Tag seiner Ankunft verprügelt hatte. Und mit was für gemeinen Worten er sie beschimpft hatte! Die Tränen flossen noch reichlicher. Sie tat sich selbst leid, aber auch er tat ihr leid. Was hatte er dort nur angestellt? Wie würde das enden? Und weil Mieczyslaw Unglück drohte, war ihr das Herz schwer. Sie wollte nicht eingestehen, daß sie um sein Schicksal bangte, daß sie ihn trotz allem liebte.

Stefania sah Franciszka mitleidig an. Das Stubenmädchen unterdrückte die Tränen und zupfte verlegen an ihrer Schürze.

»Ich werde kaum etwas tun können. Der alte Graf kann deinen Mann absolut nicht leiden. Und es ist jetzt überhaupt solch eine Zeit . . .«

»Sie können alles, erlauchte Pani. Ich bitte Sie! Sie brauchen nur mit dem Herrn Offizier zu sprechen, und er läßt ihn frei«, flüsterte Franciszka in flehentlichem Ton.

Stefania schüttelte verneinend den Kopf.

»Nein, ich kann jetzt nicht mit dem Oberleutnant darüber sprechen! Übrigens wundere ich mich über dich – der Mann verprügelt dich, und du . . .«

»Nun, was ist dabei?! Er prügelt mich – das heißt, er liebt mich . . .«

»Ach so!« Stefania hatte erraten, welche Rolle der alte Graf in dieser Angelegenheit spielte, und hielt es für unangebracht, das Gespräch fortzusetzen. Sie vertröstete Franciszka mit unbestimmten Versprechungen und kehrte vom Korridor in den Saal zurück.

Hela wickelte sich in einem Anfall von Schüttelfrost fester in die Decke.

Neben ihr saß in großer Unruhe die Mutter.

»Vielleicht soll ich nach dem Doktor schicken, Kindchen?«

»Es ist ja nichts Schlimmes, Mutti, es geht bald vorbei. Ich hab' mich nur ein bißchen erkältet. Laß mich allein . . .«

»Na, jetzt entkommst du mir nicht, Canaille, wie das erste Mal! So redest du also – die Offiziere verhaften? Einstweilen sind wir noch in der Lage, die Frist deines Hundedaseins zu verkürzen . . . Na, antworte auf meine Fragen, sonst . . .« Schmultke schlug mit dem Lauf seiner Parabellumpistole auf den Tisch . . . »Vorname, Vatersname?«

»Przygodzki, Mieczyslaw.«

Im großen Saal tanzte man Masurka. Keck stampften die Pans mit den Absätzen, leicht beschwingt glitten die Damen im Tanze dahin.

»Sie haben mich bezaubert, Gräfin!«

Ludwika lächelte. Sie blickte über die Schulter Varneris hinweg nach der Empore, wo hochmütig und beherrscht Edward stand. Der Leutnant glaubte, daß ihm das Lächeln gelte.

»Es lebe Großpolen von Meer zu Meer! Es lebe der große polnische Adel! Tod unseren Feinden!« schrie Wladyslaw, der vom Wein völlig den Kopf verloren hatte.

»Vivat!« antwortete ihm der ganze Saal, einen Augenblick das Orchester übertönend.

VIERTES KAPITEL

»Väterchen, sieh, die liebe Sonne ist zu Besuch gekommen!« Moische hascht mit den Händchen nach den Sonnenkringeln auf dem schmutzigen Boden. »Väterchen, ich bringe dir ein ganz klein bißchen Sonne . . . Ach, sie ist ausgerissen, sie will nicht . . .«

Moische kneift die Äuglein zusammen. Ein verirrter Strahl hat ihm ins Gesicht geschaut. Er weiß, gleich wird die Sonne schlafen gehen, dann wird es ganz dunkel werden. Jetzt klopfen Großvater

und Vater immer schneller mit den Hämmern. Das machen sie immer so, wenn die Sonne schlafen geht, denn sie haben kein Petroleum. Aber sie müssen doch Stiefel machen. Morgen wird der zornige Onkel mit dem großen Messer am Gürtel kommen und wird Großväterchen anschreien. Moische weiß nicht, wovon der Onkel mit Großväterchen spricht, aber Großvater weiß es und sagt auch zu ihm etwas Unverständliches. Großväterchen weiß alles. Was Moische ihn auch immer fragen mag, stets findet er eine Antwort . . . Schon zündet Großmutter die Späne unter dem Dreifuß an. Bald wird gegessen. Moische fällt ein, daß er schon längst hungrig ist. Schon lange hat er nichts Gutes gegessen. Immer nur Bohnen ohne Fett. Daß es Großmutter noch nicht langweilig ist, sie zu kochen. Vielleicht bringt Tante Sara ihm einen Apfel oder einen Bonbon mit. Moische liebt Bonbons, und er liebt Tante Sara. Tante Sara ist zärtlich und gut. Immer spielt sie mit Moische, wenn sie nicht näht. Er hat das Haus gesehen, wo die vielen Tanten nähen . . . Tante Sara hat große, große Augen! Schwarz wie Pech. Und Moische kann sich selbst darin sehen. Moische hat auch sein Eckchen – unter dem Tisch. Da sind alle seine Reichtümer: ein Bänkchen, Lederreste, ein kleines Hämmerchen, ein Geschenk vom Vater, und Holznägelchen. Moische näht auch Stiefel, aber Spielzeugstiefel.

Schön ist's unterm Tisch bei Moische. Da stört er niemand, und Mutter schreit ihn nicht an, weil er allen unter die Füße gerät.

Vater und Großvater arbeiten in der anderen Ecke unter dem Fensterchen in Deckenhöhe. Von dort kommt die liebe Sonne sehr selten zu Besuch, sie kommt nur »auf einen Sprung«. Kaum hat Moische mit ihr zu spielen begonnen, da ist sie auch schon wieder fort.

Dann gibt es noch eine Ecke mit einem Ofen – dort sind Mutter und Großmutter. Dann ist noch ein Bett da – in der andern Ecke. Großmutter schläft auf dem Ofen, Tante Sara auf der Truhe, Großvater auf der Kiste mit dem Leder, Vater und Mutter im Bett und Moische bei allen der Reihe nach. Im Zimmer gibt es vier Ecken, und er ist vier Jahre alt. Vater hat gestern mit Großvater gesprochen . . . Aber Moische kommt nicht mehr dazu, sich zu besinnen, was Vater gesagt hat.

Die Tür knarrt. A–a–ah! Tante Sara! Moische macht einen Luftsprung vor Freude.

Schon hat er mit den Händen Tante Saras Knie umschlungen. Gleich wird er erfahren, ob sie ihm Naschwerk mitgebracht hat . . . Moische weiß, wo es sich abends am besten sitzt – auf Tante Saras Knien! Sie hat lange, schwere Zöpfe. Die Enden sind weich wie Flaum, und sie kitzeln so angenehm sein Näschen.

Schnell klopfen die Hämmer . . . Bald bedeckt der Abend das Fensterchen mit einer schwarzen Mütze. Nur das Feuerchen unter dem Dreifuß wird das Zimmer beleuchten . . .

Die Mutter schneidet Brot. Vater und Großvater waschen sich die Hände.

»Warum bist du so schweigsam, Sarotschka?« fragte der Vater.

»Spielmann hat mich aus dem Atelier herausgesetzt.«

»Weshalb?« schreien alle fast gleichzeitig. Nur Moische schweigt.

»Weil ich ihn einen Blutsauger genannt habe.«

Moische weiß nicht, was »ein Blutsauger« ist, aber es muß etwas Schreckliches sein.

»Na, und du dachtest wohl, daß er dir dafür den Lohn erhöhen würde?« Mamas Stimme klingt böse. Sie liebt Tante Sara nicht.

»Nach deiner Meinung hätte ich also schweigen sollen, Fira? Jeden Monat kürzt er uns den Arbeitslohn und läßt uns vierzehn Stunden am Tage arbeiten. Er selbst wird immer reicher, und uns nimmt er die Groschen weg, dieser widerliche Kerl!«

»Was soll nun werden? Wir dachten, von deinem Arbeitslohn im nächsten Monat Abramacher die Miete zu bezahlen«, sagt Großvater angstvoll.

»Was kümmert sie das? Sie lebt nach ihrem Kopf, sie hat ihren Stolz . . . Die reinste Gräfin! Sie erlaubt es sich, dem Arbeitgeber grob zu kommen, aber morgen wird sie nichts zu essen haben. Oder rechnest du vielleicht damit, daß dich Vater und Bruder ernähren werden?« schreit die Mutter.

Moische sieht sie erschrocken an. Sie ist mager und hat eine spitze Nase. Mama ist immer krank und zankt immer.

»Laß uns nicht streiten, Fira. Wenn Unglück im Hause ist, so wird es durch Streitereien nicht weniger werden.«

So spricht Großvater. Er liebt Tante Sara und Moische. Großvater ist schon alt. Sein Bart ist weiß und lang. Die Brauen sehen böse aus, aber die Augen sind so gut. Großvater sitzt immer über

die Arbeit gebückt da, davon ist sein Rücken schon ganz krumm geworden.

Jemand klopft an die Tür. Da öffnet sie sich schon, und Moische sieht den gewichtigen Onkel Abramacher. Auch die anderen schauen ihn an und schweigen.

Schließlich bricht Großvater das Schweigen.

»Guten Abend, Herr Abramacher! Setzen Sie sich, bitte! Fira, zünde die Kerzen an!«

Moische möchte den Großvater fragen: ‚ist denn heute Samstag?' Aber er fürchtet sich vor dem gewichtigen Herrn.

»Ich bin gekommen, um Sie zu fragen, Michelsohn: gedenken Sie die Miete zu bezahlen, oder soll ich andere Maßnahmen ergreifen?« sagte der gewichtige Onkel.

»Warten Sie doch noch ein bißchen, Herr Abramacher. Unbedingt werden wir zahlen! Nur eben ist kein Geld da. Keine Mark! Sie wissen doch selbst, wie schwer jetzt das Leben für arme Leute ist. Was man erarbeitet, ißt man auf. Da haben wir geglaubt, Sara wird Arbeitslohn bekommen, aber der Herr Spielmann hat sie entlassen . . .«, antwortet leise der Großvater.

Der Onkel schaut Tante Sara an. Er sieht wie ein feister Kater aus, der auf dem Zaun sitzt und den Sperlingen auflauert. Ein listiger Kater! Es scheint, daß er schläft, aber er sieht alles. Und kaum setzt sich ein Spatz auf den Zaun – schwupp, hat er ihn schon mit der Pfote gepackt! . . . Und einen Schnurrbart hat der Onkel, genau wie der Kater.

»Das interessiert mich alles sehr wenig. Ich frage: wann werden Sie die Miete bezahlen?«

Er setzt die Mütze auf. Wenn er doch schneller wegginge!

»Wenn Sie morgen nicht für alle vier Monate bezahlen, rund sechzig Mark, dann werden Sie schon übermorgen auf der Straße kampieren!«

»Auf der Straße, wie ist denn das möglich? Es ist doch schon Winter! Versündigen Sie sich nicht gegen Gott, Herr Abramacher. Sie haben doch ein Herz! Sie sind doch auch Jude«, sagte die Großmutter, in Tränen ausbrechend.

»Ich bin in erster Linie Hausbesitzer. Für Gott und die armen Juden spende ich jeden Monat etwas mehr, als Sie mir schuldig sind. Wenn Sie aber denken, daß ein Jude dem andern die Woh-

nungsmiete nicht zu bezahlen braucht, dann irren Sie sich sehr«, sagt der Onkel.

»Was ist das schon für eine Wohnung? Das ist ja ein Grab!« schrie plötzlich der Vater so, daß Moische zusammenzuckte.

»Ha! Ein Grab? Für fünfzehn Mark wollen Sie auch noch in einem Palast leben . . . Na, ich habe alles gesagt. Daß morgen das Geld zur Stelle ist! Suchen Sie sich außerdem überhaupt einen anderen Raum. Ich habe nicht die Absicht, in meinem Haus undankbare Grobiane zu halten.« Und der Onkel wandte sich zur Tür.

Die Mutter stürzte ihm nach.

»Warten Sie, Herr Abramacher! Seien Sie meinem Mann nicht böse wegen seiner Worte. Wir sind ungebildete Leute und verstehen uns vielleicht nicht so auszudrücken, wie es sich gehört. Verzeihen Sie uns, Herr Abramacher! Natürlich werden wir zahlen! . . . Aber vielleicht können wir einen Teil des Geldes bei Ihnen abarbeiten? Sie nehmen doch zum Beispiel eine Waschfrau. Vielleicht kann ich für Sie Wäsche waschen? . . . Vielleicht möchten Frau Abramacher und Ihre Töchter etwas genäht haben? Das könnte Sara tun«, bestürmte die Mutter jammernd den gewichtigen Onkel.

Der Onkel schaute wieder Tante Sara an und sagte: »Na, meinetwegen, ich werde noch ein paar Tage warten . . . Soll sie«, er zeigte mit dem Finger auf Tante Sara, »morgen zu mir ins Kontor kommen. Vielleicht findet sich Arbeit für sie . . . Aber das Geld halten Sie trotzdem bereit . . .« Und der gewichtige Onkel ging fort.

Moische hätte gar zu gern hinter ihm die Zunge herausgestreckt. Aber wenn die Mutter das sähe, würde sie ihn wieder an den Ohren ziehen, wie am Morgen, als er der Katze eine Schachtel mit Nägeln an den Schwanz gebunden hatte.

Erst spät in der Nacht kehrte Sigismund Rajewski in das kleine Zimmerchen zurück. Jadwiga beobachtete ihn voller Unruhe. In der Nacht sagte sie leise, ihn umarmend:

»Ich sehe dich so wenig . . . Sigismund, es ist alles wieder wie damals! Mein Herz kommt nicht zur Ruhe – ich bin ständig in Angst um dich! Es scheint mein Schicksal zu sein . . . Als du zurück-

kehrtest, traute ich meinem Glück nicht. Soviel Jahre – versteh doch, Sigismund, wieviel Jahre – allein ohne dich! . . .«

Sigismund legte schweigend seine kräftige Hand auf ihre Schulter. Diese Berührung bedeutete ihr mehr als zärtliche Worte. Auch früher hatte er solche Worte nicht sagen können. Aber wußte sie denn nicht, wie glühend, wie zart er lieben konnte? Sie erinnerte sich noch wie heute an ihr erstes Zusammentreffen auf einer illegalen Versammlung in Warschau. Er hatte schon damals den Parteinamen – Genosse Chmury. Sie hatte diese Versammlung als Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Polens verlassen. Bis zu ihrem Hause hatte der hochgewachsene Schlosser des Wasserwerks, Mitglied des Parteikomitees, Genosse Chmury, die neue Genossin begleitet. In jener Nacht begann ihre Freundschaft, aus der später ihre Liebe entsprang . . .

»Es ist mir schrecklich, zu denken, Sigismund, daß ich euch verlieren könnte. Ich sage ‚euch', weil der Junge zu deinem Schatten geworden ist. Er läßt die Augen nicht von dir . . . Ich weiß, daß es gar nicht anders sein kann. Aber bedenke, wie mir ums Herz ist. Wo ich auch bin, was ich auch tue – immer sind meine Gedanken bei euch! Ich habe so viel gelitten, so viel durchgemacht, daß ich diesen Verlust nicht überleben würde . . .«

Gleichsam, als wolle er ihr Einhalt gebieten, preßten seine Finger ihre Schulter.

»So geht es nicht, Jadzia! Ich verstehe alles. Auch ich weiß, was Schmerz ist. Eine Mutter fühlt ihn natürlich noch stärker. Aber was sollen wir tun? Du warst doch in der Partei. Du weißt doch, daß, wenn der Kampf einmal begonnen hat, es nur ein Ziel gibt – den Feind zu vernichten, was es auch kosten möge, vielleicht das Teuerste.« Er fühlte ihren Kopf und die von Tränen feuchte Wange an seiner Brust. Verwirrt und entwaffnet hörte sie ihn an.

»Ich will dich jetzt nicht verurteilen, weil du dich von der Partei losgelöst hast. Es gibt schwache Naturen, die den Schwierigkeiten des Kampfes nicht gewachsen sind. Nicht alle haben in diesen Jahren das Banner der Partei in ihren Händen festgehalten. Manche haben die Partei verlassen – haben alle ihre Sorgen und Gedanken der Familie gewidmet. Für sie ist der Untergang ihrer Familie gleichbedeutend mit ihrem eigenen Untergang. Aber kann man denn das ganze Leben auf dieses Zimmer beschränken? Bedenke es doch,

Jadzia! Du wirst zu uns zurückkehren, Liebste, und wirst darin aufs neue dein Glück finden ... Was auch immer mit uns geschehen möge, du wirst immer ein Lebensziel haben, das herrlichste, edelste, das die Menschheit kennt.«

Zart berührten Jadwigas Lippen seine Brust dort, wo das Herz klopft. Von einer großen menschlichen Zärtlichkeit ergriffen, zog er sie an sich ...

Und in der anderen Ecke des Zimmers schlief, tief atmend, mit ausgebreiteten Armen, ihr Sohn. Ihm träumte: er steht mit dem Vater auf einem hohen Hügel. Ringsum erstreckt sich unermeßlich weit die Steppe. Es ist Nacht. Aber im Osten glüht ein heller Feuerschein. Es scheint, als ob die Steppe in Flammen stünde. Der Wind trägt das drohende Brausen eines herannahenden Sturmes zu ihnen herüber. In der Ferne, soweit der Blick reicht, bewegt sich – Woge auf Woge – eine gewaltige Menschenmasse, lichtübergossen, heller als die Flammen leuchten die Banner. Stahl blitzt auf. Die Erde erzittert unter den Hufen der Pferde. Und über alledem schwingen sich die Töne eines mächtigen Liedes empor. ‚Sieh, mein Sohn, die Unseren kommen. Laß uns ihnen entgegengehen', sagt der Vater und nimmt ihn an der Hand ...

Rajewskis erwachten früh am Morgen. Es war Sonntag. Heute sollten sich im Hause des Maschinisten des Pumpwerkes – einen halben Kilometer von der Eisenbahnstation, unter dem steilen Uferhang am Fluß – einige revolutionäre Arbeiter treffen. Rajewski hatte sie während aller dieser Tage und Abende einen nach dem anderen aufgespürt mit Hilfe jener brüderlichen Bande, die zwischen Menschen erhalten bleiben, die irgendwann einmal gemeinsam gegen ihre Unterdrücker gekämpft haben. Er hat auch alte illegale Kämpfer ausfindig gemacht, die sich zeitweilig vom Kampfe zurückgezogen hatten. Und bei allem, was er unternahm, fühlte er hinter sich den Sohn, der sorgsam über seine Sicherheit wachte. Auch jetzt, während sich die Arbeiter in dem geräumigen Zimmer des Maschinisten versammelten, saß Raimund in einem leeren Weichenstellerhäuschen auf einem Hügel, wo das Gleis zum Lokomotivschuppen abbog. Von hier aus konnte er alles ringsum übersehen. Unten am Fluß war das Pumpwerk. Durch das rechte Fenster konnte man den Eisenbahndamm und den nach Norden führenden Schienenstrang sehen, durch das linke Fenster die Nebengleise, die zum Lokomotivschuppen führten, und dahinter den Bahnhof.

Der Maschinist Kowallo machte sich die ganze Zeit über hier zu schaffen. Er gab sich den Anschein, als repariere er einen Steg. Als unten, auf dem Fußweg, der am Fluß entlangführte, der vierte Mann vorübergekommen war, nahm er seine Axt unter den Arm und ging auf das Wärterhäuschen zu.

»Jetzt gib gut acht, Bursche«, sagte er in trockenem Ton zu Raimund. »Hier hat niemand was zu suchen. Sollte aber doch jemand zufällig hier vorbeikommen, so laß ihn vorüber. Schickt er sich aber an, hinunterzugehen, dann wink mit der Mütze. Ich werde meine Tochter auf den Hof schicken, damit sie von dort aus aufpaßt. Die wird mir's melden.«

Und er ging hinunter.

»Olessja, geh und schau nach der Wirtschaft! Und vergiß nicht, was ich dir gesagt habe«, wandte sich Kowallo, ins Zimmer tretend, an seine Tochter. »Wie mir scheint, sind jetzt alle da, so daß wir anfangen können.« Und Kowallo warf einen fragenden Blick auf die Anwesenden. Er glich einem Igel mit seinem borstigen, grauen Bärtchen und den kurzgeschnittenen Haaren. Seine grauen, klugen Augen richteten sich auf Rajewski. »Du hast also das Wort, Sigismund. Fang an, und wir werden zuhören«, sagte er, sich an den Tisch setzend.

Und an die übrigen gewandt, fragte er:

»Ihr habt euch wohl schon miteinander bekannt gemacht? Wir beide sind ja alte Kumpane. Wie ihr wißt, hat man ihn hergeschickt, um das stehende Wasser ein bißchen in Bewegung zu bringen. Wir sind hier tüchtig hinter dem Volke zurückgeblieben ... In der Stadt geht es schon los. Man muß alles gut überlegen.«

Grigori Kowallo sprach ukrainisch.

»Genossen!« begann Rajewski. »Das revolutionäre Ortskomitee hat mich beauftragt, einige Fragen mit euch zu besprechen.«

»Aber wer gehört denn eigentlich alles zu diesem Komitee?« fragte treuherzig der hagere Worobejko, der bescheiden in einer Ecke des Zimmers Platz genommen hatte. Er war der Jüngste unter den Anwesenden.

Rajewski sah ihn an und lächelte.

»Ihr könnt ganz beruhigt sein, es sind zuverlässige Leute.«

Worobejko wurde verlegen.

»Wir haben bereits eine Parteiorganisation«, fuhr Rajewski fort. »Wir sind freilich noch wenig – insgesamt siebenunddreißig. Aber das sind erprobte Leute. In der Stadt geht offenbar ein Umsturz vor sich, die Deutschen ziehen ab, und die Pans versuchen, die Macht an sich zu reißen. Wir sind heute noch zu schwach, um sie daran zu hindern. Es gilt also zu handeln, die Eisenbahner und die Arbeiter der Zuckerfabrik auf die Beine zu bringen; sonst setzen sich diese Aasgeier fest, und dann wird es nicht so leicht sein, sie wieder herauszukriegen.«

Danilo Tschobot, der Rajewski gegenübersaß, ein Mann von unschöner, aber festgefügter Gestalt, schwarz wie der Anthrazit, mit dem er seine Lokomotiven heizte, bewegte sich schwerfällig, so daß der alte Schemel unter seiner Last jämmerlich zu knarren begann.

»Alles ist klar ... Aber womit werden wir den Pans zu Leibe rücken? Das Volk werden wir schon auf die Beine bringen. Das steht fest! Aber Waffen haben wir keine. Mit den Fäusten kann man nicht viel ausrichten«, sagte er, seinen mächtigen Baß dämpfend.

Alle blickten unwillkürlich auf seine riesigen Fäuste.

»Wenn es nur an Waffen fehlt, so brauchen wir nicht weit zu gehen. – Auf dem toten Gleis Nr. 7 steht ein plombierter Waggon. Da sind Kisten mit Gewehren drin. Ich habe selbst gesehen, wie sie verladen wurden«, sagte Worobejko lebhaft. »Und Patronen gibt es im Artilleriedepot, neben der Station, mehr als genug! Wenn es darauf ankommt, können wir den Waggon noch heute nacht hierherlaufen lassen, zum Pumpwerk; im Handumdrehen haben wir ihn abgeladen und das ganze im Reservoir verstaut. Die Pumpstation liegt ganz abseits, so daß es niemand merken wird ... Nur schnell und vorsichtig muß man zu Werke gehen.«

Raimund beobachtete einen Burschen, der auf das Bahnwärterhäuschen zukam. Er ging direkt am Eisenbahngleis entlang. Der Wind trug die Bruchstücke eines Liedes herüber:

»Auf ewig bist du mein, Geliebte,
Der Tod allein zu trennen uns vermag!«

Es war kalt, und doch war die wattierte Jacke des Burschen weit geöffnet. Augenscheinlich war er in glänzender Stimmung. Das rötliche Mützchen war nach hinten geschoben, sein welliger, weizengelber Haarschopf dem Spiel des Windes preisgegeben. Der Bursche kam daher, die Hände in den Taschen, und sang voller Hingebung.

Raimund erkannte ihn. Es war Andrij Ptacha, ein Heizer aus dem Kesselhaus der Zuckerfabrik.

Jetzt beunruhigte Raimund nur eines: wohin ging Ptacha? Wollte er ins Dorf, so mußte er nach rechts über den Bahnübergang gehen ... Jetzt war er am Bahnübergang ... Nein, er bog nach hier ein! Es ist klar, er geht zum Pumpwerk! Der Weg führt nicht weiter. Raimund verließ seinen Posten.

»He, Andrjuscha!«

Ptacha wandte sich um, blickte verwundert auf Raimund, der so überraschend aufgetaucht war, und ging auf ihn zu.

»Wohin gehst du, Andrij?«

»Ich? – Zu Grigori Michailowitsch! Dort unten ist sein Häuschen.«

»Und was willst du dort?«

»Hm ... Immer ein und dasselbe. Er hat so ein interessantes Vögelchen ... Na, da gehe ich jeden Sonntag hin, um es singen zu hören. Schön singt es!« antwortete Ptacha mit schlauem Lächeln und drückte Raimund kräftig die Hand. »Und was machst du hier?«

»Ich? Ich ... bin ganz zufällig hierhergekommen. Bin noch nie hier gewesen ... Wollte mir die Gegend mal ansehen«, lachte Raimund.

Ptacha hörte auf zu lächeln. Seine kühnen, grauen Augen maßen Raimund voller Mißtrauen. Mit einem Ruck schob er die Mütze bis auf die Augenbrauen.

»Die Gegend wolltest du dir ansehen! Das kennt man schon!« Und wütend, die Brauen runzelnd, fügte er hinzu: »Such dir lieber einen anderen Ort aus. Hier ist schon alles abgeguckt! Verstanden?«

»Nichts habe ich verstanden!«

»Na, dann wird's wohl ohne Holzerei nicht abgehen.«

»Warum denn? Mir scheint, du hast heute einen über den Durst getrunken ...«

Aber Ptacha nahm mit nicht mißzuverstehender Absicht die Hände aus den Taschen.

»Stell du dich nur nicht dumm! Du denkst wohl, weil ihr jetzt an der Macht seid, kannst du dich hier aufspielen? Ich pfeife auf das alles! Wenn ich erst anfange, dich zu verwalken, wirst du schon merken, was es heißt, mit Ukrainern anzubinden. Sogar euer Erlaß wird dir nichts helfen!« stieß Andrij drohend hervor.

»Laß das, Andrij! Was für eine Macht? Was für ein Erlaß? Wenn du dich durchaus prügeln willst, such dir jemand anders dazu«, antwortete Raimund, dem Andrijs Benehmen schon lästig wurde.

»Was, gibst du schon Rückdampf? Hast wohl ein schlechtes Gewissen? Ihr Polacken seid alle gleich: oben Seide und unten Dreck. Seid gewöhnt, auf uns Ukrainern herumzureiten wie auf Eseln.«

Raimund schritt auf ihn zu. Sich mühsam beherrschend, sagte er ruhig:

»Wenn du nicht betrunken wärst, würde ich dir für diese Reden die Knochen zerschlagen ... Gehst auf einen los wie ein Kettenhund! Und ich hab' dich noch für einen anständigen Kerl gehalten ... Warum beleidigst du das ganze polnische Volk? Was für Seide trag' ich denn? Und auf wessen Rücken reite ich? Ach, du grober Klotz!«

Es ist ungewiß, wie dieses Gespräch geendet hätte, wenn nicht von unten eine helle Mädchenstimme gerufen hätte:

»Andrij!«

Beide sahen sich um. Unten, vor dem Häuschen, stand auf der zementierten Plattform des Wasserreservoirs Olessja. Ptacha war einige Sekunden unschlüssig. Dann schob er das Mützchen wieder auf den Hinterkopf und schickte sich an hinunterzugehen. Nach einigen Schritten blieb er stehen und sagte, den Blick nicht auf Raimund, sondern irgendwohin zur Seite gewandt:

»Halt du lieber an einem anderen Ort Ausschau, sonst haue ich dir doch eins in die Fresse – wenn du auch einer von den Unsern bist –, verstanden?«

Olessja wartete ungeduldig, bis Andrij zu ihr herankam. Sogar hier unten am Hang, strich, wie ein Vagabund, der kalte, trockene Wind herum, und Olessja mußte gegen ihn ankämpfen, um ihren Rock vor seinem frechen Zugriff zu schützen.

Ein warmer, gestrickter Sweater umschloß ihr eng anliegend Brust und Schultern. Sie war sechzehn Jahre alt, schwarzäugig,

braun, schlank wie eine Gazelle, lebensfroh und ungestüm. Es war zugleich mädchenhafte Schüchternheit wie Übermut in ihren Bewegungen, und dieser Widerspruch machte sie besonders reizvoll.

Sie war sich ihres Reizes bewußt. Die in ihr bereits erwachte Frau gab ihr die schönsten Bewegungen und jene kaum merkbare Form der Koketterie, die – wenn auch ihr selbst unbewußt – aus dem Wunsch, zu gefallen, entsprang.

»Worüber hast du mit ihm gesprochen?« fragte sie Andrij geradezu, ohne ihm Zeit zu lassen, sie zu begrüßen.

»Na, so allerhand ... über die Verwandtschaft, zum Beispiel ... sein Papa und meine Großmutter sind weitläufige Bekannte ... Und du, du liebäugelst wohl ein bißchen mit ihm? Warum dann in der Kälte, warum holst du ihn nicht ins Haus? Ich wollte ihm ordentlich einheizen, aber du ...«

Andrij schwieg plötzlich. In den zusammengekniffenen Augen des Mädchens war eine solche Kälte, daß es ihm unbehaglich wurde.

»Und was sonst noch?«

Ptacha spürte in dieser Frage eine unwillkürliche Drohung. Damit war sie an den Rechten gekommen. Zwar wollte Andrij kein Zerwürfnis – nicht dazu war er hergekommen –, aber die Begegnung mit Raimund und das Verhör mit Olessja, die so unfreundlich, ja sogar böse war, hatten alles verdorben.

»Was sonst noch?« Olessja stampfte mit dem Absatz auf den Betonboden.

»Dann habe ich ihm noch gesagt, er soll sich zu des Teufels Großmutter scheren, verstanden?«

Andrij dachte, daß der Tag ohnehin verdorben sei, und ließ alles drauf ankommen. Ein heftiger Windstoß überraschte Olessja. Zornig schlug sie mit der Hand auf den hochgewirbelten Rock. Andrij wandte diskret die Augen ab.

»Solch ein Esel! Solch ein Esel! Was wird dieser Mensch jetzt denken?« flüsterte sie.

Voll Betrübnis sah er, daß Tränen in ihren Augen standen.

»Nun schön: ich bin ein Esel. Aber warum weinst du denn? Ich habe dir doch nichts ...«

»Ich und weinen? Das fehlte noch, daß ich wegen jedem dummen Jungen weinen sollte! Der Wind schneidet mir in die Augen, und

er . . . Ein netter Verehrer! Ist hinter den Ohren noch nicht trocken und gibt schon an . . . Sag mir bitte, was zum Teufel du hier zu suchen hast. Wie oft habe ich dir schon gesagt, daß ich dich nicht sehen will!«

»Dergleichen habe ich noch nicht gehört!«

»Geh mir aus den Augen, du ekelhafter Kerl.«

Olessja wandte sich ab. Andrij wußte nicht, wie er sie versöhnen sollte. Er begriff instinktiv, daß Raimund nicht zum Stelldichein hierhergekommen war. Dann hätte sich Olessja anders verhalten.

»Ja, dann bleibt mir wohl weiter nichts übrig, als auf den Schreck eine Zigarette zu rauchen?« sagte er traurig und griff in die Tasche, um Tabak herauszuholen. Dabei geriet ihm ein zusammengefaltetes Papier zwischen die Finger. Er zog es heraus, entfaltete es und las nochmals: »Erlaß des Oberbefehlshabers der Streitkräfte des Polnischen Staates in Wolhynien . . .«

»Weißt du nicht, Olessja, ob dein Vater diesen Wisch gelesen hat? Was macht er denn? Vielleicht kann ich zu ihm hineingehen, wenn ich dir so ungelegen komme.«

»Zu meinem Vater kannst du jetzt nicht – er hat Besuch. Gib her!« Olessja nahm ihm das Blatt aus der Hand.

Der Erlaß war in polnischer und russischer Sprache gedruckt.

Nachdem sie ihn schnell überflogen hatte, wandte sie sich an Andrij:

»Bleib hier! Ich komme sofort zurück . . .« Und sie eilte ins Haus.

Andrij wurde wieder vergnügt. Die Lage besserte sich offenbar. Den Rücken gegen den Wind gekehrt, drehte er sich vor Freude eine riesige Zigarette.

Im Zimmer lauschte man voller Spannung. Rajewski las langsam und deutlich:

»Paragraph eins. Dem Willen des polnischen Volkes entsprechend, geht von heute ab die gesamte Macht im Gebiet an den Legionsstab über.«

»Habt ihr schon so was gesehen? Dringt in die Ukraine ein und kommandiert im Namen des polnischen Volkes«, schrie erregt Ostap Schtschabel, ein schöner Mann mit schwarzen Augenbrauen, der in den Eisenbahnwerkstätten als Hammerschmied arbeitete.

»Interessant zu erfahren, wann sie das polnische Volk befragt haben«, fuhr mit zornlodernden Augen der schlanke Miecielski ungestüm hoch.

»Paragraph zwei. Ich verhänge über die Stadt den Belagerungszustand. Das Betreten der Straßen nach sieben Uhr ist bei Strafe des Erschießens untersagt.

Paragraph drei. Verboten sind alle Versammlungen, Zusammenkünfte, Menschenansammlungen, ohne meine ausdrückliche Genehmigung. Personen, die sich der Aufwiegelung gegen die Befehlsgewalt und die neugebildeten Machtorgane schuldig machen, sind auf der Stelle zu erschießen.«

»Oho!«

»Da spürt man doch gleich die Klaue des Wolfes!«

»Nicht übel, was: die ‚Macht des polnischen Volkes'!?«

»Dieses polnische Volk fürchten die mehr als den Teufel!«

»Paragraph vier. Ich mache darauf aufmerksam, daß jede gewaltsame Besitzergreifung des Privateigentums von Bürgern des polnischen Staates als Plünderung angesehen und mit den Plünderern wie mit Banditen verfahren wird.«

»Aha! Damit hätten sie anfangen sollen!«

»Vom Volk ist da nichts zu spüren, aber die Hetzpeitsche der Gutsbesitzer kommt unverhüllt zutage«, brummte Tschobot.

»Über den Boden schweigen sie sich aus, damit das Volk nicht aufsässig wird. Das eilt ja auch nicht. Es ist ja noch Winter . . .«, sagte Worobejko.

»Und was ist nach deiner Meinung ‚das Eigentum'?« wandte sich Schtschabel an ihn.

»Ich lese weiter: ‚Paragraph fünf. Ich verordne die Anwerbung von polnischen Freiwilligen zur Bildung neuer Kampfabteilungen. Jeder Freiwillige erhält volle Verpflegung, Uniform und fünfzig Mark Löhnung monatlich.'«

»Und was steht dort weiter?« fragte Kowallo ungeduldig.

»Weiter? ‚Die Befehlsgewalt erklärt den schonungslosen Kampf gegen die Bolschewiki, als die gefährlichsten Feinde des polnischen Staates. Personen, die der Zugehörigkeit zur bolschewistischen Partei überführt werden, sind unverzüglich dem Kriegsgericht zu übergeben zwecks Aburteilung innerhalb von vierundzwanzig Stunden.'«

»Das ist schon speziell für uns!«

»Wenn es nach dem geht, werden wir bald ins Jenseits befördert werden!«

Tschobot griff sich wütend mit allen fünf Fingern in das dichte Haar.

»Wer ist denn dieser stürmische Herr dort?« fragte er.

Rajewski sah nach der Unterschrift.

»Oberst Mogilnicki.«

Eine Minute lang war es still im Zimmer. Rajewski legte den Erlaß auf den Tisch.

»Ich glaube, Genossen, jetzt ist alles klar.«

Tschobot schaute durchs Fenster und schnaubte zornig.

Rajewski warf einen forschenden Blick auf alle fünf und fand weder Angst noch Verwirrung in ihren Augen. ‚Da haben sich ein paar ordentliche Leute zusammengefunden.'

Ernsthafte Arbeitergesichter. Ein wenig düster. Schtschabel ist zu streng für sein Alter. Worobejko grübelt traurig über etwas nach. Schtschabel und Worobejko wußten nicht, daß Kowallo, Tschobot und Doktor Miecielski Mitglieder des Revolutionskomitees waren. Für sie war Rajewski dessen einziger Vertreter.

Rajewski trat auf den Hausherrn zu.

»Man muß die Kinder in die Stadt schicken, um zu erfahren, was los ist. Laß Raimund mit deiner Tochter gehen.«

»Gut. Ich werde es ihnen gleich sagen.«

»Wir werden jetzt besprechen, was wir tun sollen«, schlug Rajewski vor.

. . . Olessja lief zu Ptacha.

»Komm, du Scheusal, wir gehen ein bißchen in die Stadt und sehen, was sich dort tut.«

Als sie den Berg hinaufstiegen, sagte sie entschieden:

»Du mußt dich mit Rajewski versöhnen, sonst gehe ich nie mehr mit dir! Wärst du nicht so ekelhaft gewesen, hätte ich dir erzählt, warum dieser Bursche hier ist.«

Und sie lief zum Wärterhäuschen.

»Kommen Sie in die Stadt, Raimund. Vater hat gesagt, wir sollen schauen, was dort los ist. Ihr Vater bleibt bei uns, er wird auf uns warten. Worobejko kommt hierher.« Und bevor Andrij herankam, fügte sie erregt hinzu: »Ptacha hat Ihnen lauter Unsinn

vorgeschwatzt, aber er ist doch ein guter Kerl. Seien Sie ihm nicht böse! Also los, gehen wir!«

Ptacha ging mit und redete, als wäre zwischen ihm und Raimund nichts vorgefallen. Vom Bahnhof tönten einige Schüsse herüber. Eine Lokomotive begann beängstigend zu heulen, verstummte aber plötzlich wieder. Es wurde still.

»Andrij, du warst doch in der Stadt. Was ist dort los?« fragte Olessja beunruhigt.

»Der Teufel weiß es! Ich hab' eine Reiterabteilung gesehen. In der Nähe des Rathauses stand ein Häufchen polnischer Pans mit Gewehren. Einen hab' ich erkannt – Sladkiewicz, das Advokatensöhnchen. Sie haben sich weiße Adler an die Mützen gesteckt . . . Fast alle grüne Jungens, Gymnasiasten. Die reinste Komödie!«

Auf den Bahngleisen war kein Mensch zu sehen. Die Tore des Depots waren geschlossen. Es lag etwas Drohendes in dieser Verlassenheit. Einige Schritte vor dem Aufgang zur Überführung, die das Stationsgebäude überquerte, huschte eine Gestalt hinter der Ecke eines Güterschuppens hervor, gerade auf sie zu. Es war ein österreichischer Polizist. Fast wäre er zurückgeprallt, doch der Anblick der drei beruhigte ihn. Keuchend um sich blickend, schrie er ihnen, mit der Hand nach Norden weisend, in gebrochenem Polnisch zu:

»Haben Sie dort keine bewaffneten Leute gesehen?«

»Nein«, antwortete Raimund, der einzige von den dreien, der polnisch sprach.

Der Polizist wollte zum Pumpwerk laufen, Ptacha stellte ihm jedoch plötzlich ein Bein, und der dicke Schutzmann plumpste mit voller Wucht zu Boden. Mit der gleichen Schnelligkeit hatte sich Andrij rittlings auf ihn gesetzt. Wie auch jener sich wehrte, konnte er sich doch nicht aus der eisernen Umklammerung des Burschen befreien.

»Raimund, nimm ihm die Pistole ab! Aber schnell!«

Raimund beugte sich über den Polizisten, öffnete hastig und aufgeregt die Pistolentasche und zog die Waffe heraus. Ptacha sprang schnell von dem Polizisten zurück, wobei er aber nicht vergaß, ihm vorher das breite Seitengewehr aus der Scheide zu ziehen, und nahm Abwehrstellung ein.

Raimund drehte die erbeutete Mauserpistole in den Händen herum, ohne zu wissen, was er damit anfangen sollte.

Das alles war so schnell vor sich gegangen, daß Olessja gar nicht zur Besinnung kam. Der Polizist sprang auf die Füße. Sein Unterkiefer zitterte vor Schrecken und Wut. Doch das entschlossene Aussehen Ptachas verbot ihm, an Widerstand auch nur zu denken.

»Aber nu hau ab! Ein bißchen fix!« Und Andrij zeigte ausdrucksvoll mit dem Seitengewehr nach Norden. »Verstehst du nicht? Nu, dann in deiner Sprache: machen trapp zu Teufel seiner Großmutter!«

Raimund steckte die Pistole in die Tasche. Der Polizist machte sich eiligst aus dem Staube, wandte sich aber alle Augenblicke um. Nachdem er einige Schritte gemacht hatte, schnallte er das Koppel ab und warf die nutzlos gewordene Pistolentasche und Scheide weg. Andrij ging hin und hob sie auf. Er steckte das Seitengewehr in die Scheide und kehrte zufrieden lächelnd zurück.

»Wo soll ich jetzt dies Dings hintun?«

»Sag, bist du verrückt geworden? Wenn er uns nun alle über den Haufen geschossen hätte«, fiel Olessja über ihn her.

»Ach, wenn meine Tante Räder hätte, wär sie 'n Omnibus! Wozu braucht der, zum Teufel, noch eine Pistole? Der Laden ist sowieso geschlossen. Und ich kann sie gerade gut gebrauchen.«

»Aber wozu brauchst du denn das Seitengewehr? Wirf es weg und laß uns gehen!«

»Das wär' gelacht! Da kann man zwei fabelhafte Messer draus machen. Ich werde es hier unter der Stufe verstecken. Da findet es keiner.«

Auf der Brücke holte er sie ein.

»Höre, Andrij, wenn du die Absicht hast, noch etwas Derartiges anzustellen, dann geh lieber nicht mit uns. Wir haben eine wichtige Sache vor«, sagte Raimund trocken.

»Ach, was wollt ihr eigentlich von mir? Ist doch alles in bester Ordnung! Ich habe mir immer eine Pistole gewünscht, und siehe, da fällt mir gerade eine in die Hände . . . Aber dem Polizisten habe ich einen ordentlichen Schrecken eingejagt! Der läuft sicher noch zehn Werst weit! Ein Hauptspaß!« Und Andrij lachte so ansteckend, daß auch Raimund und Olessja nicht ernst bleiben konnten.

Andrij bekam wieder gute Laune. Er ging leicht tänzelnd über die Brücke und sang:

»Hopp, Gevatter, groll nicht mehr,
Dreh dich munter hin und her!«

Da kam ihm plötzlich der Gedanke, durch eine edelmütige Tat alles wiedergutzumachen.

»Weißt du was, Raimund, ich schenke dir die Pistole! Nimm! Als Beweis meiner Freundschaft! Ich werde mir eine andre verschaffen.«

Olessja wandte sich heftig nach ihm um.

»Was soll das heißen? Willst du schon wieder jemand überfallen? Dann geh nicht mit uns! Hörst du? Geh fort!«

»Aber nicht doch! Warum verdirbst du mir heute immerzu die Laune? Ich handle aus vollem Herzen, und sie . . . Ich habe doch gesagt, daß ich nichts mehr anstellen werde, also, was willst du noch? Ich kann mir, wer weiß wo, eine Pistole verschaffen. Was geht's dich an? Hier, Raimund, ist die Tasche! Viel Glück! Was versteht so ein Frauenzimmer schon von Militärdingen!«

»Laß das mal sein mit den Frauenzimmern!«

Aber Andrij hörte sie schon nicht mehr. Er hatte den Arm um Raimund gelegt und flüsterte ihm, verlegen lächelnd, zu:

»Laß das Vergangene vergessen sein. Und mit diesem Ding da, werden wir gelegentlich an einem passenden Ort schießen. Einverstanden?«

Statt zu antworten, legte ihm Raimund die Hand auf die Schulter.

FÜNFTES KAPITEL

An diesem Sonntagmorgen waren im Palazzo Mogielnicki alle schon sehr früh auf den Beinen.

In den Pferdeställen sattelten bewaffnete Leute, in polnischer Legionäruniform, die Pferde. In den Seitenflügeln, wo das zahlreiche Gesinde wohnte, warteten die Infanteristen auf das Signal zum Aufbruch.

Schmultke und Sonnenburg hatten eben das Frühstück beendet, als Józef ins Zimmer trat und dem Major einen Zettel überreichte. Der Major las ihn und sagte:

»Gräfin Stefania bittet uns, in einer sehr dringenden und wichtigen Angelegenheit zu ihr zu kommen.«

Sie sahen einander etwas verdutzt an, erhoben sich aber sofort vom Tisch, brachten ihre Uniform in Ordnung und folgten schweigend dem Alten.

Im zweiten Stock öffnete Józef weit die Tür von Stefanias Boudoir und forderte die Deutschen durch eine Gebärde auf, einzutreten.

Doch statt der Gräfin empfingen sie dort einige bewaffnete Offiziere in einer ihnen unbekannten Uniform. Einer der Offiziere schloß hinter den Deutschen die Tür und blieb, den Revolver in der Hand, hinter den Eingetretenen stehen.

»Was soll das bedeuten?« fragte Sonnenburg trocken.

Schmultke griff instinktiv mit der Hand ans Koppel. Der Revolver war jedoch im Zimmer des Majors zurückgeblieben.

In einer Ecke des Boudoirs saßen in tiefen Sesseln Barankiewicz und der alte Graf.

»Nehmen Sie Platz, meine Herren!« sagte einer der Offiziere, das blasse Gesicht zu einem Lächeln verziehend.

Die Deutschen blieben stehen.

Barankiewicz erhob sich schwerfällig aus dem Sessel und ging auf sie zu. Er streckte ihnen wie ein guter Bekannter die Hand entgegen, die beiden Offiziere rührten sich jedoch nicht. Barankiewicz wurde purpurrot.

»Hm . . . hm . . . ja!« begann er. »Die Sache ist so, meine Herren. Da Sie die hiesige Gegend verlassen und nicht mehr imstande sind, uns zu schützen und die Ordnung aufrechtzuerhalten, haben wir beschlossen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.«

»Wer ist das, ‚wir'?« fragte Sonnenburg, ihm einen wütenden, schiefen Blick zuwerfend.

»Wir – das ist der Stab der polnischen Legion. Habe die Ehre vorzustellen!« Und Barankiewicz wandte seinen Dickwanst einem der polnischen Offiziere zu: »Oberst Graf Mogielnicki, Chef der Legion.«

»Edward Mogielnicki? Oberst in französischen Diensten?«

»Sie haben es fast erraten, Herr Oberleutnant. Ich bin eigentlich Oberst der russischen Garde, habe aber den ganzen Krieg als Mitglied der russischen Militärmission in Frankreich zugebracht und bin nach dem bolschewistischen Umsturz in Rußland Offizier in französischen Diensten geworden«, erwiderte Edward mit kalter Höflichkeit.

»Dann sind wir verpflichtet, Sie zu verhaften.«

»Sie kommen ein wenig zu spät, Herr Oberleutnant. Überdies haben wir Sie ja zu einem völlig andern Zweck hierherrufen lassen. Es wird für beide Teile besser sein, wenn wir die entstandene Situation ruhig besprechen«, fuhr Edward fort. »Wir besetzen die Stadt. Von Ihnen fordern wir nichts als Neutralität. Wir werden Ihrer Evakuierung von hier nichts in den Weg legen unter der einzigen Bedingung, daß Sie sich nicht in unsere Angelegenheiten einmischen. Selbstverständlich gehen alle Ihre Waffen- und Uniformdepots an uns über.« Schmultke machte eine Gebärde der Entrüstung. »Sie sehen selbst, daß es sich nicht um eine Revolte des Pöbels handelt; aber hinter Ihren abziehenden Truppenteilen kommen die Roten. Nach dem Abzug der deutschen Truppen werden sie sich sofort auf uns stürzen. Aus diesem Grunde sahen wir uns gezwungen, ohne zu warten, bis Sie abrücken, im Kreise Ordnung zu schaffen und unsere Kräfte zu mobilisieren. Ich wende mich an Sie, Herr Major und Herr Oberleutnant. Sie sind beide Adlige und Offiziere. Wir haben uns zwar in feindlichen Lagern befunden. Jetzt jedoch haben wir einen gemeinsamen Feind – die Revolution. Wenn Sie den Kampf gegen uns aufnehmen, so wird das nur für die Roten von Vorteil sein. Ich nehme nicht an, daß Sie das wünschen!«

Einige Sekunden herrschte Schweigen. Schmultke schaute Sonnenburg fragend an.

»Nun, gut . . . wie wird sich aber Seine Exzellenz, der Garnisonschef, dazu verhalten?« murmelte Sonnenburg verwirrt.

»Seine Eminenz, Bischof Benedikt, hat sich bereits mit dem Herrn Oberst verständigt«, sagte leise jemand hinter seinem Rücken.

Die Deutschen sahen sich um. Vor ihnen stand Pater Hieronymus, der während des Gesprächs unbemerkt ins Zimmer getreten war. Er übergab Sonnenburg einen versiegelten Brief, und während die

Deutschen lasen, ging er bescheiden in die Ecke und setzte sich neben den alten Grafen.

»Also, meine Herren Offiziere, Ihre Antwort?« fragte Edward.

»Es bleibt uns nichts anderes übrig, als uns zu fügen«, antwortete Sonnenburg dumpf.

»Ich bin sehr erfreut! Sie sind selbstverständlich frei, meine Herren. Von heute ab sind Sie Gäste unseres Hauses. Seien Sie so liebenswürdig, geben Sie Ihren Soldaten Anweisungen, wie sie sich zu verhalten haben. Leutnant Zaremba, stecken Sie Ihren Revolver ein. Unterleutnant Mogielnicki, übergeben Sie der Abteilung meinen Befehl, sich marschbereit zu halten. Meine Herren Offiziere, begeben Sie sich auf Ihre Posten.«

Eine halbe Stunde später setzte sich eine kleine Abteilung, bestehend aus Kavallerie und Infanterie, mit drei Maschinengewehren, in der Richtung der Stadt in Bewegung.

In der geräumigen Zelle herrschte Halbdunkel. Die beiden kleinen Fensterchen mit den massiven Gittern ließen fast kein Licht herein. Die Häftlinge waren eng zusammengepfercht. Statt fünfzehn waren einunddreißig Menschen in der Zelle. Die Holzpritschen waren mit menschlichen Körpern überladen. Der Raum war voller Gestank und Schmutz.

Ein Bauer von reckenhaftem Körperbau, der direkt auf dem Boden lag, wandte Przygodzki seinen großen Kopf zu und sagte, seinen breiten Bart mit den Fingern wie mit einem Kamm durchkämmend:

»Was quäkst du mir da vor? Seit uralten Zeiten haben uns die Polacken verhöhnt! Der Pan ist gewöhnt, uns als Vieh anzusehen, und so nennt er uns auch: ‚Bydlo' (polnisch: Vieh). Zwischen Polacken und Ukrainern wird es bis in alle Ewigkeit keinen Frieden geben!«

Przygodzki spuckte ärgerlich aus.

»Wie kann ein Mensch nur so blöd sein! Alles hat dir die Natur in Hülle und Fülle gegeben, aber zu wenig Verstand ... Nimm doch zum Beispiel dich und mich, du bockbeiniger Brummbär, du! Sag mir doch um alles in der Welt, warum sollten wir beide Feinde sein? Sowohl dich wie mich möchte der Gutsbesitzer ins Joch spannen, um das Letzte aus uns herauszuholen. Also ist zwischen

Polen und Polen ein Unterschied. Schließlich sind sie doch nicht alle Gutsbesitzer, zum Teufel nochmal! Es gibt unter ihnen genau solche Habenichtse wie du!«

Der Bauer hörte ihm mißtrauisch zu.

»Wenn du Gutsbesitzer wärst, würdest du sicher die Hetzpeitsche nicht weniger gebrauchen als Pan Zajączkowski. Von dir selbst sagst du, daß du ein Habenichts bist, aber mir reibst du ständig unter die Nase, daß ich ein Dummkopf bin, ein Bauerntölpel sozusagen, und du der Gescheite. Du spielst dich ja mächtig auf ...«

Przygodzki erhob sich und setzte sich auf die Pritsche. Einige Sekunden sah er seinen Gesprächspartner finster an, dann lächelte er.

»Ein komischer Kauz bist du! Ich spreche doch mit dir im guten, und du bist beleidigt.«

»Ach so, das nennst du im guten sprechen, wenn du mich ‚Dummkopf' und ‚Bär' schimpfst?«

»Ach, laß doch, Alterchen! Klammere dich nicht an meine Worte, schau doch auf den Kern.«

Unter der Pritsche kam ein glattrasierter Kopf hervor, und zwei Fuchsäugelchen schauten Przygodzki an.

»Sind Sie aber hartnäckig, Pan Przygodzki! Sie wollen aus diesem Ochsen ein edles Reitpferd machen! Hi–hi–hi!« Und der Eigentümer der Fuchsäugelchen kroch unter der Pritsche hervor, wo er geschlafen hatte.

»Das geht dich einen Dreck an!« erwiderte ihm ruhig der Bauer, der diese polnisch gesprochene Bemerkung verstanden hatte.

Przygodzki warf einen unwilligen Seitenblick auf den zappligen Menschen mit dem Sommeranzug, der dunkel war vor Schmutz, und dem zerknüllten Schlips.

»Mich geht alles an, dafür bin ich auch ...«

»Falschspieler und gemeiner Betrüger«, beendete statt seiner eine helle jugendliche Stimme aus einer Ecke der Zelle den Satz.

»Sei still, du Köterchen, dort, sonst ...« Und das Männchen machte eine ausdrucksvolle Handbewegung.

Ein älterer Arbeiter mit blassem, magerem Gesicht, der neben Przygodzki lag, mischte sich in den Streit:

»Ein bißchen vorsichtiger mit den Fäusten, Pan Dziobek! Pszeniczek hat die Wahrheit gesprochen. Es ist Tatsache, daß du alle armen Schlucker in der Zelle gerupft hast.«

»Ich? Gerupft?« Und Dziobek steckte die Hand in die Tasche.

Die Zelleninsassen waren schon längst wach, aber erst jetzt kamen sie in Bewegung, und in dieser Bewegung spürte Dziobek eine deutliche Drohung.

»Was denkst du, Patlai, warum der jedesmal mit der Hand in die Tasche fährt, wenn man ihm auf den Schwanz tritt? Tut er das aus Angst, wie, oder hat er so eine ekelhafte Angewohnheit?« fragte Przygodzki den Nachbar.

»Ich weiß, er hat dort eine Rasierklinge«, sagte, die Stiefel anziehend, der junge Mann aus der Ecke.

Dann stand er schnell auf und ging – über die am Boden Liegenden hinwegschreitend – direkt auf Dziobek zu. Das war ein hochgewachsener blonder Bursche mit blauen Augen. Er trug einen Bäckeranzug. Die Polizei hatte ihn von der Arbeit weg verhaftet, weil er sich mit dem Messer auf den Bäckermeister gestürzt hatte, der einen zehnjährigen Lehrbuben durchprügelte.

Der Bäckermeister war mit einer leichten Schramme davongekommen, aber auf Pszeniczek wartete das Gericht.

»Zeig mal her, was du da hast!« rief er Dziobek zu.

In der Zelle wurde es still. In diesem Augenblick rannte einer der Aufseher durch den Korridor. Dann hörte man das Stampfen schwerer Stiefel.

Die Zellentür wurde geöffnet. Auf der Schwelle stand ein Offizier in einer Uniform, die keinem der Zelleninsassen bekannt war. Hinter ihm standen einige Soldaten. Der verängstigte Gefängnisdirektor blätterte in einem dicken Buch mit Eintragungen über die Verhafteten. Przygodzki stand hastig auf. In einem der Soldaten hatte er seinen Bruder Adam erkannt und in dem Offizier jenen Herrn, der ihn aufgefordert hatte, in die polnische Legion einzutreten.

»Hier, Herr Hauptmann, sind die Bauern, die wegen des Aufstandes verhaftet wurden«, murmelte der Gefängnisdirektor in deutscher Sprache.

»Das ist wegen des Heudiebstahls bei Zajączkowski?« fragte Wrona.

»Ja, ja . . . dann sieben Arbeiter von der Zuckerfabrik . . .«

»Ich weiß.«

»Und noch einige Leute wegen verschiedener Delikte. Darunter

zwei Polen: Dziobek, wegen Falschspielerei und Betrug, und Przygodzki . . . Dieser als Sonderhäftling der Kommandantur.«

»Ich weiß.« Wrona tastete bereits Przygodzki mit Blicken ab.

»Na, und die andern wegen kleiner Delikte. Darunter ein Minderjähriger, Pszeniczek.«

Wrona nahm das Buch und machte am Rand bei den Namen von Przygodzki, den Arbeitern der Zuckerfabrik und den Bauern einen Vermerk mit Rotstift.

»Die übrigen werden entlassen. Wozu die Parasiten noch füttern. Gehen wir weiter!«

Während die Tür der nächsten Zelle geöffnet wurde, fand der Gefängnisdirektor Gelegenheit, die Namen derer vorzulesen, die freigelassen werden sollten.

Nach zwanzig Minuten waren in der Zelle nur noch sechzehn Häftlinge. Patlai übergab schnell Pszeniczek einige Worte an seine Frau, Przygodzki aber hoffte, mit dem Bruder sprechen zu können.

»Pan Hauptmann, darf ich es wagen, Sie um Gnade für meinen Bruder zu bitten: Mieczyslaw Przygodzki, in Zelle neun. Er hat Propaganda gegen die Deutschen gemacht. Dafür ist er verhaftet worden.«

Adams Stimme zitterte. Er nahm die Hand nicht vom Schirm der polnischen viereckigen Uniformmütze.

»Gemeiner Przygodzki, ich weiß selbst, was ich zu tun habe. Scher dich ans Tor!«

Adam rührte sich nicht von der Stelle.

»Was habe ich gesagt? Kehrt marsch! Wozu stehst du noch hier, Hundesohn?«

Schweigen. Ein Faustschlag ins Gesicht ließ ihn taumeln; fast hätte er das Gewehr fallen lassen.

»Marsch, oder ich schieße dich wie einen Hund über den Haufen!«

Schwerfällig setzte sich Adam in Bewegung. Langsam ging er durch den Korridor, das Gewehr am Boden nachschleifend.

Als er an Zelle neun vorüberkam, begegnete er den Augen seines Bruders. Der hatte alles gehört.

Die Nachricht vom Umsturz und von der Freilassung der Verhafteten verbreitete sich blitzschnell in der Stadt. Bald hatte sich in der Vorstadt am Gefängnis eine Menschenmenge angesammelt.

Eine Abteilung Legionäre ließ niemand ans Tor heran.

Auch Raimund, Andrij und Olessja hatten sich hier eingefunden.

Die Freigelassenen wurden mit Fragen überschüttet. Ein dichter Ring schloß sie ein. Aber niemand konnte eine vernünftige Auskunft geben. Als der junge Mensch in Bäckerkleidung aus dem Tor herausgelaufen kam, wurde er sofort umringt.

»Hast du auch gesessen?«

»Ja.«

»Also werden alle entlassen?« erkundigte sich Raimund bei ihm.

»I wo, alle! Nur die Spitzbuben . . . Aber die Ehrlichen sitzen alle noch hinter Schloß und Riegel.«

»Daraus folgt, daß du ein Spitzbube bist? Raimund, paß auf deine Taschen auf! Sonst ist im Nu alles futsch!«

Pszeniczek drehte sich wütend nach Andrij um.

»Hast du gesagt, daß ich ein Spitzbube bin? Verdammte Bestie!«

»Hast dich doch selbst so genannt«, rief Andrij, zur Prügelei bereit.

»Warum geht ihr denn aufeinander los wie zwei Kampfhähne? Man kann ja nichts Vernünftiges aus dem Menschen herausbekommen!« rief eine ältere Frau, Pszeniczek am Ärmel zupfend.

»Also nicht alle, sagst du? Aber wen haben sie denn zurückbehalten?«

»Ich hab' es doch schon gesagt – die für die Gerechtigkeit sind, die werden weitersitzen müssen! Aber wenn mich nochmal einer Spitzbube nennt, dem haue ich die Fresse zu Pfannkuchen . . . Ich habe für die Gerechtigkeit gesessen! Warum sie mich 'rausgelassen haben, weiß der Teufel!«

»He, du! Was phantasierst du da? Willst wohl wieder ins Kittchen zurück?« schrie mit drohender Stimme ein gutgekleideter Herr, der stadtbekannte Besitzer der Wurstfabrik, und stieß den Bäcker mit dem Stock in den Rücken.

Andrij riß ihm den Stock aus den Händen.

»Warum hast du ihn geschlagen, du stinkende Wurst? Da hast du's zurück!« Und Andrij schlug dem Händler geschickt den steifen Hut vom Kopf.

»Haltet ihn! Poli–zei!« brüllte jener los, die Glatze mit der Hand bedeckend.

Auf dem Fahrdamm erklang das Getrappel von Pferdehufen.

»Was ist das für ein Auflauf?« Vom Sattel herab warf Edward Mogielnicki einen verächtlichen Blick auf die Menge vor dem Gefängnis.

»Leutnant Zaremba, säubern Sie den Platz!«

»Aus–ein–ander–gehn!« kommandierte Zaremba.

Über seinem Kopf blitzte der Säbel auf.

Die Menge wich zurück und stob in wilder Flucht auseinander, alles auf dem Wege über den Haufen werfend.

Die Legionärabteilung am Gefängnistor fällte das Gewehr, das mochte zur Begrüßung des Kommandeurs, aber auch zur Abschreckung der Menge geschehen.

Nachdem sie zwei Straßen weit gerannt waren, blieben Raimund, Olessja und Pszeniczek stehen. Die Legionäre waren, nachdem sie die Menge auseinandergetrieben hatten, davongeritten.

»Wo ist denn Andrij? Haben Sie ihn nicht gesehen?« fragte Olessja aufgeregt.

Vom Laufen hatte sie rote Backen bekommen; sie holte tief Atem.

Der junge Bäcker schaute erst das Mädchen, dann Raimund an und lächelte traurig.

Aus einem Gäßchen tauchte Ptacha auf. Er lief in leichten Sprüngen, den Stock in der Hand herumwirbelnd.

»A–a–ah! Hier seid ihr! Uff . . . Ich bin ein bißchen zurückgeblieben.« Ein Lachen funkelte in seinen Augen.

Nachdem er die Freunde erreicht hatte, lehnte er sich an einen Zaun und prustete los:

»Ach, wenn ihr bloß hättet sehen können, wie der getürmt ist! Ich sterbe vor Lachen! Als alle fortgelaufen waren, habe ich dem Wurstmacher noch eins übergezogen. Der ist aber gesprungen! So schnell, daß ich ihn nur mit Mühe eingeholt habe! Dann habe ich ihm noch eins zum Abschied versetzt! Er ist in einen Torweg gerannt, als wäre der Teufel hinter ihm her . . .«

Auch Pszeniczek lachte.

Raimund und Olessja fiel es bei dem Anblick der beiden schwer, ernst zu bleiben.

»Ich werde nie wieder mit dir ausgehen. Du blamierst einen nur . . . Ich wußte nicht, daß du solch ein Raufbold bist . . .«

»Was denn, ich bin doch nicht schuld, daß heute solch ein verrückter Tag ist«, antwortete Andrij sorglos.

»Da hast du den Stock, mein Freund. Man hat dich damit geschlagen, so behalt ihn auch zur Erinnerung . . . Aber sag mal, hast du dort unsre Leute von der Zuckerfabrik nicht gesehen? Patlai, Schiroki?« fragte Andrij den Bäcker, als er ihm den Stock überreichte.

»Aber sicher! Ich habe mit ihnen zusammen gesessen. Ein Prachtkerl, Wassili Stepanowitsch! Alle sind zusammen. Mit ihnen war dort noch ein gewisser Przygodzki. Auch ein feiner Kerl.« Pszeniczek suchte sich mühsam die ukrainischen Worte zusammen.

»Weißt du was?« sagte Raimund nach kurzer Überlegung. »Wir gehen zu Patlais Frau, und du erzählst ihr alles.«

»Ja, er hat mich ohnehin gebeten, ihr etwas auszurichten.«

»Na also, gehen wir. Laßt uns miteinander Bekanntschaft schließen!«

»Herr Hauptmann, einer der Entlassenen möchte Ihnen etwas Wichtiges mitteilen.« Der Gefängnisdirektor zeigte auf Dziobek.

»Nun, was gibt's? Schnell!« sagte Wrona, als er in die Kanzlei trat.

»Ich bitte den erlauchten Pan, mir zu gestatten, Sie zum Sieg zu beglückwünschen! Ich bin selbst Pole, und ich möchte . . .«, begann Dziobek voller Pathos.

»Fassen Sie sich kürzer!«

Dziobek verschluckte den Rest des Satzes, grinste kriecherisch und begann von neuem:

»Ich, als Pole, bin der Heimat gegenüber verpflichtet, Ihnen treu zu dienen . . . Ins Gefängnis bin ich durch ein Mißverständnis geraten . . .«

»Kürzer, zum Teufel!« schrie Wrona.

»Ich halte es für meine Pflicht, mitzuteilen, Pan Hauptmann, daß in Zelle neun gefährliche Leute zurückgeblieben sind . . . Besonders dieser Patlai . . . und Przygodzki. Sie machen die ganze Zeit rote

Propaganda . . . Besonders gefährlich ist Patlai. Das ist ein geschworener Bolschewik, Pan Hauptmann! Sie haben erlaubt, dieses Jüngelchen Pszeniczek zu entlassen. Das ist ein sehr schädliches Bürschchen! Er war die ganze Zeit gut Freund mit denen. Patlai hat ihm, bevor er wegging, etwas zugeflüstert. Lassen Sie ihn festnehmen, falls es nicht zu spät ist. Wenn es dem Herrn Hauptmann beliebt, kann ich alles ausführlich erzählen.«

»Gut! Wir werden alles besprechen . . . Was wollen Sie übrigens jetzt anfangen?«

»Das steht ganz in Ihrem Belieben, Herr Hauptmann!«

»Na ja, versuchen wir's mal! Aus Ihnen wird vielleicht kein schlechter Spitzel werden. Aber, bitte, ohne Faxen, sonst gibt's eine Kugel in den Kopf und fort auf den Schindanger.«

»Aber was denken Sie, Herr Hauptmann. Ich werde Ihr Vertrauen zu würdigen wissen.«

Am Abend näherten sich Rajewski und Raimund vorsichtig ihrer Wohnung. Im Fenster brannte eine Lampe.

»Also, alles ist ruhig. Mama ist zu Hause.«

Der Vater ging in die Wohnung. Der Sohn blieb am Tor, um Wache zu halten. Den ganzen Tag war der junge Mann in der Stadt umhergewandert, hatte die Aufträge des Vaters erledigt.

Nach einer Minute kam die Mutter aus dem Hause. Im Vorbeigehen flüsterte sie ihm zu:

»Ich gehe zu Patlais Frau. Oliva ist bei uns. Er hat auf den Vater gewartet.« Und sie verschwand in der Dunkelheit.

‚Liebe, gute Mutter! Wie sie sich verändert hat! Sie ist eine ganz andere geworden – ganz jung . . .'

»Wird alles gemacht, Genosse Rajewski! Wir haben in unserm Lager der Druckerei eine Bostonpresse stehen. Heute nacht haben wir einen eiligen Druckauftrag vom Legionsstab. Befehle, Fragebogen für die Mobilisierten und Soldbücher müssen gedruckt werden. Von alledem werde ich Ihnen übrigens auch etwas bringen. Vielleicht können Sie's gebrauchen. Und das hier werde ich heute nacht selbst drucken. Fünfhundert Stück, mehr kann ich nicht

schaffen. Nur gegen Morgen müssen die Aufrufe aus dem Lager weggebracht werden. Und der Satz ebenfalls. Denn ich werde keine Zeit haben, ihn selbst abzulegen. Und dann werde ich Ihnen nach und nach in Teilen einen Hektographen heranschleppen. Das ist eine sehr nützliche Sache. Denn im Betrieb selbst zu drucken, wird wohl kaum möglich sein. Wenn die das lesen, werden sie alles auf den Kopf stellen . . . Die Sache muß gründlich durchdacht werden, sonst kann es den Kopf kosten«, sagte Oliva ruhig und besonnen.

Der alte Setzer gefiel Rajewski. Das ganze Gesicht war von kleinen Runzeln überzogen. Hinter einer großen Brille mit kupferner Fassung leuchteten blaue, gütige Augen hervor.

»Sagen Sie, Genosse Oliva, gibt es dort, außer Ihnen, weiter niemand, dem man vertrauen könnte?«

»Wer kennt sich da aus? Es gibt natürlich anständige Leute, aber den Kopf werden sie nicht in die Schlinge stecken. Stubenhocker. Und die übrigen sind noch schlimmer: zwei PPS-Leute, ein Zionist und drei, die das Mäntelchen nach dem Wind hängen. Vielleicht noch Emma Stollberg? Ihr Vater ist Ungar, aber das Mädel ist hier geboren. Sie ist zwar noch sehr jung, aber sonst anscheinend ganz zuverlässig.«

»Gut, Genosse Oliva, gehen Sie an die Arbeit!«

Der Setzer stand auf.

»Ja, beinahe hätte ich's vergessen! Sagen Sie, könnten Sie uns nicht einen Stempel machen?«

»Ich bin zwar kein Graveur, aber wenn's sein muß, mache ich Ihnen einen. Er braucht wohl nicht sehr formvollendet zu sein. He, he . . .« Die Runzeln in seinem Gesicht gerieten in Bewegung und zogen sich in den Augenwinkeln fächerförmig zusammen. »Nun, alles Gute. Schicken Sie mir die Jungens um fünf Uhr früh.«

Rajewski hielt eine Minute lang die vom Bleistaub geschwärzte Hand Olivas in der seinen.

»Warum sind Sie nicht in der Partei, Genosse Oliva?«

»Bin schon zu alt . . . Was kann ich dort tun? Das muß man den Jungen überlassen. Aber ich werde helfen. Wenn man mich auch hängt, ist's kein Schade – ich habe mein Leben gelebt. Natürlich will keiner gern sterben, aber für einen jungen Menschen ist's doch schwerer.« Er sah Rajewski über die Brillengläser hinweg streng und – wie es Sigismund schien – vorwurfsvoll an.

Als Oliva gegangen war, kam Raimund ins Zimmer.

»Hör mal, Junge, wir beauftragen dich mit der Organisierung des Kommunistischen Jugendverbandes. Die Partei braucht für den Sicherheits- und Kundschafterdienst zuverlässige Jugendliche. Du siehst selbst, daß wir uns mitten im Lager des Feindes befinden. Durch einen unvorsichtigen Schritt, eine unvorsichtige Bewegung kann die ganze Organisation hochgehen. Die Jugend ist manchmal unvorsichtig, weil es ihr an Erfahrung fehlt. Aus diesem Grund ist die Aufnahme neuer Genossen in den Jugendverband eine äußerst verantwortungsvolle Sache. Man darf nur mutige, klassenbewußte Jugendliche aufnehmen, die bereit sind, selbst ihr Leben zu opfern. Stell dir vor, wir hätten einen Feigling aufgenommen und er geriete aus irgendeinem Grund den Gendarmen in die Hände. Er würde, in der Hoffnung, seine Haut zu retten, alle angeben. Seine revolutionäre Gesinnung reicht nur bis zur ersten Verhaftung. Es gibt solche Liebhaber von gefährlichen Abenteuern. Für sie ist unser Kampf nicht ihre eigenste, innere Angelegenheit. Sie spielen nur Revolution. Daran kranken am meisten die Intellektuellen, die zuviel Abenteurerromane gelesen haben. Wenn aber aus dem Spiel tödlicher Ernst wird, dann werden sie feige. Wir werden gemeinsam festlegen, wer zum Kern der künftigen Organisation gehören soll. Wen hältst du für besonders würdig, aufgenommen zu werden?«

Raimund dachte nach.

»Ich weiß nicht, Vater. Das ist doch eine so ernste Sache«, sagte er schließlich leise.

»Gut, ich werde dir helfen. Was denkst du von Olessja Kowallo? Sie ist aus gutem Holz. Diesen beiden – Vater und Tochter, durch Blutsbande verbunden – ist es eine heilige Sache. Sie ist, scheint mir, ein mutiges Mädchen.«

»Ich glaube es auch.«

»Na also: eine Genossin haben wir schon! Weiter, wen kennst du noch?«

Raimund schwieg lange, dann sagte er:

»Sara Michelsohn. Spielmann hat sie entlassen, und der Hausbesitzer hat sie heute alle auf die Straße gesetzt. Jetzt hocken sie im Hof auf ihren herausgeworfenen Sachen. Ich habe sie eben gesehen; sie wissen nicht, wohin . . . Wie könnte man ihnen helfen, Vater?«

Rajewski überlegte.

»Laß sie zu uns ziehen.«

»Aber wo sollen wir sie unterbringen? Wir können uns hier so schon kaum umdrehen, und sie sind sechs. Und dann die Sachen . . .«

»Das macht nichts. Wir müssen sowieso von hier fort. Du weißt doch, daß man die ganze Stadt abkämmt. Wenn nicht heute, so wird man uns morgen aufspüren. Sollen sie ruhig hierher übersiedeln und über die Sachen verfügen wie sie wollen. Wir müssen an verschiedenen Orten Unterkunft suchen. Ich werde einstweilen bei Kowallo wohnen, Mama bei Tante Marzelline und du bei einem deiner Kameraden . . . Aber wir sind von der Sache abgekommen: Also, Sara. Wen hast du noch im Auge?«

»Da ist noch Andrij Ptacha. Der hat Mut – mehr als genug. Aber er ist sehr übermütig und kann leicht über die Stränge hauen. Klassenbewußt, nur sehr hitzig.«

Rajewski lächelte.

»Ihr werdet ihn vorerst etwas im Zaum halten. Die Vorsicht kommt mit dem Bewußtsein, daß er nicht nur sich selbst ins Verderben stürzen kann . . . Ist er ein Freund von dir?«

»Ja, das heißt nicht so ganz . . . Dafür steht er sehr gut mit Olessja . . .« Und Raimund wurde sichtlich verlegen.

»Aha, nun, was ist dabei, das ist nichts Schlimmes. Wen denkst du, kann man noch nehmen?«

»Da ist noch der Bursche, der mit Patlai zusammen im Gefängnis gesessen hat. Pszeniczek, ein Tscheche. In seiner ganzen Art ähnelt er Andrij.

»Gut. Morgen wirst du mit jedem einzeln sprechen, ohne die Namen der andern zu erwähnen. Sprich mit ihnen über alle Schwierigkeiten, damit sie wissen, was ihrer wartet. Nur dann, wenn sie völlig einverstanden sind, kann man sie als Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbands betrachten. Die erste Gruppe wird vom Revolutionskomitee bestätigt werden, die weiteren Genossen werdet ihr dann schon selbständig aufnehmen . . . Jetzt gehst du zur Pumpstation. Dort steht heute nacht eine ernste Sache bevor. Kowallo wird dir alles sagen. Hast du eine Waffe?«

»Ja, den Revolver, den Andrij dem Polizisten abgenommen hat.«

»Verstehst du damit umzugehen?«

»Nein.«

»Gib her! Ich werde es dir zeigen.«

Als Raimund den einfachen Mechanismus der Waffe begriffen hatte, sagte der Vater:

»Nimm ihn, aber vergiß eins nicht: schießen darf man nur in Ausnahmefällen, wenn es keinen andern Ausweg gibt. Wenn man aber einmal zu schießen angefangen hat, dann gilt es, sich bis zur letzten Patrone zu verteidigen. Ein Schuß oder ein Dutzend Schüsse – die Vergeltung der Gendarmen ist dieselbe . . . Geh, mein Junge, und sei vorsichtig . . .«

Zum erstenmal hatte ihn der Vater ‚mein Junge' genannt. Raimund hätte den Vater umarmen, sich an seine Brust schmiegen und ihm sagen mögen: ‚Vater, ich verehre und liebe dich!' Als er jedoch eine ungeduldige Bewegung des Vaters bemerkte, verließ er eilig das Zimmer.

Auf dem Wege zum Pumpwerk ging er auf einen Sprung zu Sara, um ihr die erfreuliche Nachricht zu bringen. Mit dem Mädchen zu sprechen, wie der Vater ihm aufgetragen hatte, gelang ihm jedoch nicht. Sie wurden dauernd gestört.

Da er noch etwa zwei Stunden frei war, begab er sich in die Arbeitersiedlung, wo Ptacha wohnte.

Andrij war zu Hause. Er saß auf dem Bett und spielte auf der Mandoline ein Potpourri aus ukrainischen Liedern und Tänzen. Er beendete gerade die traurige Melodie des Liedes: »Niemand hat's schwerer auf der Welt als eine Waise« und ging in einen ausgelassenen, wilden Hopak über. Er spielte meisterhaft. Sein blonder Schopf tanzte lustig im Takt der unglaublich schnellen Bewegungen der Hände.

Sein kleiner Bruder, der neunjährige Wassiljok, beschrieb, den Kopf ins Kissen vergraben, mit den Beinen hoch in der Luft alle erdenklichen Kreisbewegungen. Verlor er das Gleichgewicht und fiel aufs Bett, schlug er sofort wie ein Füllen mit den Beinen aus und nahm aufs neue seine vertikale Lage ein.

Als Andrij Raimund bemerkte, brach er das Spiel mit einem solchen Fortissimo ab, daß eine Mandolinensaite sprang. Das versetzte Andrij in Begeisterung.

»Fein hab' ich das Ding 'runtergehauen, was! Sogar eine Saite ist gesprungen!« Damit sprang er vom Bett und legte die Mandoline auf den Tisch.

Andrijs Mutter war nicht in dem Zimmerchen – sie befand sich irgendwo in der Nachbarschaft.

»Ich muß mit dir in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen, Andrij!«

»Was ist denn passiert?« fragte Andrij beunruhigt. »Schieß los, rede!«

»Nur unter vier Augen.«

Andrij wandte sich zu Wassiljok. Der saß schon auf dem Kissen, schlenkerte mit den bloßen Beinen und bohrte geschäftig in der Nase.

»Wassiljok, lauf mal auf die Straße!«

»Was gibt's denn dort zu sehen?«

»Ich hab' dir gesagt: lauf! Wir werden hier auch ohne dich fertig.«

»Ich gehe nicht! Draußen ist's kalt, und ich habe keine Stiefel.«

»Zieh Mutters Schuhe an.«

»Freilich, damit sie mich verhaut!«

»Was? Willst du den Riemen zu kosten bekommen? Soll ich etwa deinetwegen auf den Hof gehen?«

»Wozu mußt du 'rausgehen. Ich stopfe mir die Ohren zu, und ihr könnt sprechen.«

»Wassjka!« Andrij erhob die Stimme.

Aber Wassiljok blieb sitzen und zeigte nicht die geringste Neigung zu gehorchen. Andrij fing an, den Gürtel loszuschnallen. Wassiljok beobachtete mit scharfem Blick seine Bewegungen. Raimund nahm Ptacha am Arm.

»Laß uns auf den Hof gehen, Andrjuscha. Draußen ist's wirklich kalt.«

Sie setzten sich auf die Stufen. Die Zimmertür knarrte leise.

»Wassjka! Ich verhau' dich fürchterlich! Ich werde dich lehren, zu gehorchen!«

Die Tür schloß sich augenblicklich.

»Sag, haust du ihn wirklich?«

»I wo! Aber der Bengel gerät nach mir. Ich sage ihm etwas, er antwortet mir das Gegenteil. Aber schlagen kann ich nicht – ich habe den Schelm gern. Er weiß es. Er tut alles; man muß nur im guten mit ihm sprechen. Er hat es nicht gern, der Strolch, wenn man ihn herumkommandiert . . .«

Lange saßen sie zu zweit und unterhielten sich flüsternd.

Andrij begleitete Raimund bis zur Pforte, dort standen sie eine Weile schweigend, ohne die Hände voneinander zu lösen.

»Du begreifst, Andrij, niemand darf etwas davon erfahren!«

»Raimund, ich hab's dir doch gesagt! Ich werde schweigen wie das Grab! Wie oft habe ich mir überlegt: ‚finden sich denn wirklich keine Menschen, die für die Gerechtigkeit in der Welt eintreten?' Und nun stellt sich's heraus, daß es sie gibt.«

»Aber vielleicht überlegst du's dir noch anders? Dann sag es mir morgen.«

»Ich?! Auf der Stelle will ich umkommen, wenn ich mein Wort rückgängig mache! Ach, Raimund, du verstehst meinen Charakter nicht! Du denkst, ich bin ein Schreihals . . . Aber ich habe doch auch ein Herz, das sich nach einem wirklichen Leben sehnt . . .«

Schwarze, froststarrende Nacht. Ein eisiger Wind fegt über die Bahngleise.

Auf dem Bahnhof hat man das Schild an der Tür der Gendarmeriewache ausgewechselt. Die Benennung ist die gleiche geblieben, nur ist sie jetzt in polnischer Sprache abgefaßt.

Niemand in der Gendarmeriewache bemerkte, daß die Rangierlokomotive auf dem Abstellgleise wie aus Versehen auf einen einzelnstehenden Waggon stieß, ihn vor sich hertrieb, ebenso unbemerkt anhielt und wieder zurückfuhr. Der Waggon aber rollte schon ganz von selbst dorthin, wo ihn etwa zwei Dutzend Leute erwarteten. Gegen Morgen schaffte ihn dieselbe Lokomotive von dem entlegenen toten Gleis in der Nähe der Pumpstation an die alte Stelle zurück.

Noch vor Tagesanbruch brachte Raimund einen Pack Aufrufe, in einen Sack gewickelt, aus dem Lager der Druckerei. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Aber die allergefährlichste Arbeit stand ihm noch bevor.

Am Morgen übersiedelte die Familie Michelsohn in Rajewskis Zimmer. Den Wirtsleuten hatte Jadwiga mitgeteilt, daß sie mit dem Sohn die Stadt verlasse.

In das Pumpwerk zog ein neuer Bewohner ein.

Wrona las das frischgedruckte Flugblatt dreimal. »Proletarier aller Länder, vereinigt euch!« lautete die Überschrift in russischer, ukrainischer, polnischer und deutscher Sprache. Ein Aufruf zum bewaffneten Aufstand! »Alle Macht den Räten! . . . Nieder mit den Kapitalisten, Gutsbesitzern . . . Der Boden den Bauern . . .« »Ach, psia krew! Das ist doch in der Druckerei gedruckt worden, uns direkt vor der Nase . . . Was wird Mogielnicki sagen? Aber die Hauptsache ist – zum Teufel nochmal – die Unterschrift: Revolutio–o–ons-Komitee. Das heißt, es existiert schon eins . . .«

»He, Posten!«

In der Tür erschien ein Wachtposten.

»Her mit Dziobek, diesem Hundesohn!«

Dziobek kam ins Zimmer des Gendarmeriechefs gestürmt, mit dem Säbel klirrend, den er am Boden schleifen ließ, wie es bei den österreichischen Husarenoffizieren üblich war.

»Habe die Ehre . . .«

Dziobek geriet ins Stocken, als er bemerkte, wie sich Wronas Gesicht plötzlich verzerrte.

Der Hauptmann erhob sich hinter dem Tisch, das Flugblatt in den Händen. Dziobek wußte nicht, lachte der Hauptmann oder waren es konvulsivische Zuckungen, die seine Lippen verzerrten?

»Was soll das bedeuten?«

»Habe die Ehre zu melden, Herr Hauptmann, daß meine Leute mir soeben erst darüber Bericht erstattet haben. In der Frühe haben irgendwelche Leute diese Zettel zusammen mit den Kinoanzeigen angeklebt. Geruhen der Herr Hauptmann zu bemerken, daß auf der einen Seite Ihr Erlaß gedruckt ist, auf der anderen der Aufruf. So haben sie ihn denn auch geklebt: wo es sich machen ließ – den Aufruf, und wo es nicht ging – den Erlaß . . . Dann gestatte ich mir zu melden, daß ein Bengel von ungefähr zehn Jahren mit unserer Zeitung durch die Hauptstraßen gelaufen ist und dabei diese Flugblätter herumgestreut und gerufen hat: ‚Lest den Erlaß des Stabes!' Als die Posten die Blätter lasen und hinter die Sache kamen, hatte er sich schon längst aus dem Staube gemacht . . . Auch erlaube ich mir zu melden, daß diese Flugblätter in der Fabrik und auf der Eisenbahn von unbekannten Subjekten verbreitet worden sind . . . Ich habe bereits die ganze Druckerei verhaftet. Aber außer unserm Material hat sich dort nichts vorgefunden. Übrigens

sind dort zwei Mitglieder der PPS, die ihren Kopf dafür verbürgen, daß niemand bei ihnen so etwas drucken konnte. Es ist nicht anders möglich, als daß die über eine eigene Druckpresse verfügen.«

»Aber wo haben sie denn die Erlasse hergenommen?«

»Gestatte gehorsamst zu melden: nirgendwo anders als von der Stadtverwaltung. Dort liegen sie einfach haufenweise im Korridor herum. Jeder, der wollte, konnte sie sich nehmen.«

Wrona machte zwei Schritte auf den Wachtmeister zu.

Dziobek wich um ebensoviel zurück.

»Hören Sie! Sie Gauner! Ich habe Ihnen eine Uniform und einen Rang gegeben, aber ich lasse Sie aufhängen und Ihnen vorher noch hundert Peitschenhiebe verabreichen, wenn Sie mir diese ganze Geschichte nicht aufdecken! Hier haben Sie tausend Mark. Nehmen Sie Ihr ganzes Gesindel zusammen und lassen Sie sich nicht eher blicken, als bis Sie mir diejenigen bringen können, die das gedruckt haben . . . Wenn Sie das schaffen, ernenne ich Sie zum Unterleutnant und zahle Ihnen tausend Mark! Ich schwöre bei Gott, daß ich damit eine ehrenrührige Handlung begehe! Eine solche Dreckschnauze ist der Offiziersepauletten nicht würdig. Aber Sie kriegen sie, wenn Sie nicht vorziehen, am Galgen zu baumeln. Lassen Sie sich nicht einfallen, mit dem Geld auszurücken. Ich werde Sie selbst unter der Erde finden. Marsch!«

Dziobek ergriff das Geld und machte eine solch schnelle Kehrtwendung, daß ihm der Säbel zwischen die Beine geriet und er infolgedessen stolperte und beinahe gefallen wäre. Den Säbel unterm Arm, rannte er in den Korridor hinaus.

». . . Also deshalb hat man deinen Mann an die Front geschickt«, flüsterte Ludwika.

»Erlauchte Pani! Ich flehe Sie an! Ich werde Ihnen die Füße küssen . . . Der Herr Graf tut alles für Sie . . . Retten Sie ihn!« schluchzte Franciszka, Ludwikas Knie umklammernd.

»Gut, ich werde alles tun, nur höre auf zu weinen«, sagte Ludwika verstört.

»Um der Heiligen Jungfrau willen, beeilen Sie sich, erlauchte Pani! Heute nacht wird man sie erschießen. Der Hauptmann hat es

selbst gesagt«, murmelte Franciszka, sich mühsam vom Boden erhebend.

»Ich gehe sofort zum Grafen. Beruhige dich, Franciszka«, sagte Ludwika. Dem flehenden Blick der gequälten Frau ausweichend, ging sie schnell aus dem Zimmer.

»Wer ist dort? – Ach, bist du das, Ludwiś! Entschuldige mich, aber ich bin sehr beschäftigt.« Edward legte den Hörer des Feldtelephons auf den Tisch.

Sein Kabinett war in ein Stabsquartier verwandelt worden. Auf dem Tisch befanden sich zwei Fernsprechapparate; an der Wand hing eine große Karte des Gebiets, mit roten und schwarzen Fähnchen besteckt. Säbel und Revolver lagen auf dem Sofa.

»Eddy, eine Minute . . . ich habe eine Bitte an dich . . .«

»Sprich, Ludwiś. Du weißt doch, daß ich für dich alles tue.«

Das Telephon klingelte. Edward nahm den Hörer ab.

»Ja, am Apparat. – Was? Aufstand in Pawlodz? Wie? Schießerei auf dem Bahnhof? Erfahren Sie sofort, was los ist. Selbstverständlich . . . Bringen Sie alles auf die Beine . . . Ich komme sofort . . . Was? Ein deutscher Truppentransport? . . . Schicken Sie einen Zug zum Schutz des Herrenhauses. Ja, ich komme sofort!«

Edward warf wütend den Hörer auf den Tisch.

»Was ist geschehen, Eddy?«

Mogielnicki schnallte eilig das Koppel um, an dem Säbel und Revolvertasche befestigt waren. Sein Gesicht hatte einen finsteren Ausdruck.

»Kleine Unannehmlichkeiten. Wir werden das alles in Ordnung bringen . . . Wladyslaw wird bald mit einem Zug Kavallerie hier sein. Reg dich nicht auf, mein Herz. Es wird alles in Ordnung kommen. Halte dich aber auf alle Fälle zur Abreise bereit . . . Ich werde aus dem Stab anrufen. Nun, leb wohl!«

»Eddy, und meine Bitte?«

»Verzeih, du wirst sie mir abends sagen . . .«

»Dann wird es schon zu spät sein. Ich bitte dich, Eddy, ich flehe dich an . . . Tue es für mich – befreie Józefs Sohn! Es ist mir schrecklich das zu sagen: er soll heute nacht erschossen werden.«

Sie vertrat ihm den Weg.

»Ach, das ist's, worum du mich bitten wolltest? Nun, da läßt sich nichts machen! Das ist ein gefährlicher Mensch. Und überhaupt, meine Liebe, mische dich nicht in diese Sachen. Ich habe Eile, Ludwiś!«

»Ich flehe dich an, Eddy! Tu es mir zuliebe . . . Hörst du? Ich flehe dich an!«

Sie umfaßte seine Schulter und schmiegte sich zärtlich an ihn.

Er aber befreite sich aus ihrer Umarmung und schob sie brüsk beiseite.

»Ich kann keine Minute länger bleiben. Ich werde erwartet. Auf dem Bahnhof sind Unruhen . . . Leb wohl . . .«

Sie hielt ihn am Ärmel seiner Uniform fest.

»Eddy, um unserer Liebe willen bitte ich dich! Versagst du mir meine Bitte, so bedeutet es, daß du mich nicht liebst . . .«

Er drehte sich barsch zu ihr um, kalt wie ein völlig Fremder.

»Ich bitte dich, ja, ich fordere es sogar . . . ja, ich fordere es, dich nicht in die Angelegenheiten des Stabes einzumischen! Du verlangst etwas Unmögliches. Was hast du mit denen zu schaffen? Diese Leute sind bereit, uns zu vernichten, und du nimmst sie noch in Schutz . . . Deine Humanität ist hier völlig unangebracht. Man muß sie ausrotten wie tolle Hunde! Bitte, ohne Hysterie! Statt daß du mir hilfst, störst du mich nur . . .«

Die Tür schloß sich. Eilig tönten auf dem Korridor feste Schritte und Sporenklirren. Eine Minute später sprengten drei Reiter im Galopp der Stadt zu.

SECHSTES KAPITEL

Dziobek war fest entschlossen, sich die goldenen Epauletten eines Unterleutnants und die tausend Mark zu verdienen, und im Falle des Mißlingens – zu verschwinden. Es war sowieso schon höchste Zeit, den Ort zu wechseln. Aber jetzt, wo das Spiel im Gange war und eben erst die Karten ausgegeben waren, siegte der Gauner in ihm über den Feigling. Zuerst »die Bank sprengen«. Man konnte lange warten, bis wieder eine solch verrückte Zeit kam, wo

es ebenso leicht war, General zu werden, wie an den Galgen zu kommen. Sich nur nicht unterkriegen lassen! Ein großes Spiel gibt's nur einmal . . . Und er handelte.

In Begleitung von zwei Korporalen und dem Gendarmeriesergeanten Kobylski, der noch kürzlich als Portier im »Etablissement« der Madame Puszkalska gedient hatte, eilte Dziobek zur Arbeitersiedlung.

Der Einspänner hielt vor dem Haus, in dem Pszeniczek wohnte.

»Stop!« Dziobek sprang aufs Pflaster. »Kobylski, mir nach! Vielleicht können wir den Lumpen Pszeniczek überrumpeln . . .« Und den Säbel festhaltend, lief er in den Hof.

»Da ist er, da ist er! Stillstehen, oder ich schieße!« brüllte Dziobek voll wilder Freude, als die hohe Gestalt des Bäckers direkt vor seiner Nase in den Korridor zurückprallte.

Leon sauste wie eine Bombe ins Zimmer und schloß sofort die Tür hinter sich ab.

»Jesus Maria! Was ist los?« schrie die Mutter auf.

Von draußen versuchte man bereits die Tür aufzubrechen.

»Kobylski, hau die Tür ein, sonst entwischt er uns!«

Der Sergeant nahm einen Anlauf und rannte mit voller Wucht gegen die Tür an. Zusammen mit der eingeschlagenen Tür brach er ins Zimmer hinein, verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden. Im selben Augenblick lief Pszeniczek zum Fenster, schlug mit dem Kopf die Scheibe heraus und sprang in den Garten.

Das Klirren des zerbrochenen Fensters, die Eindringlinge und die Flucht des Sohnes, wirkten niederschmetternd auf die beiden alten Pszeniczeks. Sie waren starr vor Entsetzen.

»Halt ihn!« schrie wutschäumend Dziobek, den die eingeschlagene Tür und der sich mühselig erhebende Kobylski hinderten, zum Fenster zu eilen.

»Wieder entwischt . . . Ach, du Tolpatsch! Was stierst du? Direkt vor der Nase war er dir, der Lump!«

Kobylski, der sich sein verletztes Knie rieb, versetzte bissig:

»Er war ja auch vor Ihrer Nase, Pan Dziobek . . .«

Dziobek fiel über den Alten her:

»Na, du alte Schindmähre, mach dich fertig! Wir werden dir dort ein bißchen einheizen. Du wirst uns schon erzählen, wo er sich versteckt hält.«

»Warum denn ich, Herr Offizier?« stammelte halb tschechisch, halb polnisch, der Alte.

»Du fragst noch warum, Canaille? Was hab' ich dir gestern gesagt – sobald er kommt, sollst du es mir sofort melden!«

»Wo hat man das je gehört, Herr, daß man gegen den leiblichen Sohn . . .?«

»Na, dann werden wir es dich lehren. Für alles wirst du uns büßen . . . Marsch!«

»Wo bringen Sie ihn hin?« schrie entsetzt die Alte.

»Halt 's Maul, alte Hexe! Ihr seid alle von der gleichen Sorte . . . Halt 's Maul, oder wir machen dir den Garaus . . .«

Mit hilflos gesenktem Kopf, barhäuptig, schritt der Alte zwischen zwei Gendarmen. Ringsumher standen schweigend die Nachbarn, die nicht begreifen konnten, warum man den ehrlichen alten Radmacher verhaftete, der ruhig, ohne je Skandal zu machen, seit fast zwanzig Jahren in diesem Hause lebte.

Eine halbe Stunde später drangen vier Gendarmen in das Häuschen Patlais ein und versetzten Frau und Kinder in Schrecken. Ihr Erscheinen wurde sofort in der Nachbarschaft bemerkt. Hier wohnten die Arbeiter der Zuckerfabrik. Patlai kannten sie alle. Im Laufe weniger Minuten sammelte sich ein Häuflein Arbeiter vor dem Hause an.

»Was hat dir das Bürschchen von deinem Mann aus dem Gefängnis bestellt? He!?« fiel Dziobek wie ein Geier über Patlais Frau her.

»Ich weiß von nichts . . .«, flüsterte verängstigt die kleine schmächtige Frau. Die Kinder, eins immer kleiner als das andere, drückten sich hinter ihrem Rücken in die Ecke.

»Na, du . . .« Dziobek gebrauchte ein unflätiges Schimpfwort. »Ich werde dich schon zum Sprechen bringen!«

Er hatte es eilig. Der Instinkt des Spürhundes sagte ihm, daß er gerade hier die Spur finden könne, die auf die eine oder andere Weise zu denen führte, die den Aufruf gedruckt hatten.

»Na also . . . Gestern war dieser Pszeniczek bei dir . . . Er sitzt bereits bei uns und hat alles erzählt . . . Natürlich erst, nachdem wir ihn ordentlich mit der Peitsche bearbeitet haben . . . Es hat also keinen Zweck, erst etwas abzuleugnen. Wir wollen es nur nachprüfen. Wenn du dich also ausschweigst oder aus-

zuweichen versuchst, zieh ich dir das Fell über die Ohren. Los, rede! . . .«

Die Frau wich in die Ecke zurück, es war ihr angst und bange zumute.

»Ich . . . weiß nichts . . .«

Dziobek war in Eile.

»Kobylski, gib ihr ein bißchen für den Anfang!«

Der vierschrötige Kobylski, mit dem Stiernacken und der niedrigen Stirn, die den Degenerierten verriet, hob die Hand, in der er eine geflochtene Peitsche hielt.

Mutter und Kinder schrien zu gleicher Zeit auf – die Mutter vor Schmerz und die Kinder vor Schrecken.

»Schweig, du Sau! . . . Rede, was hat er dir sagen lassen! Rede! Kobylski, gib ihr noch einen!«

Der rasende Schrei der Frau drang wie ein Messer den Draußenstehenden ins Herz.

»Was machen sie mit ihr?«

»Jungens, was steht ihr da? Los, kommt 'rein ins Haus!«

»Vielleicht tut man der Frau Gewalt an, und ihr haltet hier Maulaffen feil . . .«

»Nicht genug, daß der Mann im Gefängnis verfault, jetzt vergreifen sie sich auch noch an der Frau . . .«

»He, ihr Männer, los!«

»Halt! Wohin?« schrie der Korporal, der an der Tür stand, die Arbeiter an.

»Was macht ihr mit ihnen?«

»Warum schreien sie?«

»Laß uns 'rein!«

»Warum ist sie ohne Beistand?«

Als Dziobek diese zornigen Rufe hörte, sprang er zur Tür.

»Was soll das heißen? Sofort auseinandergehen!«

Niemand wich von der Stelle. Im Gegenteil, auf den Lärm hin kamen von allen Seiten die Bewohner der Siedlung herbeigelaufen.

»Sie schlagen Tante Marussja mit der Peitsche! Ich habe es selbst durchs Fenster gesehen . . .«, schrie Wassiljok, der auf den Zaun geklettert war.

»Warum schlagt ihr die Frau?« fragte ein älterer Arbeiter Dziobek mit dumpfer Stimme.

Die Menge drängte vorwärts. Dziobek fühlte, wie ein Angstschauer ihm gleich einer kalten Schlange den Rücken herunterlief. Er wußte: die Menge wird ihn zertreten, wenn sie seine Angst bemerkt. Er zog den Revolver aus der Tasche.

»Auseinandergehen, oder ich schieße!«

Die Vordersten wichen zurück, konnten jedoch nicht weiter, da von hinten nachgedrängt wurde. Nur ein bärtiger Arbeiter, der vor Dziobek stand, rührte sich nicht von der Stelle.

»Fuchtle nicht mit dem Ding da herum! Alle kannst du ja doch nicht erschießen . . . Schert euch im guten von hier weg . . .«

Ein Schuß ließ alle zusammenfahren.

Der Arbeiter griff sich an die Brust, schwankte und fiel auf die Seite. Die Menge um ihn herum lichtete sich sofort. Die Gendarmen zerrten Patlais Frau aus dem Hause und stießen sie in eine Droschke. Dann stellten sie sich mit schußbereiten Revolvern auf die Trittbretter.

Dziobek und Kobylski sprangen in die zweite Droschke und jagten davon.

Um den Getöteten aber sammelten sich immer mehr und mehr Menschen.

Das Gerücht, daß polnische Gendarmen den Schlosser Gluschko erschossen hatten, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch alle Gassen der Arbeitersiedlung. Es drang in alle Winkel und gelangte bis in die entferntesten Lehmhütten. Die meisten Leute liefen zu Patlais Haus, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Die übrigen besprachen aufgeregt vor ihren Häuschen das Geschehene.

»Weshalb haben sie ihn umgebracht?« fragten mehrere Stimmen zugleich den Überbringer dieser Botschaft.

»Er ist für Patlais Frau eingetreten. Darum hat ihn dieser Kobylski – du weißt doch, der, der den Rausschmeißer bei der Puszkalska gemacht hat – mit dem Revolver erschossen.«

»Nein, nicht Kobylski, sondern der Kerl, der das Glücksrad auf dem Markt gedreht hat. Der ist jetzt bei den Pans Wachtmeister.«

»Und wo bleibt das Gesetz? Für nichts und wieder nichts bringen sie die Leute um.«

»Es gibt nur ein Gesetz: Macht geht vor Recht! Da hätten wir nun die neuen Herren.«

»Ja, so ist's jetzt: hast du einen Tag hinter dir und man hat dich nicht aufgehängt, so kannst du von Glück sagen. Ein gemütliches Dasein!«

Nur hie und da trugen die Gespräche einen entschiedeneren Charakter.

»Worüber redet ihr, Jungens?«

»Nichts Besonderes, wir wetzen nur die Zungen . . . Dieses Geschmeiß macht, was es will. Und wir reißen nur das Maul auf. Wir schwatzen und – gehen ruhig nach Hause! Nachts aber kommen sie und killen dich ab.«

»Aber warum stehst du denn hier herum, wenn du so ein tapferer Kerl bist? Geh doch zu den Pans und rede mit ihnen.«

»Wozu die faulen Witze. Dort werden Menschen erschossen. Und du machst deine Späßchen!«

»Ich hab' doch immer gesagt: gebt den Deutschen die Waffen nicht ab, Jungens. Jetzt türmen die Deutschen, und wir haben nichts, um mit den Pans fertig zu werden; die werden schon tüchtig auf uns herumreiten.«

»Wäre das Volk einig . . . aber so zittert jeder nur um seine eigene Haut.«

»Das ist's ja eben! Man zeigt die Faust in der Tasche und haut ab, um nicht erwischt zu werden . . .«

»Ich schätze, daß sich allein an die dreihundert Frontkämpfer bei uns finden werden . . . Ich glaube nicht, daß alle die Gewehre abgegeben haben!«

Da aber mischt sich seine Frau resolut ins Gespräch:

»Gnat, komm nach Hause! Komm nach Hause, sag' ich!«

In der Fabrik von Barankiewicz ging eben die zweite Schicht zu Ende. Am Haupteingang der Fabrik stauten sich in kompakter Masse die zum Schichtwechsel kommenden Arbeiter. Ein Teil von ihnen ging durch die Kontrolle im Pförtnerhäuschen in die Werkabteilungen, die übrigen blieben, als sie von der Ermordung Gluschkos hörten, am Eingang stehen.

»Was lungert ihr hier herum? Geht 'rein, sag' ich euch!« schrie der alte Fabrikwächter.

»Wir kommen noch zurecht . . . Es hat noch kein Signal gegeben.«

Andrij warf seine letzte Schaufel Kohle in die Feuerung. Es war gegen drei Uhr. Die Heizer wurden zehn Minuten früher abgelöst als die anderen.

»Hast du gehört, Andrjuscha, die Polacken haben Gluschko erschossen«, sagte, auf ihn zukommend, sein Freund, der Heizer Dmitrus.

Die neue Schicht kam ins Kesselhaus, und Andrij fing einige abgerissene Sätze auf:

»Am Tor spinnt sich was an!«

»Hast du gesehen, die Gendarmen sind dorthin gelaufen?«

Draußen fiel ein Schuß. Die Heizer sahen einander an.

»Was ist dort los?«

Einige Sekunden horchten alle schweigend, unwillkürlich auf weitere Schüsse wartend. Andrij kletterte die Leiter auf die Kesselverschalung hinauf. Oben gab es drei enge Fenster. Eins davon stand offen, und man konnte durch die Öffnung das Fabriktor sehen. Dort braute sich etwas zusammen. Der Platz vorm Tor war von Menschen überflutet. Jemand war auf die Mauer gestiegen und schrie auf die Menge ein. Einer nach dem andern liefen die Legionäre herbei, die zur Bewachung der Fabrik kommandiert waren.

Aus dem benachbarten Maschinensaal kam der zweite Maschinenmeister, Pan Strumil, ins Kesselhaus gestürzt.

»Warum gebt ihr nicht das Signal zum Schichtwechsel?« schrie er aus aller Kraft.

»Wo ist Ptacha? So gebt doch endlich das Signal!«

Als der Maschinenmeister sah, daß niemand auf ihn hörte, packte er selbst den Ring am Seil des Signalventils und zog ihn herunter.

Das durchdringende Heulen der Sirene wirkte wie ein Keulenschlag auf Andrij. Er hatte alles um sich her vergessen, hatte nur auf das am Tor sich entspinnende Handgemenge geachtet – und plötzlich dieses Heulen.

Aus allen Türen strömten Menschen auf den Fabrikhof.

Die Hälfte der Belegschaft bestand aus Frauen.

Andrij stieg schnell herab.

Strumil ließ den Ring los. Das Heulen verstummte. Erst jetzt gewahrte er Ptacha.

»Wo hast du dich herumgetrieben?«

»Ich habe aus dem Fenster gesehen . . .«

»Aha, aus dem Fenster hat er gesehen! Kannst dir deine Papiere holen. Du bist nicht zum Faulenzen hier . . . Marsch, an die Arbeit!« schrie Strumil die Heizer an und lief in die Maschinenabteilung.

Andrij stand einige Augenblicke regungslos da. Ein Gedanke hatte ihn gepackt.

Er war unentschlossen. Er versuchte, sich von dem Gedanken frei zu machen. Aber er hatte sich schon seiner bemächtigt. Das Herz schien ihm stillzustehen, wie vor einem Sprung aus großer Höhe. Im nächsten Augenblick schon stürzte er zur Tür, verschloß sie und steckte den Schlüssel in die Tasche, dann ging er zu den Kesseln zurück, packte den Ring und hing sich daran. Das Heulen setzte von neuem ein.

»Was machst du, Andrij, bist du wahnsinnig geworden?« Die Heizer stürzten zu Ptacha. »Du willst wohl, daß wir alle entlassen werden?«

Aber Andrij hörte nicht auf sie. Er fuhr fort, den Ring nach unten zu ziehen.

»Hör auf, Andrjuschka! Sie schmeißen uns ja alle 'raus«, bat ihn Dmitrus.

Andrij ergriff mit der freien Hand die schwere Brechstange, die ihnen zum Zerkleinern der Kohle diente, und schrie Dmitrus direkt ins Gesicht:

»Sag den Kumpels, sie sollen abhauen! Durch den Notausgang . . . Meinetwegen können sie sagen, ich wäre mit der Brechstange auf sie losgegangen . . .«

Aber er war nicht zu verstehen. Da ließ Andrij den Ring los. Das Heulen verstummte augenblicklich. Er ergriff die Brechstange mit beiden Händen und schrie mit funkelnden Augen, über und über schwarz von Kohlenstaub, den Kameraden zu:

»Türmt durch den Notausgang! Jungens, ich bitte euch im guten, haut sofort ab! Ich werde die Sirene heulen lassen, um das Volk auf die Beine zu bringen . . . Sollen sie mich allein umbringen . . . Macht, daß ihr 'rauskommt, Jungs, sonst bekommt ihr was mit dem Brecheisen ab! Ein bißchen schneller!« Er holte zum Schlage

aus. Die Heizer drängten sich in einem geschlossenen Häuflein zum Notausgang.

Andrij schob die eisernen Riegel vor die Tür, klemmte seine Brechstange zwischen die Türgriffe und packte wieder den Ring. Aufs neue erzitterte die Luft, heulte abgerissen die Sirene, ein schrecklicher Bote des Unglücks. Das Heulen veranlaßte alle Leute in der Stadt, aus den Häusern zu stürzen. Es ließ die spärlichen Haare Barankiewiczs zu Berge stehen. Es ließ Wrona erbleichen und Dziobek erzittern. Im Gefängnis lauschte man voll Spannung diesem Heulen. Aus dem deutschen Truppentransportzug sprangen die Soldaten heraus und blickten ringsumher. Aber die Sirene fuhr fort zu heulen . . .

Die Wachtleute versuchten, die Tür des Kesselraums einzuschlagen, aber die eisenbeschlagene massive Tür erzitterte kaum unter ihren Kolbenschlägen.

»Bringt eine Leiter her! Marsch, an die Fenster! Schießt ihn nieder, diesen Hundesohn!« schrie der Korporal der Wache zu.

Andrij bemerkte die Gefahr erst dann, als ein Schuß krachte und eine Kugel vom Fenster her an seinem Kopf vorüberflog. Unwillkürlich ließ er den Ring los. Das Heulen verstummte. Um sich vor einem neuen Schuß zu retten, sprang Andrij in die Kohlengrube. Den Karabiner in der vorgestreckten Hand, zwängte sich ein Legionär durch eins der Fenster. Ptacha raste in der Kohlengrube hin und her wie eine gefangene Maus. Er fühlte, daß seine Revolte zu Ende ging. Verzweiflung ergriff ihn.

Das Fenster war schmal, und der Legionär konnte nur mit Mühe eine Schulter hindurchzwängen, man half von rückwärts nach. Da ergriff Andrij ein Stück Anthrazit und sprang auf die Gefahr hin, erschossen zu werden – aus der Grube. Weit ausholend schleuderte er die Kohle mit voller Kraft nach dem Fenster. Sie traf den Legionär direkt ins Gesicht. Der heulte auf. Sein Gesicht war sofort von Blut überströmt. Er ließ den Karabiner fallen und glitt in die Arme der ihn von unten haltenden Legionäre. Der Karabiner fiel klirrend auf den Zementboden des Kesselraums. Wieder knallte ein Schuß. Andrij war außer sich vor Freude. Er bombardierte das Fenster mit Steinkohle.

Jenseits des Fensters ertönten wilde Flüche. Die Wachtleute krochen eilig die Leiter herab auf den Boden.

Andrij wurde von Raserei ergriffen. Er band seinen Gürtel ab und befestigte damit den Ring am Druckregler. Wieder begann die Sirene zu heulen, und zwar jetzt ohne Unterbrechung, da Ptacha den Riemen unlösbar festgebunden hatte.

Nun hatte Andrij die Hände frei. Um nicht überrumpelt zu werden, schleuderte er ununterbrochen Kohle gegen das Fenster.

In der Hitze des Kampfes hatte Ptacha vergessen, daß es im Kesselraum noch zwei Fenster gab. Erst als aus den beiden geschlossenen Fenstern die Scheiben herausflogen und der Bewurf von den Wänden herunterfiel, begriff Andrij voll Schrecken, daß er mit drei Fenstern zugleich nicht fertig werden könne. Die Kugeln jagten ihn wiederum in die Kohlengrube. In einem der Fenster zeigte sich der Lauf eines Karabiners.

Andrij schleuderte wütend einen Stein in dieser Richtung, aber ein Schuß aus einem der anderen Fenster zwang ihn, zurückzuspringen.

»Jetzt ist Schluß!« sagte Andrij und wäre fast in Tränen ausgebrochen. Der Mut verließ ihn.

Sofort spürte er eine schwere Müdigkeit, und den Widerstand aufgebend, setzte er sich in eine Ecke der Grube. Etwas stieß ihn schmerzhaft in die Seite. Ptacha griff unwillkürlich nach dem Gegenstand, auf den er gestoßen war. Es war das Ansatzrohr des Wasserschlauchs, der den Heizern zum Anfeuchten der Kohle diente.

In seinem müden Gehirn blitzte ein Gedanke auf.

»Ach, ihr denkt, ihr habt mich schon kleingekriegt, Schurken, Lakaienseelen! Gleich werden wir sehen!« rief er, obgleich ihn infolge des wahnsinnigen Sirenengeheuls niemand hören konnte.

Mit rasender Eile drehte Andrij das Rad, welches das Wasser in den Schlauch trieb. Mit durchdringendem Pfeifen schoß der Dampf aus dem Schlauch. Dann strömte heißes Wasser heraus. Die Kohlengrube füllte sich mit Dampf. Andrij stockte der Atem. Mit zitternden Händen ergriff er das Ansatzrohr und richtete den Strahl kochenden Wassers in den Kesselraum, wobei er sich die Finger mit glühheißen Wasserspritzern verbrühte.

Ohne daran zu denken, daß man ihn niederknallen könnte, richtete er den Wasserstrahl gegen die Fenster. Er vollführte einen wilden Freudentanz, als er ein Aufheulen hinter den Fenstern vernahm. Jetzt drehte er, zwischen den Kesseln hockend, ohne den

Kopf hervorzustrecken, das Ansatzrohr hin und her und übergoß die Fenster mit kochendem Wasser.

Das Herz wollte ihm zerspringen. Der ganze Kesselraum war in Dampf gehüllt. Das heiße Wasser ergoß sich über den Boden. Andrij rettete sich auf den steinernen Unterbau des Kessels. Es war zum Ersticken heiß. Die Hände brannten. Aber das Bewußtsein, daß seine Lage aussichtslos war, trieb ihn, seinen Widerstand fortzusetzen.

Das Sirenengeheul erfüllte die Stadt.

Mogielnicki kam in den Stab gesprengt.

»Was geht hier vor?« fragte er Wrona grob.

Der Hauptmann legte die Hand an den Mützenschirm.

»Anscheinend ernste Unruhen, Herr Oberst. Einer meiner Wachtmeister hat einen Arbeiter erschossen, der Widerstand geleistet hat. Die Fabrikarbeiter haben die Arbeit niedergelegt und halten Versammlungen ab. Ich habe Zaremba hingeschickt . . .«, meldete Wrona mit angenommener Ruhe.

Edward biß sich wütend auf die Lippen.

»Wer hält die Sirene in Gang? Warum haben Sie dieses Sturmläuten bis jetzt geduldet? Ist etwa die Fabrik von den Arbeitern besetzt?«

Wrona ließ die Hand ein wenig sinken. Es war ihm unangenehm, stramm stehen zu müssen. Er wartete auf die Erlaubnis, sich rühren zu dürfen, wie es aus Höflichkeit zwischen Offizieren verschiedener Dienstgrade üblich war.

»Nein, in der Fabrik sind unsre Posten. Aber einer der Heizer hat sich im Kesselhaus festgesetzt, und bisher ist es nicht gelungen, ihn von dort herauszuräuchern.«

Mogielnicki schlug mit verhaltener Wut auf seinen Säbelgriff.

»Ein einziger Mensch, sagen Sie? Hören Sie, Hauptmann, wollen Sie sich lustig machen? Ein einziger Mensch bringt die ganze Stadt in Aufruhr, und Sie sehen sich das ruhig mit an.«

Draußen heulte die Sirene, mächtig und unermüdlich. Das brachte Mogielnicki außer sich.

Wrona stand unbeweglich wie ein Ölgötze vor ihm, das Gesicht in einer Grimasse erstarrt. Edward bemerkte erst jetzt seine Unterlassung.

»Rührt euch! Sie werden wohl begreifen, daß ich den Kopf voll habe«, und er winkte gereizt mit der Hand.

Wrona ließ schweigend die Hand sinken.

Von draußen wurde ein Knacken hörbar, als ob trockene Zweige abgebrochen würden, dann wurde es wieder still. Mogielnicki ging schnell zum Fenster.

»Das ist Zaremba, der sich freie Bahn schafft«, erklärte Wrona.

Mogielnicki wandte sich ihm zu.

»Wie verhalten sich die Deutschen von dem Truppentransport?«

»Vorläufig ganz anständig. In die Stadt gehen sie nie anders als in Zugstärke. Sind ständig in Bereitschaft. Lassen niemand an ihren Militärzug heran . . . Es sind ungefähr siebenhundert Mann, vier Geschütze, ein Panzerkraftwagen. Von Zersetzung ist nichts zu spüren. Die Offiziere sind auf dem Posten . . . Sie haben alle Lebensmittel in den Geschäften requiriert und mit Empfangsbescheinigungen gezahlt. Ich habe der Polizei befohlen, sie nicht anzurühren und die Geschäfte zu schließen. Brauchen sie Gewalt, werden wir etwas unternehmen müssen.«

»Ja, ja, man darf sie nicht anrühren«, sagte Mogielnicki schon weniger gereizt. »Was glauben Sie: ist das alles ‚ihre' Arbeit?«

Wrona verstand, wen der Oberst meinte.

»Sicher. Schon allein der Aufruf . . . Aber hätte der Wachtmeister diesen Kerl nicht erschossen, wäre es meiner Meinung nach ruhig geblieben.«

»Und ist es Ihnen gelungen, irgend etwas zu erfahren, wer den Aufruf gedruckt hat?«

»Vorläufig noch nicht.«

Mogielnicki durchmaß das Zimmer von einer Ecke zur anderen. Er schien einen Entschluß zu fassen. Dann nahm er den Säbel auf und setzte sich an den Tisch.

»Also, hören Sie mal, Herr Hauptmann«, sagte er dann voller Entschiedenheit.

»Zu Befehl!« salutierte Wrona abermals.

»Sie verstehen, Pan Wrona, wenn wir diesen Zustand in der Stadt noch ein, zwei Tage zulassen, dann . . .«

»Ich verstehe«, antwortete Wrona.

Mogielnicki erhob sich. Er rückte den hohen, mit goldenen Schnüren bestickten Kragen seines Uniformmantels zurecht, als

ob es ihm schwer werde zu atmen, und beendete seinen Gedankengang.

»Also, seien Sie so gut und schreiten Sie zur Tat. Vor allem – befehle ich, heute nacht dieses ganze Gesindel im Gefängnis zu erschießen. Bringen Sie sie aus der Stadt heraus, ein bißchen weiter weg. Und lassen Sie morgen in der ganzen Stadt in meinem Namen Bekanntmachungen darüber ankleben.«

»Zu Befehl!«

»Ferner, wenn jemand nach sieben Uhr abends die Nase auf die Straße hinaussteckt – erschießen!« Edward zog gewaltsam den Handschuh über. »Man muß das Vieh in den Stall jagen. Herde bleibt Herde! Dazu ist ja die Peitsche da!«

Draußen heulte die Sirene.

»Und daß ich solche Antworten von Ihnen nicht mehr zu hören bekomme, Herr Hauptmann . . . Daß Sie mit einem einzelnen Menschen nicht fertig werden können, der immerhin noch bis zu diesem Moment die Sirene heulen läßt.«

»Zaremba ist dort. Das Heulen wird bald aufhören, Herr Oberst.«

Mogielnicki ging, ohne auf ihn zu hören, zur Tür.

»Sie reiten mit mir.«

Der wachthabende Gendarmeriekorporal machte die Ehrenbezeigung, ging, nachdem sie die Treppe heruntergestiegen waren, in Wronas Kabinett und setzte sich ans Telephon.

Vor dem Stab hatte ein Zug Kavallerie Aufstellung genommen.

Wladyslaw Mogielnicki ritt – mit seinem dicken Gesäß am Sattel klebend, die silberbestickte Konföderiertenmütze immer wieder zurechtrückend – die Reihen entlang. Als er seinen Bruder und Wrona erblickte, gab er dem Pferd die Sporen und schrie mit kreischender Stimme:

»Zug, stillgestanden!«

Edward stellte den Fuß in den Steigbügel, bemüht, sich möglichst »leicht« in den Sattel zu schwingen.

‚Ich werde alt, wie? Durch diese Pariser Limousinen habe ich mir sogar das Gehen abgewöhnt', dachte er ärgerlich und verzog das Gesicht vor Schmerz. ‚Dazu noch diese Hämorrhoiden! Völlig unmöglich für einen Kavalleristen . . .'

Wrona ritt auf ihn zu.

»Also, sehen wir uns mal an, was es dort für ernsthafte Unruhen gibt«, sagte Edward ironisch und gab seinem Pferd die Sporen.

Wladyslaw kreischte ein Kommando, und hinter ihnen ertönte das ungleichmäßige Getrappel der Hufe.

Bei der Apotheke stießen sie auf die erste Menschenansammlung.

»Was ist hier los?« schrie Edward scharf; er fühlte, daß seine rechte Braue zu zucken begann.

Ihm zunächst stand eine rundliche, offenbar gebildete Dame, anständig, aber ärmlich gekleidet.

»Man hat drei Verwundete hierhergebracht . . . Einer Frau hat man ein Auge ausgeschlagen«, antwortete sie auf polnisch und lächelte, wie um Entschuldigung bittend.

»Wer hat sie verwundet?«

Die Dame wurde verlegen und wußte nicht, was sie antworten sollte.

»Ihre Leute sind doch hier vorbeigeritten, Herr Offizier.«

»Für nichts und wieder nichts haut man auf das Volk ein . . .«

Wrona riß sein Pferd jäh nach der Richtung herum, woher diese Ausrufe kamen.

»Wer hat das gesagt?«

Die Menge geriet in Bewegung. Aus den hinteren Reihen begannen schon einige fortzulaufen.

»Nehmen Sie sich die Leute vor«, murmelte Edward zwischen den Zähnen und trieb das Pferd vorwärts.

Die Menge wich vor ihm zur Seite wie weicher Teig, in den man mit der Faust hineinschlägt.

»He, ihr dort, marsch nach Hause! Wenn sich noch ein einziges Aas auf der Straße sehen läßt, kann es von seinem Kopf Abschied nehmen!«

»Herr Unterleutnant, geben Sie Befehl, von der Peitsche Gebrauch zu machen . . .«, hörte Edward Wrona hinter seinem Rücken anordnen.

Er zog heftig die Zügel straff und sprengte davon.

»Scheußlich unangenehm dieser Gendarmeriedienst. Schmutzige Arbeit!« Er verzog angewidert das Gesicht. Ein solches Ekelgefühl hatte er zum erstenmal empfunden, als er beim Überschreiten der Fronten eine Laus auf seinem Kragen entdeckte.

Wrona holte ihn ein.

»Vorsicht ist notwendig! Ich schlage vor, sich nicht so weit vom Zug zu entfernen. Sofort wird Pan Wladyslaw dort aufgeräumt haben, und wir reiten weiter.«

»Ja, für diese Herde genügt einstweilen allein die Knute«, antwortete Edward verächtlich.

»Ja, aber, wenn auch nur einer von ihnen einen Stein wirft . . .«

Die Schreie hinter ihnen verstummten. Der Zug näherte sich. Die Straße war leer.

»Mit alledem beschäftigte sich früher die Polizei, aber jetzt muß man, wie Sie sehen, selbst die Straßen von diesem Abhub säubern.«

Wrona lächelte schadenfroh. ‚Bist nur gewöhnt, dir von andern die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, du Stabsratte! Macht nichts, sie werden dir den Hochmut schon ein bißchen austreiben . . . Warte nur, was noch kommen wird', dachte der Hauptmann mit einer gewissen Genugtuung.

Wrona hatte den ganzen Krieg im Schützengraben mitgemacht. Hatte zweimal Quetschungen davongetragen. Aus einer verarmten Gutsbesitzerfamilie stammend, hatte sich Wrona nur mit Mühe bis zum Hauptmann heraufgedient. Erfolglos im Leben und im Kriege, war er bis zum äußersten Grade verbittert. Er haßte die graue Soldatenmasse, haßte aber auch diejenigen, die im Rücken der Front in weit entlegenen Stäben in Saus und Braus lebten, alles das genossen, was ihm unerreichbar war. Er hatte weder Geld noch Verbindungen gehabt, die ihm aus dem Dreck des Schützengrabens hätten heraushelfen können, dorthin, in die Etappe, in das berauschende, lustige Leben. Als er in österreichische Gefangenschaft geriet, war er sogar froh, da er auf diese Weise der Gefahr entrann, von seinen eigenen Soldaten, die ihn wegen seiner Grausamkeit haßten, eine Kugel in den Rücken zu bekommen. In Österreich wurde er als Pole von Pilsudski für seine Legion angeworben, und so ergriff Wrona wiederum das Handwerk eines berufsmäßigen Mörders, diesmal auf der andern Seite der Front, nachdem er die Farbe von Uniform und Kokarde gewechselt hatte. Als die Deutschen mit Pilsudski keine Einigung erzielten und ihn in Magdeburg auf Festung setzten (wobei sie natürlich diese sogenannte Haft aufs komfortabelste gestalteten) und seine Legion auflösten, floh Wrona nach Warschau, da er nicht länger in der österreichischen Armee

kämpfen wollte. In Warschau wurde er von den Werbern der polnischen Militärorganisation[1] aufgespürt und alsdann mit Leutnant Zaremba zu Mogielnicki nach Wolhynien abkommandiert.

»Ah, schon wieder eine Menschenansammlung!« schrie Edward.

Wrona hob den Kopf. An der Kreuzung, wo die beiden Hauptstraßen der Stadt zusammentrafen, hatte sich vor der geschlossenen Bäckerei tatsächlich eine dichte Menschenmenge angesammelt. Wrona wandte sich um und winkte mit der Hand. Der Zug setzte sich in Trab und nahm dann hinter ihnen Aufstellung.

Aus der Menge wurden Rufe laut.

»Warum wird kein Brot verkauft?«

»Was soll das heißen? Sollen wir etwa vor Hunger verrecken?«

Um dem Zug den Weg freizugeben, hätte Edward zur Seite reiten oder sich einen Weg durch die Menge bahnen müssen. Heftig stieß er dem Pferd die Sporen in die Flanken. Das feurige Tier bäumte sich auf. Der angsterfüllte Aufschrei von Frauen und Kindern, die Rufe der Empörung – alles dies konnte Edward nicht zurückhalten. Seine Eigenliebe erlaubte ihm nicht zurückzuweichen. Sich vor Wut auf die Lippen beißend, ritt er auf die Menge los.

»Wo wollen Sie hin? Kinder . . . Geben Sie acht! Hier sind doch Kinder«, schrie eine Frau hysterisch auf.

Edward richtete sich keuchend vor Wut in den Steigbügeln hoch.

»Sä–ä–bel . . .«, kreischte Wladyslaw.

Jemand packte Edwards Pferd am Zügel. Das brachte seine Wut zum Überfließen. Er riß den Säbel aus der Scheide. Noch eine Sekunde, und er hätte dem Unverschämten den Schädel gespalten. Aber ein scharfes, warnendes »Zurück« in deutscher Sprache und der direkt vor dem Pferd auftauchende rote Rand einer deutschen Uniformmütze ließ ihn innehalten. Edward riß die Zügel an sich.

Erst jetzt bemerkte er in der Menge einige deutsche Soldaten und in der Gasse ein Militärfuhrwerk, das augenscheinlich zum Brotholen bestimmt war.

Hinter ihm beendete Wladyslaw sein Kommando:

». . . . 'raus!«

»Ab!« schrie Edward in ohnmächtiger Wut.

Wrona hatte die Deutschen ebenfalls bemerkt. Sie standen jetzt

[1] Die illegale Militärorganisation Pilsudskis.

in geschlossener Reihe, mit gefällten Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten, ihm den Weg versperrend.

Von der Menge war fast niemand zurückgeblieben. Sie war auseinandergelaufen, die Straße war geräumt. Nur von weitem verfolgten die Allerkühnsten den Ausgang dieses unerwarteten Zusammenstoßes.

Die Sirene heulte noch immer. Sie mahnte Edward an eine andere Gefahr. Langsam wich das Blut aus seinem Gesicht. Natürlich hätten sie diese paar Leutchen in den dunkelgrünen Uniformen niederreiten können. Hinter ihnen standen jedoch (wie er wußte) vier Geschütze, ein Panzerkraftwagen und siebenhundert Bajonette. Man mußte also seinen Stolz zum Opfer bringen und sich auf ein Kompromiß einlassen. Das war unerträglich. Aber die kühle Berechnung gewann bei Mogielnicki immer die Oberhand.

»Was wünschen Sie?« fragte er trocken in deutscher Sprache denjenigen, der sein Pferd beim Zügel gepackt hatte. Das war ein semmelblonder Leutnant mit kurzsichtigen blauen Augen, mit denen er Edward aufmerksam durch einen Klemmer fixierte.

»Ich wünsche, daß Sie Ihren Säbel in die Scheide stecken.«

Edward beobachtete, wie komisch das Haarbündelchen unter der Nase des Leutnants beim Sprechen auf und nieder hüpfte.

»Wenn es Ihnen so sehr auf die Nerven geht, kann ich Ihnen den Gefallen tun«, sagte Edward höhnisch und steckte, ohne sich zu beeilen, den Säbel in die Scheide, wobei er sich leicht in den Finger schnitt. Mit einem anderen Finger die Wunde zudrückend, schaute er ausdrucksvoll den Leutnant und dann die Soldaten an.

Der Leutnant schnallte bereits die Revolvertasche zu, in die er nur eben seinen Revolver gesteckt hatte. Dann wandte er sich an die Soldaten, und auf sein scharfes Kommando, das wie Bellen klang, schulterten die Soldaten blitzschnell die Gewehre.

»Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?« wandte sich nun seinerseits der Deutsche an Edward.

»Oberst Graf Mogielnicki.« Edward legte die Hand an den Mützenschirm.

»Oberst? Gestatten Sie zu fragen, was für einer Armee? Bisher habe ich eine solche Uniform noch nicht gesehen.« Und der Leutnant kniff die Augen noch mehr zusammen.

»Der polnischen Armee«, antwortete langsam und prononciert Edward, und fühlte, wie ihn aufs neue die Wut packte.

»Der polnischen Armee?« fragte verwundert der Leutnant. »Uns ist eine solche Armee nicht bekannt.« Das kurze Schnurrbärtchen näherte sich wieder der Nase.

»Nicht bekannt? Nun, ich denke, Sie werden sie bald kennenlernen!« antwortete Edward mit versteckter Drohung und nahm die Zügel auf. »Sprechen Sie mit ihm, Pan Wrona . . . Wenn sie Brot brauchen, sollen sie es nehmen. Ich kann mit diesem Schwaben nicht weiterreden. Noch ein paar Worte, und ich schlage ihm den Schädel ein samt seiner lächerlichen Brille«, sagte er auf polnisch, und ritt, einen Bogen um den Deutschen machend, vorwärts.

Wladyslaw folgte ihm mit seinem Zug.

Vor dem Gefängnis war alles ruhig. Am Tor stand ein Häufchen Legionäre um ein schweres Maschinengewehr herum.

»Haben Sie nicht vergessen, Pan Wrona, was ich Ihnen gesagt habe?«

»Es ist meine Pflicht, nicht zu vergessen, Herr Oberst. Der Wachtmeister nimmt hier noch das letzte Verhör vor . . .«

Die Sirene heulte. Edward brachte das Pferd zum Stehen, horchte lange auf das Heulen, und seine rechte Braue begann aufs neue zu zucken. Er strich mit der Hand über die zuckende Stelle, aber es half nichts.

»Herr Hauptmann, veranlassen Sie, daß man vom Gefängnis aus den Stab anruft, daß alle, die dort verfügbar sind, zur Fabrik geschickt werden . . . Allem Anschein nach ist Zaremba auch nicht mit ihm fertig geworden. Ich muß mich also selbst mit der Sache beschäftigen. Ich werde ihm schon das Maul stopfen.« Er hieb auf das Pferd ein.

Der Zug vermochte ihm kaum zu folgen.

Die Menschen stürzten beim Anblick der daherrasenden Reiter in die Höfe. Diejenigen, denen es nicht gelang, sich zu verbergen, drückten sich an die Mauern. Erst in der Nähe der Fabrik wurden die Menschenansammlungen immer dichter und dichter.

Noch eine Wegbiegung, und die Massen versperrten alle Zugänge zur Fabrik. Hier befanden sich einige tausend Menschen.

Das Tosen der Menge vermischte sich mit dem Heulen der Sirene. Beim Anblick dieser riesigen Menschenansammlung verlor Edward den Kopf. Er war auf ein solches Ausmaß nicht gefaßt gewesen. Unwillkürlich brachte er das Pferd zum Stehen. Wrona und Wladyslaw sprengten zu ihm heran.

Irgend etwas mußte unternommen werden. Tatenlos vor dieser Masse zu halten, war unmöglich.

»Hauptmann, geben Sie den Befehl, auseinanderzugehen. Und zwar sofort!«

Während Wrona in die Menge hineinbrüllte, erteilte Edward Befehle.

»Gewehr ab! Nur auf Kommando schießen!«

»Besetzen Sie die Gasse dort . . . Gehen Sie mit der Peitsche gegen diejenigen vor, die sich dort herumtreiben!«

Nach rechts und links Hiebe austeilend, drängten die Legionäre die Menschen aus der Gasse heraus und nahmen im Halbkreis Aufstellung.

»Ich befehle zum letztenmal! . . .«, schrie Wrona.

Die Menge wich, gleichsam in zwei Hälften zerschnitten, zurück und gab den Weg zum Fabriktor frei und verharrte regungslos.

Edward ritt nach einer Seite, Wrona und Wladyslaw nach der anderen.

»Schießen Sie vorläufig in die Luft«, sagte Mogielnicki leise. »Geben Sie das Kommando von Mann zu Mann an den Zug weiter.«

Die Legionäre brachten das Gewehr in Anschlag. In der Menge entstand eine Panik.

Der Abstand zwischen der Menge und den Legionären vergrößerte sich jedoch nur langsam.

Die Hintenstehenden, die nicht wußten, was vorn geschah, hielten die auf sie eindringende Menschenwoge unwillkürlich auf. Die Vorderen, die sich vor dem Untergang retten wollten, warfen, in dem Bemühen, sich einen Weg zu bahnen, Menschen zu Boden, wodurch die Panik noch vergrößert wurde. Edward triumphierte: »Herde bleibt Herde.«

»Feuer!« schrie er.

Eine Gewehrsalve durchschnitt die Luft, als hätte jemand ein riesenhaftes Stück Leinwand mitten entzweigerissen. Die Menge drängte jetzt stürmisch zurück, die Gestürzten am Boden zurück-

lassend. Denen, die noch auf den Füßen standen, schien es, als lägen dort Tote und Verwundete.

»Feuer!« schrie Edward.

Er gab das Kommando zum Einstellen des Feuers erst dann, nachdem der Zug die ganze Ladung verschossen hatte.

Der Platz war zur Hälfte frei geworden. Die Menschenlawine wälzte sich immer stürmischer weiter und weiter fort . . .

Das Fabriktor öffnete sich. Der Zug Zarembas jagte mit gezückten Säbeln hinter den Fliehenden her.

»Vorwärts, marsch!« schrie Edward. »Jagt sie in den Stall!«

Wladyslaws Zug sprengte vorwärts. Edward und Wrona ritten zum Fabriktor . . .

Eine halbe Stunde lang setzten beide Züge den Fliehenden nach.

Auf der Straße blieb keine Menschenseele zurück. Die Verprügelten und Verwundeten krochen ohne fremde Hilfe fort, um ihr Leben zu retten.

Gleich nach Mogielnicki erschienen Barankiewicz und das Stadtoberhaupt Sladkiewicz im Betrieb. Bis dahin hatten sie nicht gewagt, sich zu zeigen.

Auf dem Fabrikhof befanden sich etwa achthundert Arbeiter.

»Warum haben Sie die Leute nicht herausgelassen?« wandte sich Edward verwundert an den Unterleutnant Zajączkowski, den Zaremba als Reserve hier zurückgelassen hatte.

Der Unterleutnant – fast noch ein Knabe – salutierte ungeschickt und rechtfertigte sich verlegen:

»Der Herr Leutnant hat es so befohlen. Er befürchtete, sie würden sich mit den andern vereinigen.«

»Ein schöner Politiker! Man hätte den Betrieb sofort säubern müssen. So aber dachten die draußen auf der Straße, man hätte hier alle aufgehängt. Eine schlimmere Provokation kann man sich schwerlich ausdenken!« bemerkte Mogielnicki gereizt, als er dem Advokaten und dem Zuckerfabrikanten die Hände drückte.

»Was geht denn hier eigentlich vor? Das ist ja Meuterei! Damit muß Schluß gemacht werden!«

»Regen Sie sich nicht auf, Pan Barankiewicz, es wird alles getan, was notwendig ist«, beruhigte ihn Edward.

»Aber die Fabrik ist mit Rübenvorräten vollgepfropft. Sie wer-

den mir verfaulen! Ich kann nicht zulassen, daß der Betrieb steht . . . Jeder Tag kostet mich Tausende«, sagte Barankiewicz gereizt.

Edward empfand Widerwillen gegen diesen Fettwanst, über dessen Gier man sich Anekdoten erzählte.

»Es gibt ernstere Dinge als Rüben, Pan Barankiewicz. In Pawlodz ist ein Aufstand ausgebrochen. In Cholmjańka und Sosnowka haben sich die Bauern erhoben . . .«

»Was ist mit meinen Angehörigen?« rief erschrocken Unterleutnant Zajączkowski.

»Beunruhigen Sie sich nicht, Unterleutnant: auf dem Wege in die Stadt habe ich Ihren Vater und die ganze Familie getroffen. Sie sind jetzt bei uns. Alle sind gesund und munter.«

»Verzeihen Sie, Herr Oberst . . .«

»Tut nichts, ich verstehe Sie.«

»Und dann noch diese Deutschen auf dem Bahnhof . . . Holen sich aus den Läden alles, was ihnen beliebt«, mischte sich Sladkiewicz ein.

Mogielnicki wandte sich nach ihm um, ohne seine Verachtung zu verhehlen:

»Ich denke, Pan Sladkiewicz wird uns die Liebenswürdigkeit erweisen, mit denen dort zu verhandeln«, sagte er, auf die Arbeiter zeigend.

Wladyslaw war bereits mit einem Teil seines Zuges in den Hof geritten. Der andere Teil patrouillierte auf der Straße.

»Befehl ausgeführt, Herr Oberst«, meldete er Edward, die beiden letzten Worte mit besonderem Vergnügen betonend.

Infolge des Sirenengeheuls konnte ihn Edward kaum verstehen. Er trat zu dem Bruder. Wladyslaw beugte sich zu ihm hinunter.

»Nimm deinen Zug, und reite nach Hause. Hier werden wir auch ohne dich fertig, und dort ist niemand. Stell Wachen aus, und sei auf der Hut. Halte telephonisch Verbindung mit dem Stab. Nun, geh in Gottes Namen.«

Wladyslaw salutierte und wandte sein Pferd. Durch das Tor kam Zaremba mit seiner Abteilung hereingeritten.

»Pan Barankiewicz, gehen Sie, beruhigen Sie Ihre Frau Gemahlin. Die Ordnung ist wiederhergestellt. Kommen Sie abends zu uns, dann sprechen wir miteinander. Und ich werde mich jetzt mit dem

dort beschäftigen.« Und Edward schaute in der Richtung nach der Dampffontäne, die über dem Dach des Kesselhauses in die Luft stieg.

»Pan Zaremba, befehlen Sie den Arbeitern, den Betrieb zu verlassen. Niemand kann diesen Papagei verstehen. – Daß mir in zwanzig Minuten niemand mehr hier ist! Und lassen Sie uns gehen, dieser Bestie das Maul zu stopfen.«

Unterleutnant Zajączkowski meldete Edward auf dem Wege zum Kesselhaus:

»Jetzt hat er den Dampf abgestellt, Herr Oberst, anscheinend kann er dort keine Luft mehr kriegen. Wir haben uns schon gefreut. Aber als wir durchs Fenster klettern wollten, hat er einen Soldaten durch einen Schuß verwundet . . . Sehen Sie, bei der ersten Attacke hat der Legionär, dem er einen Stein an den Kopf geworfen hat, seinen Karabiner hinunterfallen lassen. Es waren vier Patronen drin. Beim Aufprallen ist ein Schuß losgegangen. Das heißt, daß ihm noch drei Patronen geblieben waren. Jetzt hat dieser Bandit geschossen. Also hat er noch zwei Patronen . . . Außerdem kann er noch immer den Schlauch in Gang setzen. Er sitzt dort wie in einer Festung . . . Der Maschinenmeister sagt, daß der Dampf noch für ein paar Stunden ausreicht.«

»Rufen Sie mir den Maschinenmeister hierher!«

SIEBENTES KAPITEL

Wassiljok hatte sich mit der ersten Arbeitergruppe, die zum Schichtwechsel kam, in den Betrieb eingeschlichen. Er wollte um jeden Preis seinem Bruder als erster erzählen, wie man Onkel Serjoga, ihren Nachbarn, erschossen hatte.

Wassiljok hatte sich schon oft zum Bruder durchgeschmuggelt, sogar während der Arbeitszeit, indem er sich zwischen den Arbeitern durchschlängelte und so vermied, den Wächtern unter die Augen zu kommen. Oft hatte er eine ganze Schicht beim Bruder im Kesselhaus zugebracht, bemüht, ihm irgendwie zur Hand zu gehen. Die Heizer liebten das flinke Kerlchen, das so schnell die Kunst des Heizens erfaßte.

Einmal kam er sogar Pan Strumil vor die Augen, aber die Heizer nahmen ihn in Schutz, und der Maschinenmeister drückte ein Auge zu. Der Junge half den Heizern beim Ausladen der Kohlenwaggons, er kannte alle Ein- und Ausgänge im Kesselhaus und entdeckte bald ein bequemes Schlupfloch, durch das er unter Umgehung aller Türkontrollen in den Kesselraum gelangte. Er schlich sich auf den Kohlenhof, kroch in ein breites Ventilationsrohr, durch das er sich in die Grube hinabgleiten ließ, in die man die Kohlenschlacke warf, dann kletterte er auf einem eisernen Balken zur Kohlengrube, und von dort gelangte er, nachdem er zwei, drei Stücke Anthrazit fortgewälzt hatte, in den Kesselraum, in die Vertiefung, aus der man die Kohle entnahm. Dieses sein Geheimnis verriet Wassiljok niemand, selbst seinem Bruder nicht. Es machte ihm Spaß, unverhofft aufzutauchen und das Entzücken der Heizer über seine Geschicklichkeit im Durchschlüpfen bei der Türkontrolle zu erregen.

Entsetzen ergriff Wassiljok, als er erfuhr, daß Andrij sich im Kesselhaus eingeschlossen hatte und daß man ihn umbringen wollte. Mit stockendem Herzen verfolgte der Junge die Versuche der Legionäre, in das Kesselhaus einzudringen.

Als diese Versuche scheiterten, war seine Freude grenzenlos. Wassiljok lief zwischen den Arbeitern hin und her und fragte, die Augen voller Tränen, flehentlich die ihm bekannten Heizer:

»Sagen Sie, Onkel, was werden sie mit ihm machen?«

Die Heizer verharrten in düsterem Schweigen. Einer aber nahm ihn bei der Hand und führte ihn beiseite:

»Hau ab, solange du noch alle Knochen beisammen hast! Einen hat's schon erwischt . . . Oder willst du, daß man auch dir in der Hitze des Gefechts den Hals umdreht?«

Wassiljok machte sich von ihm los. Tränenüberströmt lief er aufs neue nachsehen, was die Legionäre machten.

Alle Arbeiter, die auf dem Fabrikhof zurückgehalten worden waren, verfolgten die Vorgänge am Kesselhaus. Der verzweifelte Mut eines einzelnen, gegen den die bewaffneten Legionäre machtlos waren, hatte die Herzen erobert. Die finsteren, von schwerer Arbeit erschöpften Leute fühlten in dem Widerstand dieses einen

einen Vorwurf gegen ihr eigenes passives Verhalten. Und das Heulen der Sirene erinnerte sie unablässig daran. Jetzt beunruhigte das Schicksal Ptachas alle aufs tiefste. Man begann ihn offen zu bewundern, besonders die Frauen. Empörte Stimmen wurden laut:

»Schämen solltet ihr euch, ihr Männer, untätig zuzusehen! Ihn allein seinem Schicksal zu überlassen . . .«

»Gegen die Frauen kämpfen, das könnt ihr . . .«

»Wenn's gilt, den Frauen die Zähne auszuschlagen, sind sie Helden!«

Aufgestachelt durch die Zurufe der Frauen, durch die Sirene und alle diese Vorgänge, weigerten sich die Arbeiter, den Hof zu verlassen. Die Legionäre gingen mit dem Bajonett gegen sie vor. Die Kavalleristen drängten sie mit den Pferden zurück und schlugen mit Peitschen auf die Menge ein.

Rasend gemacht, rissen die Arbeiter einen Legionär vom Pferd herunter. Kaum vermochte man, ihn herauszuhauen. Mit großer Mühe säuberte Zarembas Schwadron den Hof.

Wassiljok war ganz außer sich. Schon hatte dieses kleine hin und her hastende Kerlchen die Aufmerksamkeit der Legionäre auf sich gezogen.

»He, du! Was hast du hier zu suchen? Bleib stehen, Hundesohn! Wo rennst du hin?« schrie ihn einer der Legionäre an.

Wassiljok tauchte in der Menge unter und drängte sich, mit Kopf und Ellbogen den Weg bahnend, in das dichteste Gewühl hinein. In der Furcht, erwischt zu werden, rannte er durch den Diensteingang ins Kohlenlager, und erst dort fiel ihm sein Schlupfloch ein . . .

Nachdem er bis zur Kohlengrube gelangt war, kroch Wassiljok lange in der Dunkelheit auf der Kohle herum, stieß sich Kopf und Knie wund auf der Suche nach dem Durchschlupf in den Kesselraum und konnte ihn nicht finden. Er war durch eine neue Ladung Kohle zugeschüttet worden. Da begann der Junge, die Kohle fortzuscharren und die schweren Stücke beiseite zu schleppen. Eins davon rutschte zurück und schlug ihm heftig auf die bloßen Füße. Wassiljok fiel hin und weinte lange. Aber als er sich ausgeweint hatte, machte er sich von neuem an die Arbeit. Er hatte schon eine kleine Grube ausgehoben, aber die Arbeit wurde immer schwerer. Er mußte die Kohlenstücke hinaufschleppen und weiter fortwerfen, damit sie ihm nicht auf den Kopf rutschen. Der Kohlenstaub drang

ihm in Nase und Augen. Er nieste und spuckte. Aber die Kohle wollte kein Ende nehmen. Wassiljok glaubte schon, daß er nicht an der richtigen Stelle grabe. Das quälte und ängstigte ihn, und er begann aufs neue zu weinen.

»Andrij, Andrjuschka!« schrie er aus Leibeskräften.

Andrij sprang auf wie von einer Tarantel gestochen.

»Zum Teufel nochmal!«

Ihm schien es, als ob irgendwo hinter ihm Wassiljok weine.

Ptacha stand in der Kohlengrube, den Karabiner in den Händen, und ließ die Fenster nicht aus den Augen.

Die Feuerspritze lag neben ihm. Der Dampf, der ihn beinahe erstickt hatte, zog langsam durch die Fenster ab. Im Kesselhaus war es finster und schwül.

Manchmal schien es Andrij, als sei dies alles ein böser Traum. Es waren bereits drei Stunden vergangen, aber niemand kam ihm zu Hilfe. Und alles, was er getan, hatte zu nichts geführt. Sie würden ihn sowieso verhaften und erschießen. Und niemand würde sich darum kümmern. Alle hielten sich abseits, und nur er allein, Ptacha, mußte seinen Kopf hinlegen . . .

»Andrjuschka!« hörte er irgendwo ganz nahe Wassiljok rufen.

Ein Stein fiel von oben herab und schlug Andrij schmerzhaft gegen die Schulter. Der darauffolgende Freudenschrei: »Ich bin's, Wassjka!« hielt Ptacha noch rechtzeitig davon ab, zu schießen.

Und wirklich und leibhaftig ließ sich Wassiljok zu ihm herunter. Andrij schlugen die Zähne aufeinander bei dem Gedanken, daß er ihn eben beinahe erschossen hätte.

»Andrjuschka, ich bin's . . . Draußen sind noch eine Menge dazugekommen . . . Der ganze Hof wimmelt von Reitern. Sogar ihr Alleroberster ist gekommen . . . Verdrück dich bloß von hier! Dort ist ein Loch . . . Da bin ich immer durchgekrochen. Sie haben es nur jetzt mit Kohle bis obenhin vollgeschüttet, und ich konnte nicht durchkriechen«, schrie Wassiljok dem Bruder ins Ohr, ihn stürmisch umarmend.

Andrij begann das Herz wild zu hämmern.

»Wie bist du hereingekommen?«

»Vom Kohlenhof.«

»Dort gibt's doch keinen Eingang.«

»Ich bin durch das Rohr gekrochen. Das ist weit genug. Da

kommst du auch durch. Komm, Andrjuschka, komm! Dort sind schon so viele! Onkel Ostap sagt, sie werden dich totschlagen!«

Wassiljok zog Andrij zur Öffnung.

»Kriech durch! Ich komme nach!«

Wassiljok kletterte hinauf. Ptacha warf noch einen Blick auf den Kesselraum und die erlöschenden Feuerungen, dann folgte er ihm. Wassiljok erwartete ihn schon oben. Andrij sicherte sorgsam den Karabiner und reichte ihn Wassiljok. Dann zwängte er sich, die Schultern zerkratzend, in die Öffnung und arbeitete sich, mit den Händen nach der abrutschenden Kohle greifend, mühsam nach oben.

Wassiljok trieb ihn zur Eile an. Andrij packte einen schweren Kohlenklumpen und wälzte ihn auf das Loch. Der Junge half ihm, indem er mit Händen und Füßen Anthrazitstücke nachschob. In einer Minute war das Loch zugeschüttet.

Wassiljok führte Andrij auf seinen Weg. Ptacha dachte mit Schrecken daran, was geschehen werde, wenn er in das Ventilationsrohr nicht hineinkäme. Er atmete mit ungeheurer Erleichterung auf, als er hinter Wassiljok Kopf und Schultern hineinsteckte und sich langsam vorwärts zu bewegen begann.

Als sie oben angelangt waren, fiel ein feiner Regen. Der Kohlenhof befand sich außerhalb des eigentlichen Fabrikgeländes, von dem ihn eine hohe Steinmauer trennte.

Hierher führte eine Zweigbahn.

Wassiljok ging auf Erkundung aus. Er kam bald zurück und teilte mit, daß sich niemand auf den Gleisen befinde.

»Dort stehen leere Waggons in drei Reihen. Unter den Waggons könnten wir hindurchkriechen, und niemand wird uns sehen. Und am hinteren Tor ist keine Menschenseele. Es ist zugesperrt. Wir klettern auf einen Waggon, vom Waggon übers Tor und heidi aufs Feld!« flüsterte Wassiljok Andrij direkt ins Ohr.

Sie krochen von der Kohlenhalde herunter und liefen geduckt zwischen den Waggons hindurch.

Wassiljoks Plan erwies sich als ausgezeichnet. Der letzte Waggon stand direkt am Tor. Sie kletterten über das Eisengitter des Tores und liefen auf dem Bahndamm weiter.

Wassiljok flog wie ein Vogel voraus, mit ausgebreiteten Armen und in Riesensprüngen. Oft blickte er zurück, um sich zu vergewissern, ob sein Bruder auch nachkomme. Andrij lief, so schnell er

konnte. Der Regen peitschte ihnen ins Gesicht. Der Himmel war von tiefhängenden, schweren Wolken überzogen.

Andrij warf den Karabiner nicht fort. ‚Sie schlagen mich sowieso tot, wenn sie mich kriegen. Da kann ich wenigstens noch vor meinem Ende zwei von ihnen erledigen', dachte er, da er noch immer nicht an seine Rettung glaubte. Erst als die Fabrik weit hinter ihnen lag und die Zweigbahngleise zum Bahnhof einbogen, hielt Andrij im Laufen inne und ließ sich kraftlos auf den Bahndamm niederfallen . . .

»Halt, Wassiljok, ich kann nicht mehr!« rief er und griff mit der Hand nach dem Herzen.

»Weiter, Andrjuschka, weiter, sonst holen sie uns ein!« Ängstlich um sich schauend, sprang der Junge ungeduldig von einem Bein aufs andere. Bis auf die Haut durchnäßt, krümmte er sich zitternd vor Kälte und Angst zusammen. Seine mit Schmutz bespritzten bloßen Beine waren steif vor Kälte. Er stand auf einer Bahnschwelle und rieb ein Bein am anderen.

Ihm schien, daß Andrij schon zu lange ausruhe.

»Schon genug, Andrjuschka, laß uns weiterlaufen!«

Ptacha wandte sich müde um, schaute auf Wassiljoks Beine, auf das mützenähnliche Gebilde, das wie ein Pfannkuchen auf seinem Kopf saß, auf die ganze zusammengekrümmte kleine Gestalt in der alten Frauenjacke, und brennendes Mitleid und Bitterkeit über das Hundedasein, das ihm nicht einmal ermöglichte, genügend Geld zu verdienen, um dieses Kind zu kleiden, schnürten ihm die Kehle zu.

‚Jetzt werden wir nicht mal mehr ein Stück Brot haben. Und ich weiß selbst nicht einmal, wohin . . .'

»Andrjuschka«, sagte Wassiljok mit kläglich gedehnter Stimme.

Andrij erhob sich. Von dort, wo im dichten Nebel die Fabrik versunken war, klang noch immer das drohende Heulen der Sirene herüber.

»Es brüllt noch immer«, flüsterte er voll Stolz und lauschte voll Genugtuung dem tiefen Baß seines Komplicen. Nun lief er nicht mehr, sondern ging mit schnellen Schritten weiter. Wassiljok trabte neben ihm her, sich ständig umschauend.

Vom hohen Eisenbahndamm aus erblickte Ptacha das bekannte Häuschen am Pumpwerk, und erst jetzt glaubte er an seine Rettung.

»Wassiljok, Brüderchen, Schlingel, du . . . Wassjka, kleines Biest!

Jetzt pfeifen wir auf sie! Und deinetwegen werde ich noch mit ihnen abrechnen . . .«

Er umarmte den Bruder, drückte ihn an seine Brust. Gut, daß er die Tränen nicht zu verbergen brauchte. Wer würde sie bemerken, wo es doch in Strömen regnete.

»Wir können erst nachts losschlagen. Aber jetzt mit einem Häuflein von dreißig Mann auf die Straße gehen, wäre eine Dummheit«, sagte Rajewski scharf.

Tschobot schüttelte eigensinnig den Kopf.

»Bis zur Nacht haben sie alle auseinandergejagt und unsere Leute im Gefängnis erledigt. Jetzt ist der richtige Zeitpunkt. Ich bin nicht einverstanden, und damit basta!«

Nach ihm sprach Miecielski voll Leidenschaft.

»Genosse Sigismund, Tschobot hat recht. Wenn die Massen einmal auf die Straße gegangen sind, wenn Arbeiter erschossen werden, sind wir verpflichtet, mit der Waffe einzugreifen. Mag man uns zusammenhauen, aber auftreten müssen wir. Sonst bedecken wir uns mit Schande . . . Das ist ja doch ein Axiom des Marxismus . . . Mag die Aktion auch verfrüht sein, hat sie aber einmal begonnen, so müssen wir die Führung übernehmen!«

Rajewski warf ihm einen mißbilligenden Blick zu.

»Die Führung übernehmen, heißt nicht hinterhertraben.«

Metjelski brauste auf.

»Das höre ich zum erstenmal, daß bewaffnet auftreten hinterhertraben bedeutet. Schrecklich, das aus Ihrem Munde zu hören.«

»Tatsache!« dröhnte Tschobots Stimme.

Miecielski ging nervös im Zimmer auf und ab. Sein Gesicht mit den feinen Zügen, der schönen hohen Stirn war von neuem blaß geworden. Die großen dunkeln Augen glühten wie von einem inneren Feuer. Seine ganze Gestalt hatte etwas Zerbrechliches.

Rajewski blickte nochmals den jungen Arzt an und antwortete schon etwas ruhiger:

»Wir haben unsere Sitzung zu sehr in die Länge gezogen. Ich denke, es ist Zeit, diesen zwecklosen Streit zu beenden . . . Tschobot und der Doktor sind dagegen, Kowallo und ich sind dafür, erst nachts in Aktion zu treten. Bis dahin sammeln und bewaffnen wir

etwa zweihundert Arbeiter von der Eisenbahn und der Zuckerfabrik. Bald kommt Schtschabel aus Sosnowka und vielleicht auch die Bauern mit ihm. Aber aufzutreten nur um des Auftretens willen, das ist nicht bolschewistisch. Genosse Miecielski, wir würden uns mit Schande bedecken, wenn wir dreißig Kommunisten nutzlos in den sicheren Tod schicken. Aber wenn wir euch folgen, so geben wir dem Feind diese Möglichkeit. Ich wiederhole nochmals: alle Kommunisten müssen jetzt die Arbeiter mobilisieren. Ja, ja! Man muß mit jedem reden, von dem zu hoffen steht, daß er zur Waffe greift. Ihr habt selbst gesehen, wie ein Häuflein bewaffneter Pans mit Tausenden von Leuten fertig geworden ist. Warum? Weil die Arbeiter nicht organisiert waren, deshalb sind sie geschlagen worden.

Dafür ist ja die Partei da, daß sie den Widerstand organisiert. Hier sind hochtrabende Reden am allerwenigsten am Platze. Laßt uns überlegen, wie wir die Arbeiter am besten und schnellsten bewaffnen. Ich glaube, daß über alles dies genügend geredet worden ist. Während dieser Zeit haben die von uns ausgeschickten Genossen wahrscheinlich mehr getan als wir bisher . . . Wir haben Waffen, aber noch keine Munition. Das dürfen wir nicht vergessen. Ich bin gegen euren Vorschlag, die Patronen gesondert zu beschaffen und hierherzubringen. Das Munitionsdepot ist dicht beim Bahnhof, und durch die geringste Unvorsichtigkeit können uns die Patronen entgehen. Deshalb sammelt sich die Abteilung hier und marschiert geschlossen zum Munitionsdepot, erledigt die Wache, bemächtigt sich der Patronen und geht, bereits bewaffnet, zum Angriff auf die Stadt vor . . . Tschobot rangiert zwei Waggons mit Waffen und Munition zur Fabrik. In der Siedlung bewaffnen wir die übrigen, die entweder noch keine Möglichkeit hatten, zu uns zu stoßen, oder die sich bisher nicht dazu entschließen konnten. Die Siedlung wird unser Stützpunkt sein. Das Gros der Abteilung wird sich von dort rekrutieren. Nun, das ist alles!«

Kowallo brummte zustimmend.

»Sehr schade, daß Genosse Patlai nicht hier ist. Aber wir werden ihn nachts befreien, da das Gefängnis der erste Punkt in der Stadt sein wird, gegen den wir den Angriff führen. Also, es ist abgemacht, Genossen. Ich als Vorsitzender schlage vor, sofort mit den Vorbereitungen zu beginnen. Damit wir jedoch sicher sind, bitte ich mir zu antworten: werdet ihr euch fügen?«

Tschobot sah Rajewski gekränkt an.

»Wie kann man darüber im Zweifel sein? Wissen wir etwa nicht, was Parteidisziplin ist?«

Rajewski lächelte müde. Er erhob sich vom Tisch, trat zu Miecielski und legte ihm kameradschaftlich die Hand auf die Schulter.

»Sagen Sie, Doktor, werden Sie alles nötige Verbandzeug beschaffen? Ohne Blutvergießen wird es ja doch nicht abgehen . . .«

»Ich werde alles beschaffen, was nötig ist. Wohin befehlen Sie mir jetzt zu gehen?«

»Seien Sie kein Kind, Miecielski. Jetzt ist nicht die Zeit für dergleichen! Gehen Sie zum Bahnhof. Fühlen Sie den Deutschen auf den Zahn. Sie als Eisenbahnarzt können doch mit den Offizieren sprechen. Versuchen Sie zu erfahren, was für eine Stimmung dort herrscht. Es wäre gut zu wissen, wie sich die Deutschen verhalten werden, wenn unser Zusammenstoß mit den Legionären beginnt.«

Sie gingen zusammen auf den Vorplatz hinaus. Der Abend brach an. Es regnete. Es war feucht und trübe.

»Das Wetter ist günstig«, bemerkte Rajewski. »Also, Freunde, trennen wir uns bis neun Uhr abends. Du, Grigori Michailowitsch, geh zu deinen Depotarbeitern! Es sollen etwa fünf Parteimitglieder herkommen. Wir müssen hier einen Stützpunkt haben. Wenn jemand eine Waffe hat, soll er sie mitbringen . . . Ah, da kommt ja auch dein Schwälbchen angeflogen!« Rajewski lächelte weich.

Von oben kam Olessja gelaufen.

»Ich habe alles gemacht, was du mir aufgetragen hast, Vater«, sagte sie ganz außer Atem.

Sie war etwas verlegen, als sie die Fremden sah. Das völlig durchnäßte Kleid legte sich eng an ihren Körper, und sie beeilte sich, ins Zimmer zu schlüpfen.

»Und wo ist Raimund geblieben?« hielt sie Rajewski auf.

»Wir haben uns vor zwei Stunden in der Stadt getrennt. Er ist jetzt in der Siedlung . . . Jadwiga Bogdanowna hat ein Bündel mit Papieren in ihre frühere Wohnung gebracht . . . Raimund bat mitzuteilen, daß am Gefängnis fünf Mann mit einem Maschinengewehr stehen. Ich bin bei Worobejko gewesen. Er hat mir gesagt,

daß die Lokomotive zur Stelle sein wird«, berichtete Olessja schnell und huschte ins Haus.

»Eine prächtige Tochter hast du«, bemerkte Tschobot mit einem traurigen Seufzer. Er selbst hatte keine Kinder.

»Danke. Schade, daß sie die einzige ist. Aber das Mädel ist wirklich ein feiner Kerl«, antwortete Kowallo leise, und sein Gesicht verdüsterte sich plötzlich.

Es begann jetzt in Strömen zu regnen. Das Wasser übergoß in schrägen Strahlen die Außentreppe.

Miecielski drückte den Hut tiefer ins Gesicht und knöpfte den Gummimantel bis obenhin zu.

»Also, gehen wir?«

Rajewski folgte ihnen mit den Blicken bis zum Wärterhäuschen. Erst nachdem sie in verschiedenen Richtungen auseinandergegangen waren, kehrte er ins Haus zurück.

Olessja hatte sich bereits umgezogen und trat ihm, aus ihrem Zimmer kommend, entgegen.

»Sie haben wahrscheinlich nichts gegessen?« sagte sie verlegen, während sie ihren nassen Zopf auswrang. »Ich werde gleich Kartoffeln aufsetzen und Sauerkraut bringen . . . Dem Vater kommt es niemals in den Sinn, den Topf in den Ofen zu stellen. Und dabei habe ich ihm doch alles vorbereitet«, sagte sie mit scherzhafter Mißbilligung.

Mogielnicki schlug in kalter Wut mit dem Ende der geflochtenen Peitsche gegen den Stiefelschaft.

»Überlegen Sie ein bißchen schneller, Pan Strumil! Ich habe keine Zeit. Sie haben diese Schweinerei zugelassen, und wenn Sie innerhalb von zehn Minuten nicht herausgefunden haben, wie man die Sirene abstellen kann, muß ich Sie – fürchte ich – erschießen lassen.«

Edward sah, wie die Knie des Maschinenmeisters zu schlottern begannen. Er schaute ihm nicht einmal ins Gesicht.

»Erbarmen Sie sich, Herr Oberst, aber ich habe doch keine Schuld!«

»Versuchen Sie nicht, sich zu rechtfertigen, sondern sagen Sie, wie man diesen Kerl dort herausräuchern kann.«

»Ich habe schon nachgedacht . . .«

»Sie haben schlecht nachgedacht!« unterbrach ihn Edward.

Sie standen im Maschinensaal.

»Kann man nicht Dampf zu ihm hineinlassen?«

»Er hat ja die Zuleitung zum Maschinensaal geschlossen«, stammelte verzweifelt Strumil.

Aber plötzlich riß er den Mund weit auf, und sein Gesicht erstarrte in diesem idiotischen Ausdruck. Ein Licht war ihm aufgegangen. Vergnügt schlug er sich auf die Stirn.

»Ich hab's, ich hab's! Der Herr Oberst haben mich auf eine Idee gebracht. Wir werden den Rauchabzug schließen. Dann wird er im Rauch ersticken . . .«

»Tun Sie das sofort!«

Nach einer halben Stunde, als der schwarze, dichte Rauch, der sich aus dem Fenster herauswälzte, dünner zu werden begann, befahl Edward:

»Nachprüfen!«

Der Notausgang wurde geöffnet. Der Korporal, hinter ihm einige Legionäre, die mit ihm in den Kesselraum eingedrungen waren, berichtete hustend, mit den tränenden Augen zwinkernd, ganz verstört:

»Wir haben niemand gefunden, Herr Oberst . . .«

»Wa–a–as?« Edward preßte den Griff der Peitsche, daß seine Fingergelenke knackten.

Aus dem Kesselhaus drangen Kohlengase herein. Edward machte brüsk kehrt und verließ, ohne jemand anzusehen, den Raum.

Zaremba, Wrona, Zajączkowski und Strumil gingen in den Kesselraum hinein. Edward schritt, ungeachtet des strömenden Regens, im Hof auf und ab.

»Nun?« fragte er bösartig, als Wrona und Zaremba zurückkehrten.

Zajączkowski und Strumil hatten es vorgezogen, ihm nicht unter die Augen zu treten.

»Er ist tatsächlich nicht da . . . und es ist unvorstellbar, wohin er entkommen ist . . .«

Jetzt, da die Sirene schwieg, war es merkwürdig still.

»Ist niemand dort gewesen? – Wie geruhen Sie, dies alles zu erklären?«

»Er war da, aber wo er hin ist, das geht über meine Fassungs-

kraft . . .«, erklärte, die Hände vor Verwunderung zusammenschlagend, Zaremba.

»Das heißt, Sie haben ihn entwischen lassen!«

»Das ist unmöglich – alle Türen waren bewacht. Es ist mir unbegreiflich, Herr Oberst . . .«

»Wenn Sie nicht ein kampferprobter Offizier wären, Leutnant Zaremba, würde ich anders mit Ihnen verfahren. Pan Wrona, wenn wir Ruhe und Ordnung in der Stadt wiederhergestellt haben, befehle ich, dem Leutnant auf vierzehn Tage strengen Arrest zu geben. Heda, mein Pferd!«

. . . Das Häuschen am Pumpwerk füllte sich mit Menschen. Als erste kam Jadwiga. Während Olessja in der Küche am Herd beschäftigt war, hatte sie die Möglichkeit, ihrem Mann alle Neuigkeiten zu erzählen.

Nach ihr erschien Worobejko. Er zog unter dem Mantel eine auseinandergenommene Doppelflinte und eine Patronentasche hervor. Er schraubte die Läufe an den Schaft, lud die Flinte und stellte sie voller Zufriedenheit in die Ecke.

»Ich habe die Patronen mit Schrot gefüllt. Damit kann man getrost auf zwanzig Schritt schießen . . . Nachts sieht man sowieso nicht, woraus geschossen wird, und Krach macht es genug. Für den Anfang nicht übel! Und das hier als Leckerbissen«, sagte er voll Stolz und zog einen Ladestreifen mit fünf deutschen Patronen aus der Tasche. »Fünf Stück . . . Habe sie bei unserm Nachbarsjungen erbettelt. Der hat sie Gott weiß wo aufgegabelt, der Teufelskerl. Was fängt der Bengel damit an? Und wir brauchen sie wie 's liebe Brot . . . Da geben wir fünf Leuten je eine Patrone, daß jeder einmal knallen kann . . .«

Worobejko legte den Ladestreifen behutsam auf den Tisch. Das Wasser floß in ganzen Bächen von ihm herunter. Aber der Lokomotivführergehilfe war guter Laune. Er bewegte seine weißblonden Augenbrauen auf komische Weise, schnaubte mit der Nase und erzählte sehr lebhaft, was für Kerle er bringen werde.

»Die reißen dir im Gehen die Sohlen 'runter!«; er fand keinen stärkeren Ausdruck. »Wenn es ganz dunkel wird, bringe ich sie her. Jetzt muß ich aber zurücktraben. Ich habe dort noch mit ein

paar Leuten ein bißchen zu reden und die Lokomotive vorzubereiten. Wenn die Deutschen nicht wären, würde das alles eine Lappalie sein. Der Teufel hat sie hergeführt! Es heißt, sie haben keine Durchfahrt, die Pans haben ihnen den Weg verrammelt . . . Na, ich gehe«, sagte er, eilig aufbrechend.

Er war schon im Flur, als ihm etwas einfiel und er zurückkam.

»Soll ich Ihnen nicht einstweilen ein Gewehr aus der Kammer hierherbringen? Sonst schickt der Teufel noch irgend so ein Aas her, und Sie haben nichts zum Schutz.«

Rajewski nickte mit dem Kopf.

Als Worobejko wiederkam, befanden sich schon Raimund und einige Arbeiter im Hause, darunter ein hochgewachsener blonder junger Mann, den Raimund dem Vater vorstellte.

»Das ist Pszeniczek. Er wird dir von Patlai und den andern Genossen berichten. Ich habe ihn zufällig bei Stepowy getroffen.«

Rajewski drückte dem jungen Mann kräftig die Hand.

»Und das«, sagte flüsternd Raimund, mit den Augen auf die eintretenden Arbeiter deutend, »sind die MG-Schützen. Erinnerst du dich, daß du mir gesagt hast, ich soll dich mit ihnen bekannt machen? Der Hochgewachsene ist Stepowy, der andere, der mit dem Schnurrbart, ist Gnat Werba – alte gediente Soldaten. Das MG haben sie übrigens auseinandergenommen und in Säcken mitgebracht. Wir werden es gleich auf dem Pumpwerk montieren. Einen Gurt haben wir, aber keine Patronen . . . Die übrigen kommen später, wie du befohlen hast.«

Im Zimmer wurde es eng. Der hochgewachsene Arbeiter untersuchte das Gewehr, das Worobejko gebracht hatte.

»Funkelnagelneu! Das Bajonett wird so aufgesteckt: eins, zwei, drei und fertig!«

Rajewski erkundigte sich bei den Arbeitern nach der Stimmung in der Arbeitersiedlung.

Jadwiga lief hinaus, um Olessja zu helfen. Raimund ging ebenfalls in die Küche und forderte Pszeniczek auf, mit ihm zu kommen.

»Hier ist ein neuer Genosse, Olessja. Erinnern Sie sich an ihn?«

Pszeniczek drehte seine nasse Mütze in den Händen, da er nicht wußte, wohin er sie legen sollte. Man hatte ihm bereits von der Verhaftung seines Vaters berichtet. Die Sorge um den Alten ließ ihm keine Ruhe.

»Setzen Sie sich hierher auf die Bank. Es ist zwar eng, aber das müssen Sie schon entschuldigen«, lud ihn Olessja ein und schüttete geschickt die gekochten Kartoffeln aus dem Topf in eine große Schüssel.

Jadwiga begoß das Sauerkraut mit Öl.

Raimund fühlte, daß er dem Mädchen unbedingt von Andrij erzählen müsse.

»Olessja, wissen Sie, wer die Sirene in Gang hält?«

»Nein, weshalb denn?«

»Man sagt, daß es Ptacha ist, der sich im Kesselraum festgesetzt hat.«

Die schwarzen Brauen des Mädchens schwangen sich erschreckt empor. Sie fühlte nicht, daß sie sich an dem heißen gußeisernen Topf die Finger verbrannte.

»Wieso Andrij? Er allein?«

»Ja, Sie haben ihn umzingelt . . . Bis jetzt hält er sie sich vom Leibe.«

Pszeniczek sah Olessja traurig an.

»Wieso denn, Raimund? Warum hat man ihn im Stich gelassen? Was kann er denn allein machen?«

Raimund vermochte ihr nicht in die Augen zu sehen. Er ging aus der Küche.

»Erinnerst du dich, Vater, ich habe dir von Andrij Ptacha erzählt?«

»Ich erinnere mich.«

»Der ist's, der die Fabriksirene in Gang hält. Sie werden ihn umbringen. Erlaube uns, Vater, bitte . . .«

Raimund fühlte, daß Olessja hinter ihm stand.

»Erlaube uns . . . Gleich werden noch mehr Genossen aus der Siedlung kommen. Alle kennen Andrjuscha! Erlaube uns, ihm herauszuhelfen!«

»Ja, es ist schade um den Jungen! Sie werden ihn erledigen«, sagte leise ein hochgewachsener Arbeiter, der an der Tür stand, derselbe, den Raimund als MG-Schützen vorgestellt hatte.

Die Brauen Rajewskis zogen sich zu einer einzigen dichten Linie zusammen.

»Wir haben keine Patronen, und außerdem dürfen wir keine Teilaktionen unternehmen.«

Niemand rührte sich. Raimund stand vor dem Vater wie eine stumme Bitte.

Rajewski blickte in die weitgeöffneten Augen des Mädchens, und sie fühlte, daß er nicht nachgeben werde.

»Mein Gott, haben Sie denn kein Herz?« flüsterte sie kaum hörbar.

Der graue Kopf Rajewskis senkte sich für einige Sekunden müde auf die Hand. Die Enden des Schnurrbarts hingen streng herab. Olessja fiel ein, daß dieser Mensch schon zwei Nächte nicht geschlafen hatte. Und wie viele schlaflose Nächte hatte er bereits hinter sich! Mit welcher Liebe und Verehrung spricht der Vater von ihm . . .

Dieser Mann, der so selten lächelte, war immer gütig zu ihr. Sie schämte sich ihres ersten Gedankens . . .

Das Heulen der Sirene brach plötzlich ab. Einige Sekunden sprach niemand ein Wort. Olessja schluchzte auf und stürzte in ihr Zimmer. Sie fiel aufs Bett und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Jadwiga strich ihr schweigend übers Haar. Das Haus betraten immer neue und neue Leute. Der Maschinensaal des Pumpwerkes, der Schuppen, das große Zimmer und die Küche faßten kaum noch die Ankommenden. Kowallo und Tschobot kehrten zurück, mit ihnen kamen die Eisenbahner.

Alle quälte die Frage, warum die Sirene verstummt war.

»Sie sind also doch zu ihm hineingedrungen!«

Plötzlich erschien Ptacha in der Tür. Hinter ihm Wassiljok.

»Da ist er ja!« riefen alle erstaunt.

Ptacha schien es, daß in diesem Aufruf etwas von Enttäuschung, ja Gereiztheit läge.

»Ptacha, du?« rief Raimund, der aus der Küche gelaufen kam.

»Wer denn sonst?« brummte Andrij, erstaunt über die Menge von Leuten, die sich hier versammelt hatten, und darüber, daß der bewaffnete Worobejko ihn und Wassiljok an der Brücke aufgehalten hatte.

Alle begannen auf einmal zu reden.

»Schau an, da hieß es, er läßt die Fabriksirene heulen, und dabei lungert er hier herum!«

Olessja eilte, als sie den Ausruf Raimunds vernahm, ins Zimmer. Kowallo sah Andrij finster und unzufrieden an.

»Hier sind über dich schon Märchen im Umlauf, du hättest die Sirene in Gang gesetzt, und es stellt sich heraus, daß es nur Geschwätz ist.«

»Das heißt, dort sitzt jemand anders. In der Angst haben dich die blöden Heizer mit jemand verwechselt . . .«

»Wer hat denn aber die Sirene in Gang gesetzt?«

»Ein verteufelter Bursche, wirklich!«

»Ein echter Kämpfer! Ein Prachtkerl! Wirklich ein Jammer, wenn ihn diese Schurken umbrächten«, sagte erregt Rajewski und richtete sich auf.

Andrij wurde es vor Kränkung schwarz vor den Augen. Erschöpft und abgemagert in diesen paar Stunden, stand er da, den Kopf tief gesenkt, völlig durchnäßt und schwarz von Kohlenstaub. Niemand hatte das bemerkt. Es kommt vor, daß Menschen, die durch irgendeine Aufregung abgelenkt sind, Dinge nicht bemerken, die ihnen unter normalen Umständen sogleich aufgefallen wären.

Sofort war Ptacha von allen vergessen. Er war zu einem peinlichen Zwischenfall geworden. Man hatte ihn für einen Helden gehalten, und nun erwies es sich, daß er einfach müßig herumgelungert war. Das erweckte in allen Mißstimmung, ja, sie nahmen ihm sogar ihren eigenen Irrtum übel.

Olessja schämte sich ihrer Tränen, und daß alle sie gesehen und wer weiß was von ihr denken mochten. Daß Ptacha in solche peinliche Lage geraten war, wenn auch ohne seine Schuld, verletzte ihren Mädchenstolz aufs tiefste.

Sie maß die klägliche Gestalt Andrijs mit einem beleidigenden Blick: ‚Was habe ich nur an ihm gefunden? Steht da wie ein Idiot! Wenn er doch wenigstens fortginge!' dachte sie zornig.

Raimund war bemüht, ihrem Blick auszuweichen. Ihm war unbehaglich zumute.

Wassiljok schaute empört hinter dem Rücken seines Bruders hervor. Er verstand nicht, warum sich Andrjuschka das alles gefallen ließ. ‚Die glauben wohl, daß wir überhaupt nicht in der Fabrik gewesen sind? Aber daß ich mir mit der Kohle beinahe die Zehe abgeschlagen habe, das ist vielleicht gar nichts' – aus irgendeinem Grunde dachte er gerade an die Zehen –, ‚und von der Mutter wird's auch noch Prügel setzen', dachte er betrübt, und die Tränen waren ihm nahe. Er begann schon zu schnauben.

Andrij hob den Kopf.

Olessja sah, wie sein Gesicht plötzlich blaß wurde. Er schwankte und griff, um nicht zu fallen, nach der Wand.

‚Was ist mit ihm los? Ist er womöglich betrunken? Das fehlte gerade noch!' dachte Olessja voll Schrecken . . . aber irgend etwas in ihr sprach dagegen. Er begann ihr leid zu tun. Sie ging zu ihm und sagte leise:

»Was stehst du hier herum? Geh in die Küche. Du siehst ja schlimm aus! Ein schöner Held! . . .«

Andrij machte einen Schritt vorwärts und schob sie mit der Hand beiseite.

»So, ihr macht euch noch lustig über mich? Ich habe mein Leben nicht geschont . . . Alle seid ihr davongelaufen und habt mich allein meinem Schicksal überlassen! Ganz allein hab' ich mich mit ihnen 'rumgeschlagen, hab' auf Unterstützung von euch gewartet, aber ihr habt hier tatenlos herumgesessen . . . Und jetzt verhöhnt ihr mich noch . . .« Andrij schluckte die aufsteigenden Tränen hinunter.

Alle schauten ihn aufs neue an. Seine wie eine Saite gespannte Stimme, seine zornige Erregung, sein zerquältes, aufgeregtes Aussehen zwang alle, Andrij mit anderen Augen anzusehen.

Ptacha vermochte nicht weiterzusprechen. Schwankend verließ er das Zimmer, ging in die Küche und weiter in Olessjas Zimmer. Hier ließ er sich einfach zu Boden fallen und lag so halb bewußtlos da. Olessja, die von alledem ganz bestürzt war, bemühte sich vergeblich, eine Erklärung von ihm zu bekommen.

Dafür aber erzählte Wassiljok mit größter Bereitwilligkeit Raimund und Pszeniczek in der Küche von allem, was vorgefallen war. Sie führten den kleinen Augenzeugen zu Rajewski. Nachdem Wassiljok sich ein wenig an die neue Umgebung gewöhnt und sich erwärmt hatte, wiederholte er seine Erzählung, und er verfehlte nicht hinzuzufügen:

»Das Gewehr hat Andrjuschka mitgebracht. Wahrhaftig! Es steht hinterm Schuppen. Sofort bringe ich es.« Und ohne die Zustimmung abzuwarten, verschwand er hinter der Tür.

Bald kam er zurück.

»Da! Es ist geladen.«

Rajewski ging in Olessjas Zimmer. Ptacha lag noch immer am Boden.

Rajewski hob mit beiden Händen seinen Kopf empor. Aus den Augen des Burschen sickerten Tränen.

»Sie sind ein Prachtkerl, Ptacha. Ich nehme meine Worte nicht zurück . . . Und den Genossen müssen Sie ihren Irrtum verzeihen.«

Ptacha ergriff seine Hand.

»Ich war es doch, der die Sirene heulen ließ«, flüsterte er.

»Niemand zweifelt jetzt mehr daran.«

Rajewski fühlte die geschwollenen Finger Andrijs in seiner Hand.

»Was ist mit Ihren Händen geschehen?«

»Ich habe sie mir mit dem kochenden Wasser verbrüht . . .«

»Sie werden hierbleiben und ausruhen. Ich befreie Sie von der Teilnahme am Kampf.«

ACHTES KAPITEL

Das rote Zünglein des Flämmchens leckte den Rand der mit Ochsentalg gefüllten Tonschale.

An der Wand des Korridors schlug der Schatten eines riesigen Vogels gleichmäßig mit den Flügeln.

Die Arme um die Knie geschlungen, starrte Sara wie gebannt auf das winzige Feuerzünglein. Mejer nähte mit Pechdraht einen Stiefelschaft.

Im Kämmerchen nebenan war es still. Dort hatte man sich bereits schlafen gelegt. Mejer hatte sich mit Vorbedacht eine geräuschlose Arbeit gewählt, um sie nicht zu stören. Der alte Vater fühlte sich nicht wohl. All das Mißgeschick – die Aussiedlung, der Umzug – hatten ihn arg mitgenommen. Die alten Kunden werden den Weg hierher nicht machen – es ist zu weit; und neue finden sich nicht so schnell. Den Ruf eines gewissenhaften Schuhmachers kann man nur in Jahren erwerben. An einem neuen Ort muß man wieder ganz von vorn anfangen.

Schwer, sehr schwer ist das, wenn man vierundsechzig Jahre alt ist.

‚Was hat der Vater in seinem langen Leben Gutes und Frohes erlebt?' Sara erinnerte sich seiner Erzählungen. Das Leben des Vaters

erschien ihr wie eine endlose Kette kleiner grauer Holznägelchen, von denen eins dem andern gleicht. Das eintönige Klopfen des Hammers, der Geruch des Leders, der gebeugte Rücken und die Arbeit, die Zuchthausarbeit von der Morgendämmerung bis in die späte Nacht.

Und alles dies seit seinem elften Lebensjahr . . .

Sara kniff die Augen zusammen. Erwartet etwa auch sie, Mejer und Moische, das kleine Rotköpfchen Moische, das gleiche Schicksal? Vor langer, langer Zeit, als sie noch ein kleines Dummerchen war, hatte die Großmutter zu ihr gesagt: »Das Schicksal ist ein rätselhafter Gast, und jedes Mädchen erwartet sein Kommen mit bebender Hoffnung. Dieses Schicksal ist von Gott selbst gesandt. Es ist unabwendbar. Man entgeht ihm nicht. Und man darf mit dem Schicksal nicht hadern. Je demütiger der Mensch es hinnimmt, desto gnädiger erweist es sich ihm gegenüber . . .«

Die Großmutter ist längst gestorben. Vergessen sind ihre Märchen; nicht aufgegangen ist die ins kindliche Köpfchen gelegte biblische Saat. Und wäre jetzt, an diesem kalten Herbstabend, das des Geheimnisvollen entkleidete Schicksal erschienen, Sara hätte vor diesem bösen Sorgenkünder die Tür geschlossen. Sara weiß zur Genüge, daß der Klempner Fahlstock nur deshalb zu ihnen kommt, um ihr das Leben zu vergiften. Er ist so selbstsicher – er hat eine Werkstatt, ist ein solider Freier. Und obgleich seine Mutter eine wahre Furie ist (sie schlägt sogar noch jetzt den Sohn), was kümmert es ihn, wie seine Frau mit dieser Hexe auskommen wird. Er hat drei Arbeiter und ein Haus . . . er braucht eine Frau. Ist Sara vielleicht eine schlechte Braut? Sie wird ihm Kinder gebären und schmackhaften Fisch zubereiten . . . Daß sie in fünf Jahren eine alte Frau sein wird – was ist schon dabei, das ist das Schicksal eines jüdischen Mädchens, dessen Vater nichts besitzt als eben diese Tochter . . .

Jemand klopft leise an die Tür . . . Mejer wandte sich um.

Jetzt zeichnete sich an der Wand das Profil seines zerzausten Kopfes mit der Adlernase ab.

»Das ist Raimund. Er . . . kommt mich holen«, sagte Sara leise und erhob sich.

Raimund brachte den Duft der feuchten Herbstnacht mit sich herein.

»Ich ziehe mich sofort an.« Sara öffnete leise die Tür zur Kammer.

Raimund drückte Mejer die Hand und setzte sich dem Schuster gegenüber auf das Schemelchen des Vaters.

Sara kam, eine Jacke überziehend, herein. Mejer wachste den Pechdraht. Sara sah, daß er ungehalten war.

»Wohin geht ihr im Regen . . . und so spät? Die richtige Zeit habt ihr euch ausgesucht!« Mejer hatte es auf jiddisch gesagt.

Raimund hatte trotzdem verstanden, wovon die Rede war, und er wurde rot. Sara war einige Augenblicke unschlüssig, dann fragte sie ihn leise:

»Kann ich's ihm sagen?«

»Ich weiß nicht«, antwortete beunruhigt Raimund.

»Ich denke, ja«, entschied Sara. »Höre, Mejer, leg einen Moment deinen Draht beiseite!«

»Ich hab' keine Zeit . . . Das ist ein eiliger Auftrag.«

»Mejer, heute beginnt in der Stadt ein Aufstand . . .«

Sie verstummte, als sie sah, wie starr Mejers Augen, die ebenso groß und schwarz waren wie die ihren, auf sie gerichtet waren.

»Ein Aufstand? Woher weißt du denn das? Und . . .« Er vollendete den Satz nicht.

Sara berührte seine Schulter.

»Mejer, vielleicht kommst du mit uns?«

»Wohin?«

»Wenn du mitgehst, werden wir es dir sagen.«

Mejer blinzelte hastig, seine Lippen verzogen sich schmerzlich.

»Ich gehe nirgendwohin!« sagte er und zog den Pechdraht heftig an.

Der Schattenvogel an der Wand schlug mit einem Flügel.

»Auch du wirst nicht gehen . . . Leg dich schlafen . . .! Und ihm sag, daß er nicht mehr hierherkommt . . . Ja, ja, er soll nicht mehr kommen! Ich will nicht, daß sie dich hängen«, flüsterte er verängstigt und böse.

Raimund horchte auf die ihm unverständlichen Worte, bemüht, ihren Sinn zu erraten. Aus einer kaum merkbaren Bewegung Mejers nach seiner Seite, erriet er, daß die Rede von ihm war.

»Nun, dann bleib hier, aber ich gehe. Ich habe nicht gedacht, daß du solch ein . . .« Sie hatte sagen wollen »Feigling bist«, aber sie brachte das Wort nicht über die Lippen.

Der Leisten mit dem Stiefelschaft fiel von Mejers Knien zu Boden. Erschrocken schauten alle zur Tür.

»Wenn du doch nur an deine Familie denken wolltest . . . an den Vater! Was willst du eigentlich? Daß sie uns alle umbringen? Hast du denn kein Gewissen? Was hast du dort zu suchen?« flüsterte er in zunehmender Erregung.

»Gewissen? . . . Ich will leben, Mejer. Leben will ich! Ist das etwa gewissenlos?«

»Ha! Leben willst du? Und gehst in den Tod . . .«

»Ich kann so nicht weiterleben! Ewig hungern und im Elend vegetieren . . . Daß einem jeder, der das Geld und die Macht hat, mit dem Stiefel mitten ins Herz treten kann . . . Sag mir, wozu soll man wie ein elender Wurm leben, den jeder von diesem Geschmeiß zertreten kann? Lieber will ich auf der Straße sterben!« sagte Sara leidenschaftlich erregt in dem gleichen Flüsterton.

»Wer hat dich das gelehrt?«

»Das Leben hat mich das gelehrt, dieses verfluchte Leben . . .«

»Klügere Leute als du haben nichts daran ändern können, und du glaubst, du vermöchtest die Welt umzukrempeln?«

Sara stand auf.

»Sie haben nichts ändern können? Du wartest darauf, daß es irgend jemand für dich tut. Aber du selbst wirst vor den Spielmanns und Barankiewicz' auf dem Bauch kriechen! Du wirst das Schicksal verfluchen und mit der Faust drohen, wenn es niemand sieht . . . Wir aber wollen Schluß mit ihnen machen! Es sind ja doch auch deine Feinde. Warum fürchtest du, die Hand gegen sie zu erheben? Wo ist denn dein Gewissen?«

Mejer sah sie gereizt an.

»Mein Gewissen – ist die Familie.« Er knetete nervös mit den mageren Fingern ein Klümpchen Pech. »Ohne uns werden sie vor Hunger krepieren. Verstehst du? Krepieren! Und niemand wird ihnen helfen . . . Wenn du gehen willst – geh!« Erbittert wies er mit der Hand nach der Tür. »Geh, geh! Ich bin ein Jude, ein armer Schuster . . . Ich habe keine Heimat, für die ich das Leben hergeben müßte . . . Als es einen russischen Zaren gab, haben sie mich gejagt wie einen Hund. Dann kamen die Deutschen – da war es genau so. Jetzt sind die Polen an der Macht, und es gruselt einen, auf die Straße zu gehen. Nun, und wenn an ihrer Stelle die Hetmanschen

Haidamaken treten, wird es dann etwa leichter für uns werden? Ich weiß nicht, was das für ein Aufstand ist, und wer wen verjagen will. Ich weiß nur, daß ein Jude zu Hause sitzen soll . . .«

»Diese Nacht nehmen die Arbeiter den Kampf auf.«

»Die Arbeiter?« fragte Mejer verwirrt zurück.

Vom Bahnhof her ertönte das langgezogene Pfeifen einer Lokomotive, verstummte einen Augenblick und wiederholte sich dreimal kurz hintereinander. Diese Signale drangen gedämpft, wie aus weiter Ferne, heran. Raimund erhob sich eilig.

»Leb wohl, Mejer«, sagte Sara erregt.

»Du gehst also?« Mejers Stimme zitterte.

»Ja.«

Mejer sah sie schmerzlich an. Sara zögerte noch einige Augenblicke.

»Man wird euch niedermetzeln. Womit werdet ihr gegen sie vorgehen?« murmelte er kaum vernehmbar.

Dann bückte er sich erregt, nervös mit den entzündeten Augenlidern zwinkernd, und hob vom Boden ein Schustermesser mit Ledergriff auf.

»Nimm wenigstens das . . .«

Die Tür schloß sich hinter ihnen. Lange saß Mejer unbeweglich. Die quälenden, schlimmen Gedanken ließen ihn nicht los.

Stehend, eng aneinander gedrückt, hatten im Zimmer etwa fünfzig Mann Platz finden können. Die übrigen standen im Hof, auf der Außentreppe und in der Tür zum Maschinenraum. Sie alle hatten Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten.

Olessja hatte das Fenster, das dem Bahnübergang zugewandt war, mit einer Decke verhängt.

Andrij, der auf Geheiß Kowallos einen trockenen Anzug von diesem angezogen hatte, stand zusammen mit anderen in der Küche. Auch für Wassiljok hatte Olessja ein paar Hosen vom Vater gefunden; sie gab ihm ihren alten Sweater, und er war gerade eifrig bemüht, ein Paar Strümpfe von ihr anzuziehen. Neben ihm standen auch Schuhe von Olessja. Die nassen, schmutzigen Sachen der beiden Brüder hatte Olessja in die Rumpelkammer geworfen.

»Na, sind die aber lang!« ächzte Wassiljok.

Er hatte es eilig. Er wollte hören, was der große Onkel mit dem grauen Schnurrbart sprach.

»Ich glaube, liebe Freunde, es ist nicht nötig, viele Worte zu machen«, sagte Rajewski. »Jeder von euch ist freiwillig hierhergekommen, jeder weiß, wozu. Also, Genossen, laßt uns den festen Entschluß fassen: wer dem Kampf nicht gewachsen ist, der mag gehen. Aber diejenigen, die bleiben, die entschlossen sind, diesen Räubern, diesen unseren Erzfeinden den Garaus zu machen, die sollen ihr Arbeiterwort geben, im Kampfe auszuharren.« Rajewski schwieg. »Wer aber davonläuft . . .«, er schaute in die Gesichter der Genossen, als erwarte er von ihnen die Antwort.

»Der wird erschossen!« schloß statt seiner Stepowy.

Rajewski ließ seine Augen auf ihm ruhen.

»Ja, wer davonläuft, der ist nicht nur ein Feigling, sondern auch ein Verräter.«

Rajewski stand am Fenster, die Hand auf das Gewehr gestützt. Er sprach, ohne die Stimme zu heben, beherrscht wie immer, jedes Wort deutlich betonend, jeden Satz überlegend, in dem Bemühen, seine Gedanken möglichst klar und einfach auszudrücken.

Und dadurch, daß dieser kraftvolle, breitschultrige Mann mit den wissenden Augen so ruhig war, wurde auch bei den andern das Vertrauen in die eigene Kraft gestärkt. Das Anziehende dieses Menschen lag in seiner Schlichtheit, der jede Pose fremd war, in seinem unerschütterlichen Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache, so charakteristisch für Menschen, die ihr ganzes Leben dem revolutionären Kampf geweiht haben.

Kowallo sah auf die Uhr.

»Sigismund, es ist Zeit.«

Rajewski setzte die Mütze auf.

»Ja, Freunde«, sagte er laut, »es ist besser, sich nochmals zu bedenken und rechtzeitig fortzugehen, als später davonzulaufen.«

Niemand rührte sich.

Besorgt musterte er seine Kampfgefährten von Kopf bis Fuß.

Es war unverkennbar, daß die meisten von ihnen nicht an der Front gewesen waren. Das Gewehr hielten sie verkehrt herum, den Riemen hatten sie so fest angezogen, daß sie die Hand nicht durchstecken konnten. Aber an den Gesichtern sah man: sie werden sich schlagen! . . . Der stupsnasige Bursche dort zum Beispiel, mit der

tief über die Ohren herabgezogenen Mütze, drückt das Gewehr an sich, als wäre es sein Mädchen. Die Augen blicken ernsthaft, aber die naiven, kindlich geschürzten Lippen verraten seine achtzehn Jahre.

Ein weiter hinten stehender hagerer Arbeiter in einer Ledermütze antwortete für alle:

»Da gibt's nichts mehr zu überlegen. Wer schwache Nerven hat, ist sowieso schon zu Hause geblieben. Und wer hergekommen ist, der hat's nicht getan, um wieder umzukehren.«

Rajewski warf das Gewehr über die Schulter.

»Freunde, teilt den übrigen im Hof und überhaupt allen unsern Entschluß mit. Das Revolutionskomitee hat mich zum Kommandeur ernannt. Und ihr wählt zwei Stellvertreter«, sagte Rajewski.

»Tschobot!«

»Stepowy!«

»Gibt es noch andere Vorschläge?«

»Nein!«

»Dann brechen wir auf! Diejenigen, die Patronen haben, marschieren voran. Wir nehmen das Munitionslager, von da aus geht's in die Siedlung und dann zum Gefängnis. Kennt jede Zehnergruppe ihren Kommandeur?«

»Na, sicher!«

»Wir wissen Bescheid!«

Hundertdreiundsechzig Mann marschierten in die nächtliche Dunkelheit hinaus. Das Geräusch ihrer Schritte vermischte sich mit dem Rauschen des Regens und dem Pfeifen des Windes.

Kowallo verließ als letzter das Haus. Er umarmte nicht einmal seine Tochter – es war ihm peinlich, es in Jadwigas und Ptachas Gegenwart zu tun.

‚Sie werden sagen: der Alte wird zur unrechten Zeit rührselig. Er könnte gar noch Tränen vergießen.' Er warf einen Blick auf das vertraute Zimmer und sagte – auf seine Füße schauend – mit gespielter Gleichgültigkeit:

»Brauchst keine Angst zu haben, mein Töchterchen. Zum Mittagessen sind wir zurück. Machst uns Bratkartoffeln, nimmst Gurken heraus . . . Na, bleib gesund . . .«

Auf der Schwelle sah er sich noch einmal um. Olessja standen die Augen voller Tränen.

»Na, das fehlte noch! Ich hab' doch gesagt, zum Mittagessen sind wir wieder da . . .« Und hastig fügte er hinzu: »Du, Andrij, sieh hier nach dem Rechten! Schließ die Tür, und laß niemand herein. Ich würde dir ja eine Waffe zurücklassen, aber das macht's nur schlimmer. Das Beil ist dort, im Flur . . .« Auf den Treppenstufen sagte er leise zu Andrij: »Sollte die Sache schief gehen, nimmst du Olessja, Jadwiga Bogdanowna, packst etlichen Kram zusammen und verziehst dich mit ihnen nach Sosnowka.«

»Und was wird aus dem Haus?«

»Ach, zum Teufel damit! Wenn wir geschlagen werden, dann ist hier sowieso unseres Bleibens nicht. Gib auf das Mädel gut acht . . .«

»Grigori Michailowitsch, ich . . .«

»Ich weiß, daß du . . . also, gib acht. Wenn mir aber . . .«

Kowallo verstummte. Sie waren schon an der Pforte. Andrij konnte den Alten nicht mehr sehen.

»Dann sei du ihr ein Bruder . . .«

Durch das Rauschen des Regens drang kaum vernehmlich an sein Ohr:

»Ich habe niemand außer ihr . . .«

»Auch ich habe außer . . .«

»Nun, wir werden dann schon sehen, vorläufig aber . . . gib acht.«

Andrij kehrte ins Haus zurück. Er wollte die Tür verriegeln – er vermochte es aber nicht. Zum erstenmal verspürte er unerträgliche Schmerzen in den Fingern.

»Olessja, mach zu, mir sind die Hände geschwollen, zum Teufel nochmal!«

Sie löschten das Licht im großen Zimmer aus. Jadwiga setzte sich ans Fenster. Fährt auf der Strecke zur Fabrik die Lokomotive mit einem offenen Güterwagen vorbei, so bedeutet das, sie haben sich der Munition bemächtigt.

Sigismund hatte den Frauen befohlen zu bleiben. Hätte sie mit ihm gehen können, sie wäre ruhiger gewesen. Es stand ihnen eine qualvolle Nacht bevor, eine Nacht voll banger, unruhiger Erwartung . . .

»Zeig mir deine Hände! Mein Gott, warum sagst du denn kein Wort?« rief erschrocken Olessja.

Sie brachte schnell ein von Miecielski zurückgelassenes Paket und begann mit vor Mitgefühl schmerzlich verzogenem Gesicht vorsichtig Andrijs verbrühte Finger zu verbinden, von denen die Haut in Fetzen herunterhing.

Wassiljok war eingenickt.

»Geh in die Küche, leg dich auf die Bank schlafen«, sagte Andrij zärtlich.

Wassiljok schüttelte den Schlaf ab.

»Vielleicht soll ich doch nach Hause gehen? Die Mutter wird mich verhauen. ‚Wo hast du dich den ganzen Tag herumgetrieben?' wird sie fragen«, sagte der Junge bedrückt.

»Nichts wird dir passieren. Leg dich schlafen, und morgen gehen wir zusammen. Ich hab' dir doch gesagt, daß dich niemand anrühren wird! Wenn man dich so hört, möchte man glauben, daß unsre Mutter weiter nichts tut als hauen.«

»Dir tut sie nichts, aber ich kriege jedesmal was ab . . .«

»Ja, was willst du eigentlich? Soll man dir für deine tollen Streiche noch das Köpfchen streicheln?«

Wassiljok fuhr beleidigt mit dem Ärmel über die Nase und ging schweigend in die Küche . . . Kaum hatte er die Bank erreicht, war er auch schon eingeschlafen.

Andrij beobachtete mit zusammengebissenen Lippen, wie Olessjas geschickte Finger, seine Hand behutsam berührend, die leblosen Hautfetzen entfernten und die Finger mit einem schneeweißen Verband umwickelten. Der Bequemlichkeit halber hatte sie sich auf den Boden gesetzt. Andrij schaute von oben auf sie herab und sah, wie jede seiner Schmerzensgesten ein Zucken ihrer herrlichen Wimpern und ihrer zarten Mädchenlippen hervorrief, die so frisch und verlockend waren in ihrer Unnahbarkeit. Nie hatte Andrij sie geküßt. Er hatte es nicht gewagt, wußte er doch, daß sie nicht die geringste Freiheit verzeihen werde. Und er hatte gewartet und sein Verlangen bekämpft, um ihre Freundschaft zu erhalten.

Olessja war mit dem Verbinden fertig. Sich nach der Schere bükkend, um die Enden der Binde abzuschneiden, sagte sie:

»Du bist aber geduldig . . .«

Einen Augenblick sah Andrij im Ausschnitt ihrer Bluse ihre Brüste, was ihm Unruhe und Schmerz verursachte. Dieser Anblick,

an dem er ganz schuldlos war, verwirrte ihn. Und eine tiefe Traurigkeit erfüllte sein Herz.

»Was ist dir? Hab' ich dir weh getan?«

»Ja, aber ich werde nicht mehr . . .«

»Siehst du, wie ungeschickt ich bin. Hab' dir weh getan und hab's nicht einmal bemerkt . . .«

Andrij schwieg.

»Leg dich hin, ruh dich aus, und ich gehe zu Jadwiga Bogdanowna. Also, ich lösche das Licht aus . . .«

Lange saß er noch am Tisch, den Kopf in die Hand gestützt, ganz im Bann seiner traurigen Gedanken, dann ließ er sich müde auf den Boden nieder, auf das von Olessja hergerichtete Lager, und versuchte zu schlafen.

‚Warum habe ich mich nur an sie gehängt? Als ob es außer ihr keine hübschen Mädchen auf der Welt gäbe.'

Andrij hätte sich gern eingeredet, daß an Olessja nichts Besonderes sei. ‚Es gibt schönere als sie. Zum Beispiel Pascha Sologub oder Marina Konopljanskaja. Feurige Mädel! Und zärtlich! Mit ihnen konnte man sich auch mal einen Spaß erlauben . . . Und überhaupt – gab es denn wenig hübsche Mädchen? – Aber nein, er mußte sich gerade an diese hängen! Sie lacht ihn aus, neckt ihn, kommandiert mit ihm herum . . . Mit keinem Finger darf man sie anrühren! Und er erträgt das alles, er, nach dem sich noch ganz andere Mädels die Augen ausschauen.'

Diese Betrachtungen verstimmten Andrij noch mehr.

‚Das ist schon – wie es scheint – mein Unstern. Alles geht schief bei mir.'

Er versank in Halbschlummer, aber der Gedanke, der ihn beunruhigte, kehrte als schnell vorüberhuschendes Traumbild wieder. Da waren die wundervollen dichten Wimpern des Mädchens, ihre mutwilligen Augen mit den spöttischen Fünkchen . . .

Die beiden Frauen standen voller Qual und Aufregung schweigend am Fenster.

Jadwiga riet Olessja, ein wenig zu schlafen:

»Ich werde euch wecken, wenn ich irgend etwas höre.«

In der Küche schnarchte süß schlummernd Wassiljok.

Olessja ging auf Zehenspitzen ins Zimmer. Die Stille im Hause bedrückte sie. Sie fand keine Ruhe.

Die Gefahr hatte sich hier eingenistet, genau seit dem Tage, an dem der Vater sich zum erstenmal mit Rajewski traf. Olessja liebte den Vater zärtlich und von ganzem Herzen. Der Gedanke an ihn verließ sie nicht.

Vorsichtig, um Andrij nicht zu wecken, legte sich Olessja aufs Bett.

Aber Ptacha schlief nicht. Ihm brannten die Hände.

»Schläfst du nicht?« fragte leise Olessja, die seine Bewegung bemerkt hatte.

»Nein.«

»Schmerzen die Hände?«

»Ach was, die Hände! Das Herz gibt mir keine Ruhe.«

Er setzte sich am Boden auf und neigte traurig den Kopf über die Knie.

»Was meinst du damit?« Olessja beugte sich zu ihm herab.

»Daß es im Leben kein Glück gibt. Nichts als Kränkungen . . . Weiß der Teufel, wozu die Menschen überhaupt auf der Welt sind! Wohin man sieht, nichts als Ungerechtigkeit . . .«

Olessja setzte sich ebenfalls auf. Er fühlte ihre Nähe. Ein unüberwindliches Verlangen, sich alles von der Seele zu reden, hatte ihn gepackt.

‚Ich sage ihr alles und gehe fort! Sollen sie mich dort umbringen.'

Er streckte die Hand aus, um sich zu erheben, und berührte ihr Knie. Sofort legten sich Olessjas Hände auf seine verbundene Hand. Bemüht, ihm keine Schmerzen zu bereiten, nahm sie behutsam seine Hand von ihrem Knie.

Andrij vergaß alles: sowohl die Kränkung wie die Vorwürfe. Ihn erfüllte nur das Verlangen nach einer zärtlichen Berührung oder wenigstens einem guten Wort von diesem geliebten, wundervollen Mädchen, das ihm so teuer war.

»Olessja«, sagte er traurig mit leiser Stimme. »Olessja, warum bist du so zu mir?«

»Wovon sprichst du?«

»Olessja, es gibt für mich kein anderes Glück als dich . . .«

Er umfaßte ihr Knie. Sie war außerstande, ihm zu wehren. Wie hätte sie diese wunden Hände fortstoßen können?

»Andrij!«, flüsterte sie warnend.

Er berührte ihr Knie mit den Lippen. Das grobe Gewebe beleidigte ihn. Alles vergessend, selbst den Schmerz, zerknüllte er es mit der verletzten Hand.

»Andrij! . . .«

Aber schon küßte er ihr Knie, und sie hatte nicht die Kraft, es zu verhindern. Vollkommen überrascht, tief beunruhigt durch diesen Leidenschaftsausbruch, verlor Olessja völlig den Kopf, sie wußte nicht, was sie mit diesem verrückten Burschen machen sollte.

»Olessja, mein Sonnenschein . . .«

Erregt stand Olessja jäh auf. Andrij gab sie frei. Wortlos ging sie hinaus zu Rajewskaja.

‚Ach, was habe ich angerichtet? Jetzt ist alles aus. Nun, meinetwegen!' Andrij machte eine verzweifelte Bewegung mit der Hand.

Ein heftiger Schmerz brachte ihn zur Besinnung. Er fiel auf sein Lager nieder. Sein Herz hämmerte.

‚Alles geht schief mit mir – wie immer. Meinetwegen. Morgen gehe ich fort und werde sie nie mehr wiedersehen', sagte er sich, und glaubte selbst nicht daran. ‚Erst wenn sie dir eine 'runterhaut, wirst du vielleicht doch gehen. Und auch dann werden wir es uns noch überlegen . . . Daß du es aber noch so weit bringen wirst, ist jetzt schon vorauszusehen.'

‚Was soll sie nur von mir denken?'

Die Kameraden sind in den Kampf gegangen. Vielleicht sogar in den Tod . . . Das Mädel ängstigt sich um den Vater, und er beunruhigt sie noch. Er konnte keinen passenderen Moment finden.

Er schämte sich seines Gefühlsausbruchs.

‚Aber wann hätte ich es ihr sagen sollen? Vielleicht bin ich morgen schon nicht mehr am Leben.' War er nicht heute wie durch ein Wunder dem Tode entronnen?

Von irgendwoher in großer Entfernung ließ sich ein schwaches Knattern vernehmen. Andrij horchte auf. Dann richtete er sich auf den Knien hoch.

‚Es hat, scheint's, angefangen?' fuhr es ihm durch den Kopf. Er stand auf. Vorsichtig, mit vorgestreckter Hand, tappte er zur Tür.

Im Zimmer preßten die beiden Frauen ihre Gesichter eng an die Fensterscheiben.

»Ich bin's«, sagte Andrij, der sich am Tisch gestoßen hatte.

»Ich werde das Klappfensterchen öffnen«, flüsterte Jadwiga.

Der Geruch von Feuchtigkeit drang herein. Es regnete noch immer. Es war dunkel und still. So standen sie lange zu dritt – gespannt und schweigend.

»Seht doch die Lichter! Das ist die Lokomotive! Es ist also geglückt«, rief Olessja.

Durch das undurchdringliche Dunkel glühten zwei Augen. Es schien, als ob dort oben ein Ungeheuer prustend und fauchend dahinkröche.

Sie lauschten dem sich weiter und weiter entfernenden Dröhnen.

Die Stadt schlief.

Plötzlich tönte durch das Rauschen des Regens und das Rieseln des Wassers ein kurzes Knattern, und einige Augenblicke später schien es, als werde eine Handvoll Steine auf ein Blechdach geschleudert.

Es war, als liefe ein unsichtbarer Wächter durch die Siedlung, der die Menschen weckte, an die Fensterläden pochte und alle auf die Beine brachte. Aber die stummen, menschenleeren Straßen begannen zu sprechen. Lichter flammten auf. Niemand war zu sehen, allzu laut begannen sie zu sprechen. Wie fest auch Sergeant Kobylski schon geschlafen haben mochte, diese Stimmen weckten auch ihn. Barfüßig sprang er aus dem Stabsgebäude heraus. Ihm stand der Sinn nicht nach Stiefeln und Mantel, sondern nur danach, mit heilen Knochen davonzukommen.

Fensterscheiben fielen klirrend herab. In den Straßen brodelte es. Auf dem Blechdach des Stabes trommelte jemand einen wilden Tanz.

Direkt vor Kobylskis Gesicht blitzte etwas auf und knallte ohrenbetäubend.

Er rannte hin und her und lief geduckt über die Straße in den gegenüberliegenden Torweg.

In den regellosen Lärm mischte sich ein gleichmäßiges heftiges Tacken. Das kam von Stepowy, der von einer Seitengasse aus das Gefängnistor mit Maschinengewehrfeuer bestrich.

»Vorwärts, Freunde!« tönte die machtvolle Stimme Rajewskis.

Raimund lief neben dem Vater über den Platz, besorgt, ihn in der undurchdringlichen Finsternis aus den Augen zu verlieren. Am Tor wäre er fast gefallen; er stolperte über irgendeinen Körper und

stürmte dem Vater nach in den Hof. Am Eingang des Gefängnisgebäudes brannten Laternen.

Aus der Tür wurde geschossen. Der Vater eilte dorthin. Hinter ihm das Stampfen von Stiefeln. Wilde Schießerei. Bajonettgeklirr. Irgend jemand floh, es wurde jemand gestellt . . . Schreie . . . Kurzes Handgemenge an der Tür . . .

Raimund schlug mit dem Bajonett auf einen Legionär ein, der auf den Vater angelegt hatte.

»Schlagt die Schlachta[1]! Haut sie zusammen«, brüllte Tschobot und drang in den Korridor ein.

Die Legionäre stoben nach allen Seiten auseinander, um sich vor seinem Bajonett zu retten. Rajewski lief bereits die Treppe hinauf. Ihm kam ein junges Bürschchen zuvor, die Mütze keck auf dem Ohr.

Tschobots Baß dröhnte durch den Korridor:

»He, Patlai, wo bist du? Antworte doch! Wir haben sie geschlagen . . . Patla–a–a–i!«

Dziobek rannte auf dem Hinterhof hin und her. Er hatte sich im Laufen die Schulterstücke abgerissen. In ihm hämmerte nur ein Gedanke: ‚Alles ist aus . . . Gleich werden sie hier sein. Wohin fliehen?'

Weiter ging es nicht – er war in eine Sackgasse geraten.

Er sauste in die Latrine. Das Entsetzen jagte ihn in die ekelerregende, stinkende Grube. Er kroch in die widerliche Jauche und versteckte sich unter den Brettern. Er hatte das Gefühl, daß er gleich ersticken müsse vor unerträglichem Gestank. Aber ihn beherrschte ein Gedanke – leben!

Die Kanzlei des Gefängnisdirektors wurde zuletzt genommen. Hierhin strömten alle. Hier fanden sie die befreiten Przygodzki, Patlai und Zibulja, jenen Bauernrecken, mit dem Przygodzki die Diskussion in der Zelle gehabt hatte.

Stepowy und der andere MG-Schütze, Gnat Werba, waren am Tor geblieben.

Gnat hatte jetzt sein eigenes Maschinengewehr, das er von den Legionären bei der Erstürmung des Gefängnisses erbeutet hatte. Der kraftstrotzende Werba machte sich damit zu schaffen.

»Nehmen Sie mich zu sich«, sagte verlegen Sara zu ihm, »ich werde alles tun, was Sie mir auftragen.«

[1] Polnischer Adel. *Die Red.*

Werba, der neben dem Maschinengewehr hockend prüfte, ob das MG sich frei nach allen Richtungen bewegen ließ, sah sie erstaunt an.

Nach kurzer Überlegung erwiderte er überzeugt:

»Das ist keine Weibersache! Ein MG ist keine Nähmaschine, Fräulein.«

Sara ging, von dieser Antwort beleidigt, fort.

»Warum haben Sie sie gekränkt?« sagte Raimund vorwurfsvoll zu Werba.

Pszeniczek kam mit einer Gruppe Arbeiter auf ihn zugelaufen.

»Ausgerückt, verfluchte Bestie!« schrie er wütend.

»Wer ist ausgerückt?« fragte Stepowy.

»Na, dieser Schurke mit der Vogelnase . . . Wie heißt er doch? . . .« Er besann sich: »Dziobek! Überall haben wir gesucht – vergeblich! Und die Gefangenen sagen, er ist hier gewesen.«

Werba zog den Patronengurt ein und setzte sich bequemer.

»Stepowy, gleich gebe ich eine Probesalve über die Dächer weg . . .«

Und schon knatterte das MG.

»Alles in Ordnung.«

Stepowy fluchte.

»Pszeniczek, lauf in die Kanzlei! Sag, daß es nur eine Probe war. Sonst ist alles ruhig. Die Pans sind noch nicht zur Besinnung gekommen . . .«

Schon im Korridor hörte Pszeniczek Rajewskis Stimme:

»Der Vorschlag, sich in der Fabrik und im Gefängnis festzusetzen und den Anmarsch der Sosnowker und Cholmjansker abzuwarten, taugt nichts! Man muß rasch handeln, sie nicht zur Besinnung kommen lassen. Bis zum Morgen muß die Stadt in unseren Händen sein. Jetzt, wo sie den Kopf verloren haben, muß man ihnen Schlag auf Schlag versetzen. Vergeßt nicht, daß die Hälfte der Legionäre auf dem Gut ist. Bald werden sie hier anrücken.«

Er wurde von einigen Stimmen unterbrochen.

Sie alle aber wurden von Tschobots Baß übertönt.

»Stimmt! So ist's recht: wenn man schon zuschlägt, dann bis zur Besinnungslosigkeit. Jagen wir die Pans zum Bahnhof!«

Alle brachen auf. Rajewski erteilte die letzten Befehle.

»Die Fuhrwerke mit den Gewehren hierherbringen! Wer von den Verhafteten es wünscht, kann sich bewaffnen . . . Sie, Genosse Zibulja, nehmen sich in der Fabrik ein Pferd und reiten nach Sos-

nowka. Schtschabel ist dort irgendwo steckengeblieben ... Ihre Leute können hierbleiben und uns helfen. Sie werden gleich Waffen bekommen. Tschobot, Sie nehmen fünfzig Mann und rücken vom Markt bis zum Fluß vor. Drängen Sie sie zum Bahnhof. Und wir werden die Stadtverwaltung angreifen ... Haltet die Verbindung aufrecht. Vergeßt die Parole nicht und denkt daran, daß das Revolutionskomitee seinen Sitz im Betrieb hat.«

Alle wandten sich zur Tür. Przygodzki trat an Rajewski heran.

»Und wohin mit mir, Genosse ... Chmury?«

Sein ganzes Gesicht war voll dunkler Schrammen.

»Haben Sie das hier bekommen?« fragte Rajewski kurz, auf die blauen Flecke weisend.

»Ja«, antwortete Przygodzki finster, »gestatten Sie mir, bei Ihnen zu bleiben?«

»Gut.«

»Vielleicht gehen wir erst mal gegen das Gut vor, Genosse Kommissar. Dort kriegen wir die ganze Brut zu fassen. Wenn wir mit denen Abrechnung gehalten haben, dann geht die Sache noch mal so munter«, sagte er mit dumpfer Stimme.

Rajewski fühlte, welch unerträglicher Haß Przygodzki diesen Vorschlag eingegeben hatte.

»Nein, das geht nicht. Zuerst nehmen wir die Stadt, dann erst ...«

Przygodzki nahm schweigend das Gewehr und legte voll Erbitterung das Koppel mit der Patronentasche um.

Im Korridor wurde Rajewski von Zibulja erwartet.

»Sie sind also hier wohl der Älteste?« fragte er.

»Ja, sozusagen«, lächelte Rajewski.

»Also, jetzt gleich werde ich nicht nach Sosnowka reiten. Sonst gerate ich denen noch bei Nacht in die Klauen ... Wir werden Ihnen hier noch ein bißchen helfen, und mit Tagesanbruch mache ich mich dann auf den Weg. Bis dahin wird es schon klarer sein, wie die Sache läuft.«

‚Ein umsichtiger Bauer', dachte Rajewski.

»Von ihren Bauern, die im Gefängnis gesessen haben, werden sich so zwei Dutzend zusammenfinden, da können Sie also das Kommando übernehmen.«

Zaremba drehte wütend die Telephonkurbel.

»Hallo! Hallo!« brüllte er, den Hörer mit der Hand umschließend.

Das Schießen kam näher.

»Hallo! Ist dort das Gut? – Sie melden sich nicht, die Hundesöhne! Haben sich selbst in Sicherheit gebracht, und unsereins muß hier alles ausbaden ... Hallo! Gutshof! Kein Ton ...« Zaremba fluchte lästerlich.

In der Tür erschien Wrona mit einer Parabellumpistole in der Hand.

»Lassen Sie doch den Hörer sein, Leutnant. Die haben ja die Leitung durchgeschnitten. Kommen Sie schnell.«

Klirrend fielen einige Fensterscheiben heraus.

»Sehen Sie, wir müssen die Stadtverwaltung räumen, sonst würgt man uns hier ab wie in einer Mausefalle. Wir ziehen uns zum Bahnhof zurück. Diese Bestien umgehen uns vom Markt her. Nehmen sie uns in die Zange, kommen wir nicht mehr heraus ... Mogielnicki ist auch gut. Hat die angenehme Gewohnheit, nach Hause zu reiten. Und die Hälfte der Abteilung muß seine werte Person schützen«, wütete Zaremba, während sie die Treppe hinunterliefen.

»Jeder ist sich selbst der Nächste«, antwortete Wrona.

Auf der Straße blieb Zaremba stehen.

»Bedenken Sie nur, Hauptmann, mit wem wir den Kampf führen müssen! – Mit diesen Rotznasen da? Schöne Soldaten, psia krew!«, und wütend spuckte er aus.

»Daß das ein Dreck ist, das ist richtig, Leutnant. Hätte ich eine Kompanie Bayern, würde ich dies Pack schnell zur Räson bringen.«

Zaremba packte ihn am Ärmel.

»Halt! Und wenn wir wirklich die Deutschen um Hilfe bäten?«

Das Schießen wurde stärker.

»Die werden nicht kommen. Nur, wenn wir sie provozieren könnten ...«

Einige Legionäre kamen auf sie zugelaufen.

»Sie sind schon in Priretschnja, Herr Leutnant«, teilte keuchend einer von ihnen mit.

»Maul halten!« herrschte ihn Zaremba an. »He, ihr da! Wohin rennt ihr, Hunde, verfluchte? ...«

Ganz in der Nähe knatterte ohrenbetäubend ein Maschinengewehr los. Über ihren Köpfen zischten Kugeln.

Jetzt begannen auch Zaremba und Wrona zu laufen. Vor ihnen türmten in einem wirren Haufen die Legionäre. Und hinter ihnen tönten die Schüsse immer näher und näher.

Auf dem Bahnhofsplatz hielten Zaremba und Wrona an.

»Man muß diese Feiglinge aufhalten!« schrie Wrona.

»Hierher, zu mir! Zu mir!« brüllte Zaremba und schlug den ersten, der ihm in den Weg lief, mit dem Revolver über den Schädel. »Wohin läufst du? Halt, sag' ich dir! Ich werde dich ausreißen lehren, du Hundesohn!«

Der Geschlagene winselte:

»Schlagen Sie nicht, Herr Leutnant, ich bin's!«

Zaremba fluchte.

»Unterleutnant Zajączkowski! Wo sind Ihre Soldaten, he? Wo Ihre Soldaten sind, frage ich? Ein Rotzjunge sind Sie, aber kein Offizier . . . Vorwärts, marsch!«

Nicht weit von ihnen fing Wrona ebenfalls Flüchtende ab. Allmählich stellten sie eine gewisse Ordnung her, besetzten den Bahnhof und eröffneten von dort aus Gegenfeuer.

NEUNTES KAPITEL

Im Speisezimmer der Familie Mogielnicki saß man beim Abendessen.

Edward, der eben heimgekommen war, berichtete von den Vorgängen in der Stadt. Die Anwesenheit der Diener legte ihm einen gewissen Zwang auf.

Dafür führte Wladyslaw das große Wort mit der ihm eigenen Überheblichkeit.

»Die haben für ein ganzes Jahr genug! Ja, wir haben ordentlich durchgegriffen.«

Ludwika saß schweigend da und aß fast nichts.

Barankiewicz, der in der Erregung die Buchweizenfüllung des Spanferkels verschüttete, klagte dem alten Grafen sein Leid.

»Was ich mit den Zuckerrüben anfangen soll, weiß ich nicht. Und gar erst mit dem Zucker . . . Wohin mit dem Zucker? Ja!« – Plötzlich fiel ihm etwas so Unangenehmes ein, daß er sich gar ver-

schluckte. »Wissen Sie«, wandte er sich an Edward, »heute ist mir ein Wisch überbracht worden, in dem irgend so ein Verpflegungsunteroffizier von dem deutschen Militärzug befiehlt, umgehend sechs Waggons Zucker zu verladen und sie den Deutschen zuzustellen . . . Wie gefällt Ihnen das . . .? Sechs Waggons Zucker! Na, wissen Sie, das geht mir schon über die Hutschnur.«

Edwards Gesicht verfinsterte sich.

»Und was gedenken Pan Barankiewicz zu tun?« fragte in seiner einschmeichelnden Art Pater Hieronymus.

Diese Frage brachte den Zuckerfabrikanten in Harnisch.

»Wie? Was ich zu tun gedenke? Kein Stückchen Zucker gebe ich her, geschweige denn sechs Waggons.«

»Dann werden sie ihn sich selber holen«, antwortete Pater Hieronymus betrübt, indem er sich mit großer Sorgfalt ein Stück Ferkelbraten abschnitt.

»Ich hoffe, Pan Edward wird das nicht zulassen!«

Edward gab keine Antwort.

»Sechs Waggons – das ist noch gar nichts. Uns haben sie alles weggenommen, und wir haben uns selbst mit knapper Mühe gerettet«, sagte gallig der alte Zajączkowski. »Ich denke, Pan Edward wird seine Abteilung vor allem auf unser Gut schicken. Ich bitte, das morgen schon zu tun, solange die Bauern noch nicht alles Gestohlene haben verstecken können.«

Barankiewicz hörte auf zu kauen.

»So, also Ihrer Meinung nach sind sechs Waggons Zucker eine Kleinigkeit? Das sind sechstausend Pud! Sechstausend Pud!« schrie er heiser, mit der Gabel fuchtelnd. »Das sind achtundzwanzigtausendachthundert Goldrubel . . .«

»Ja, aber das ist nur ein kleiner Teil Ihres Vermögens, und uns hat man alles fortgenommen«, sagte Pani Zajączkowski, die sich nicht länger beherrschen konnte.

Barankiewicz wandte sich heftig nach ihr um:

»Ich bitte um Verzeihung . . . Hö . . . hm . . . ja! Aber die Pani kennt augenscheinlich mein Vermögen besser als ich selbst . . .«

Das Erscheinen Józefs unterbrach die unerquickliche Szene.

»Der Herr Major und der Herr Oberleutnant bitten um Erlaubnis, eintreten zu dürfen. Sie fahren zum Bahnhof und möchten sich verabschieden«, sagte mit finsterer Miene der Alte.

Die Mogielnickis sahen einander bedeutungsvoll an.

»Ich lasse bitten«, erwiderte Edward kurz.

Die Deutschen wurden zu Tisch gebeten. Es wollte kein Gespräch in Gang kommen.

»Verzeihen Sie, meine Herren, wissen Sie nicht zufällig, wer der Kommandeur des heute eingetroffenen Militärtransports ist?« fragte Edward unvermittelt die Offiziere.

»Oberst Pflaumer«, antwortete reserviert der Major.

»Fährt der Zug heute ab?« fragte voller Hoffnung Barankiewicz.

Sonnenburg versuchte zu lächeln.

»Darüber pflegt man in der Regel nicht zu sprechen . . .«

»Entschuldigen Sie, es interessierte mich nur so«, sagte beleidigt Barankiewicz.

Wieder erschien Józef.

»Ich bitte um Verzeihung, vorm Tor halten einige unbekannte Reiter. Der Wachthabende ersucht Sie, erlauchter Graf, mit ihnen zu verhandeln«, sagte er, sich an Wladyslaw wendend.

Wladyslaw ging eilends hinaus.

»Werden Sie uns also die Schwadronspferde verkaufen?« fragte leise, sich zum Oberleutnant hinüberbeugend, der alte Graf.

Sonnenburg saß weit von ihnen entfernt.

»Was soll ich Ihnen sagen . . . Die Sache ist ein bißchen peinlich. Der Herr Major ist dagegen . . .«

»Aber Sie können es doch auch ohne ihn machen. Sie fahren ja doch fort. Die Hälfte der Soldaten ist desertiert, die übrigen haben es eilig, nach Hause zu kommen. Wozu wollen Sie die Pferde mit sich schleppen? Sie fahren doch mit der Eisenbahn.«

»Ich verstehe, Herr Graf, aber es handelt sich . . .«

»Um die Bezahlung«, kam ihm der Graf zu Hilfe.

»Ja, wenn Sie wollen, auch darum. Ich habe Ihnen die Summe genannt – vierzigtausend Mark. Aber die Mark fällt. Ich fürchte, daß ich mir bis zu meiner Ankunft in Berlin nur noch ein Butterbrot dafür kaufen kann. Sie müssen doch selber zugeben, daß das für neunzig gute Pferde etwas zu billig ist.«

Kazimierz Mogielnicki räusperte sich ärgerlich.

»Aber Sie werden sie ja sowieso nicht mitnehmen! Gesetzt den Fall, Sie fahren heute nacht ab – dann bekommen wir die Pferde ja doch umsonst . . .«

Die Gäste – in ein allgemeines Gespräch vertieft – schenkten ihnen keine Beachtung.

Schmultke fluchte innerlich gewaltig, beherrschte sich jedoch und antwortete:

»Natürlich nehmen wir sie nicht mit. Ich könnte freilich noch einige Tage hierbleiben. Laut Marschordnung folgt unserm Transport das Frankfurter Regiment, in dem, soviel ich weiß, Ihr Sohn dient. Wenn sie nicht aufgehalten werden, müssen sie in einigen Tagen hier sein . . .«

Der alte Graf begann unruhig zu werden. Edward hatte ihm aufgetragen, den Deutschen um jeden Preis die Pferde abzukaufen.

»Na schön, ich bin bereit, fünfzigtausend zu geben, um Ihnen einen Dienst zu erweisen. Wir sind ja gute Bekannte.«

»Verzeihen Sie, Graf, der Herr Major gibt mir ein Zeichen; es ist Zeit aufzubrechen . . . Wissen Sie, ich will Ihnen ebenfalls einen Dienst erweisen. Es ist zwar eine Indiskretion, aber ich werde Ihnen etwas verraten: der Herr Major hat mir befohlen, sämtliche Pferde zu erschießen . . . Wenn Sie aber über tausend Rubel in Gold verfügen – unbedingt Gold! –, so werde ich diesen Befehl nicht ausführen, und Ihr Sohn bekommt die von ihm so dringend gebrauchten Pferde! Entscheiden Sie sich!«

Die Tür öffnete sich. Wladyslaw kam hereingestürzt.

»Angenehme Gäste, Edward! Draußen ist Graf Roman Potocki mit seinen Begleitern.«

Edward erhob sich sofort.

Die Gäste flüsterten miteinander. Die Ankunft des mächtigen Magnaten versetzte alle in Erregung.

»Bitte ihn herein, was stehst du da!?« befahl der alte Graf Józef.

Ins Zimmer traten einige Militärs. Allen voran – der hochgewachsene Roman Potocki in einer grauen Offizierslitewka (ohne Achselstücke) und in blauen Reithosen. Er trug hohe Stiefel mit geräuschlosen Sporen. Säbel und Revolver hatte er im Vestibül gelassen.

Potocki überflog mit einem schnellen Blick die Gesellschaft. Die hochmütigen grauen Augen verweilten einen Augenblick auf Ludwika und blieben dann an den Deutschen hängen. Seine Lippen preßten sich zusammen.

Edward ging schnell auf ihn zu.

»Sehr erfreut, Sie in unserem Hause begrüßen zu können!«

Potocki und seine Begleiter wurden allen Anwesenden vorgestellt.

»Nun, wie geht es Pan Józef?«

»Danke, mein Vater ist gesund«, antwortete Potocki.

Sonnenburg erhob sich vom Tisch.

»Leben Sie wohl! Wir fahren fort«, sagte Schmultke zum alten Grafen und reichte ihm die Hand.

»Ach ja!« besann sich Mogielnicki. »Ich bitte Sie, warten Sie noch ein paar Minuten. Ich werde mit meinem Sohn sprechen.«

»Gut! Wir ziehen uns inzwischen an . . .«

Die Deutschen machten eine allgemeine Verbeugung und entfernten sich.

Die Neuankömmlinge nahmen am Tisch Platz. Edward erklärte Potocki:

»Sie haben in unserm Haus gewohnt. Soeben sind sie im Begriff, zum Bahnhof zu fahren. Dort steht ihr Transportzug . . .«

Potocki blickte feindselig in der Richtung der Tür, hinter der die Deutschen verschwunden waren.

»Ich weiß. Ihretwegen mußten wir dreißig Werst zu Pferde zurücklegen. Eine Abteilung Pilsudski-Leute hat die Brücke gesprengt und ihnen so den Weg verlegt. Aber Sie scheinen ja mit ihnen nicht auf Kriegsfuß zu stehen?« fügte er mit leichter Ironie hinzu.

Edward spürte diese Ironie.

»Um mit ihnen auf Kriegsfuß zu stehen, müßte man über die nötigen Kräfte verfügen, die mir leider fehlen. Zudem gibt es hier außer ihnen noch genug Leute, mit denen ich mich herumschlagen muß.«

Der alte Graf mischte sich ins Gespräch.

»Verzeih, Eddy, daß ich dich unterbreche, aber der Oberleutnant fordert für die Pferde tausend Goldrubel, andernfalls . . .«

Edward war es unangenehm, daß der Vater in Potockis Anwesenheit davon sprach, und ließ ihn nicht zu Ende reden.

»Tu, was nötig ist.«

Der Alte erhob sich ächzend. Józef, der an der Tür stand, eilte ihm sogleich zu Hilfe.

»Erzählen Sie uns doch, Graf, was es Neues in Warschau gibt«, bat Edward.

»Was es Neues in Warschau gibt? Ich muß gestehen: es fällt mir schwer, diese Frage zu beantworten. Neuigkeiten gibt's viele!« antwortete Potocki ausweichend, und leise, zu Edward gewandt, sagte er: »Ich muß mit Ihnen unter vier Augen sprechen.«

»Gut«, erwiderte ebenso leise Edward.

In Edwards Kabinett waren nur Männer versammelt. Außer Barankiewicz, Pater Hieronymus, Zajączkowski waren noch einige Gutsbesitzer zugegen, die aus Schepetowka, Staro-Konstantinowa und Antonija geflüchtet waren.

Potocki ging, die Hände in den Hosentaschen, im Zimmer auf und ab, und ohne jemand anzusehen, sprach er, die ganze Zeit über nur zu Edward gewandt:

»Sie fragen, wer Pilsudski ist? Ich habe vor meiner Abreise mit ihm gesprochen. Eine starke Persönlichkeit.« Er blieb am Schreibtisch stehen und betrachtete ein Miniaturporträt Ludwikas in kunstvoll gearbeitetem Elfenbeinrahmen. »Ja, eine starke Persönlichkeit, und man muß mit ihm rechnen.«

Barankiewicz unterbrach ihn mit der gewohnten Ungeniertheit:

»Aber es heißt doch, er sei Sozialist?«

Potocki streifte ihn mit einem verächtlichen Blick und lachte auf.

»Pilsudski – Sozialist? Wer hat Sie denn damit ins Bockshorn gejagt?«

»Hat er sich etwa früher nicht mit der PPS eingelassen?« fragte Zajączkowski, der sich für Barankiewicz beleidigt fühlte.

Potocki stellte Ludwikas Porträt behutsam auf den Tisch.

»Ich weiß nicht, was er da früher gemacht hat. Was hat das schon zu sagen, was für Dummheiten ein Mensch in seinem Leben angestellt hat? Ich weiß nur eins – und das ist nicht nur meine Meinung –, daß Pilsudski in erster Linie polnischer Patriot ist, und das ist das Wichtigste von allem. Und für uns ist es natürlich leichter, wenn er das Staatsoberhaupt wird und nicht – sagen wir – Fürst Sapieha, obwohl das angenehmer wäre . . .«

Pater Hieronymus, der wie immer in einer Ecke saß, fragte vorsichtig:

»Verzeihen Sie, erlauchter Pan, besteht denn keine Gefahr, daß General Pilsudski wider seinen Willen zu einem Spielball in den

Händen seiner Partei wird, dieser Demagogen vom Schlage Daszynski und seinesgleichen?«

Potocki sah Pater Hieronymus einige Sekunden prüfend an.

»Aha, der geistliche Vater beschäftigt sich auch mit Politik . . .«

Edward mißfiel der überhebliche Ton des Magnaten.

»Pater Hieronymus hat eine sehr interessante Frage aufgeworfen«, sagte er trocken.

»Sie haben eine falsche Vorstellung von Józef Pilsudski und von der PPS! Meiner Meinung nach steht er uns bedeutend näher. Die PPS aber hat er vollständig in der Hand. Sie dient ihm dazu, sich eine Aureole bei den Massen zu verschaffen. Das alles ist für den Pöbel! Und für uns ist es ja vorteilhafter, wenn der Pöbel an ihn glaubt. Leider sind wir gezwungen zu manövrieren . . . Seine Stütze ist eine militärische Organisation, die sogenannten ‚Pilsudski-Leute'. Darunter gibt es freilich nicht wenig PPS-Leute, aber wissen Sie, das sind solche Pseudo-Sozialisten . . . Wenn Pilsudski mit jemand rechnet, so sind wir das, weil wir Macht und Gold haben! Damit Sie eine Vorstellung von ihm bekommen, werde ich Ihnen erzählen, wie die Regierung gebildet wurde.«

»Oh, bitte! Hier in diesem verdammten Krähwinkel erfährt man ja überhaupt nichts . . .«, gab Barankiewicz dem allgemeinen Wunsch Ausdruck.

»Natürlich gab es wie immer einen Kampf um die Portefeuilles. Fürst Sapieha hat erzählt, daß sich die Prätendenten um ein Haar die Köpfe eingeschlagen hätten – alle diese Nationaldemokraten, Ljudowzy und dergleichen. Da ließ Pilsudski den Hauptmann der zweiten Brigade der Legion, Moraczewski, rufen, einen alten PPS- und Pilsudski-Mann, und sagte: ‚Ich ernenne Sie zum Premierminister. Stillgestanden!' Moraczewski machte seine Ehrenbezeigung. ‚Sie können wegtreten!' Der Premierminister machte kehrt und ging . . . Seien Sie überzeugt, daß dieser gleiche Moraczewski, den einige dieser Herren Demokraten als ihren Mann betrachten, nicht einmal zu mucksen wagt, wenn Pilsudski es ihm nicht befiehlt! . . .«

Edward drückte die Zigarette aus.

»Und was für Pläne hat er? Wie verhält er sich zu unsrer Aktion?«

Potocki blieb vor Edward stehen.

»Darüber brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen, Graf. Man sagt – und das ist sicher wahr! –, daß Pilsudski, als er den Titel ‚Staatschef' annahm, sprach: ‚Ich werde dieses Amt nicht niederlegen, ehe nicht das polnische Schwert die Grenze Polens von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer gezogen hat!' Und er wird es tun, wenn es uns gelingt, mit diesem meuternden Pöbel fertig zu werden!« Potocki blieb am Fenster stehen und blickte lange mit düsterm Gesicht in das nächtliche Dunkel hinaus.

»Was soll das heißen? Ist unsere Lage denn so schlimm?« fragte Kazimierz Mogielnicki mit unverhüllter Angst. Ein erstickender Husten schüttelte ihn.

Potocki wartete, daß der Hustenanfall vorübergehen sollte. Aber der Anfall wurde nur noch heftiger. Der Alte griff sich mit der Hand nach der Kehle. Edward, der finster in einem Sessel saß, wandte sich besorgt nach ihm um.

Potocki beobachtete mit kaltem Widerwillen den zitternden Alten. Schließlich hörte Mogielnicki auf zu keuchen.

»Sie fragen, Graf, wie unsere Lage ist?« begann Potocki erregt und mit wutfunkelnden Augen. »Ich denke, auch Sie fühlen, wie der Boden unter unseren Füßen schwankt. Das ist ein Erdbeben, meine Herren! Das Schrecklichste aber liegt darin, daß es nicht nur bei uns so ist. Wenn man früher irgendwohin flüchten konnte, so ist das jetzt fast unmöglich. Und deshalb bleibt uns nur eins – uns mit der Zähmung der tollgewordenen Herde zu befassen!« Potocki ging mit ungestümen Schritten zum Tisch. »In Warschau gibt es Herrschaften, die bereits ihre Koffer gepackt und sich Fahrkarten besorgt haben . . .« Er lachte boshaft. »Nur weiß niemand, wohin er flüchten soll. Es ist mir nicht bekannt, was für eine Stimmung hier bei Ihnen herrscht, aber eines steht für mich fest, daß wir Potockis und mit uns die Sanguszkos, die Radziwills, Zamojskis, Tyszkiewiczs, Branickis – kurzum alle, die reich und angesehen in Polen sind und deren Güter sich hier in der Ukraine befinden – so lange nicht die Waffen niederlegen werden, bevor nicht alle diejenigen vernichtet sind, die ihre frechen Hände nach unserem Hab und Gut ausstrecken. Ja, wir werden diese Hände zugleich mit dem Kopf abschlagen.«

Edward betrachtete Potocki von der Seite.

‚Ja, der hat etwas zu verlieren! Dutzende von Zuckerfabriken,

hunderttausende Deßjatinen Boden, ein Vermögen von einer halben Milliarde – der wird natürlich kämpfen! Wenn ich wegen meiner kümmerlichen fünf Millionen den Kopf aufs Spiel setze, so hat es dem da Gott selbst geheißen', dachte er.

»Hö . . . hm . . . ja! Das ist gut gesagt. Eben die Hände zugleich mit dem Kopf, ha–ha–ha! Dann dürfen Sie aber diese Gauner – die Sozialisten – nicht an die Macht heranlassen. Wissen Sie, als ich erfuhr, daß Ignati Daszynski von Pilsudski zum Minister ernannt worden ist, da hatte ich den ganzen Tag Leibschmerzen«, sagte grob und übermäßig laut, wie immer, Barankiewicz. »Na, ich glaube, wenn sie den zum Minister gemacht haben, wird schon nichts Gutes dabei herauskommen! Diese Bestie hat bei sich in Lublin sowieso schon genug Schweinereien gemacht . . . Hö . . . hm . . . ja! Achtstundentag! Wie gefällt Ihnen das? Ich mache mit dem Zwölfstundentag Pleite. Und die . . .«

Potocki unterbrach ihn mit einer herrischen Geste.

»Ich merke, der Herr vereinfacht alles viel zu sehr. Daszynski, dieser Parteiführer der polnischen Sozialisten, der Ihnen solche Angst einflößt, ist in seiner Art ein ganz nützlicher Mensch. In diesem wahnsinnigen Wirbel, der ganz Polen erfaßt hat, können nur solche Leute wie er uns retten. Aber Sie schimpfen einfach auf ihn – mit oder ohne Grund. Ich versichere Ihnen, wenn Ignati Daszynski wirklich solch ein gefährlicher Mensch wäre, so hätte ihn Pilsudski nicht zum Minister ernannt«, sagte er, schon in gereiztem Tone.

»Hö . . . hm . . . ja! Aber! . . .«

Potocki ließ Barankiewicz nicht zu Worte kommen.

»Sie haben außerordentliche Ähnlichkeit mit einer Telegraphenstange. Bitte um Verzeihung, ich wollte Sie natürlich nicht beleidigen. Festigkeit der Überzeugung ist ja sehr nützlich, aber doch nicht in solchem Maße«, lachte Potocki spöttisch. »Im übrigen können Sie sich beruhigen: am 18. November hat Daszynski demissioniert.«

»Warum?« fragte interessiert Pater Hieronymus.

»Anscheinend ist es für ihn jetzt nicht vorteilhaft, Minister zu sein. Verstehen Sie, er ist doch immerhin ein ‚Vertreter des Volkes', und die PPS muß notgedrungen Opposition mimen. Nicht allen gefällt zum Beispiel unser rechtmäßiges Bestreben, unverzüglich Krieg gegen die Ukrainer, Bjelorussen und Litauer zu beginnen.

Sehen Sie, der Pöbel will keinen Krieg mehr. Aber was sage ich, der Pöbel! Sogar ein gewisser Teil der Bourgeoisie und der Gutsbesitzer, deren Besitzungen vorläufig noch nicht bedroht sind, hält unsere Pläne für zu riskant. Aber von solchen Schlappschwänzen gibt es glücklicherweise nicht mehr viele. Auf jeden Fall werden wir auch sie zwingen zu berappen. Wenn sie sich einbilden, daß nur wir auf unsere Kosten ganze Regimenter schaffen werden, um ihre Geldschränke zu schützen, so irren sie sich gewaltig.«

Barankiewicz fühlte sich getroffen.

»Hö . . . hm . . . ja! Aber nicht alle haben das gleiche Vermögen.«

Edward mischte sich ins Gespräch, da er fürchtete, daß Barankiewicz gleich Potocki irgendeine Unverschämtheit sagen werde.

»Sagen Sie, Graf, sofern es kein Geheimnis ist, wohin gedenken Sie sich von hier aus zu begeben?«

»Ihnen kann ich ja meine Marschroute verraten: Ich reite nach Sdolbunowo! Dort wird das Regiment aufgestellt, das ich befehligen werde. Haben Sie übrigens dem ‚Chef' Bericht erstattet und um Bestätigung der Offiziere Ihres Kommandobestandes ersucht?« fragte Potocki.

»Nein«, antwortete Edward. »Muß etwa Pilsudski unbedingt seine Genehmigung erteilen?«

»Ja, aber das braucht Sie nicht zu beunruhigen. Er wird das ohne jeglichen Vorbehalt tun. Jetzt ist keine Zeit für Formalitäten. Sie gedenken ebenfalls ein Regiment aufzustellen? Na, also. Der Rang eines Obersten der polnischen Armee ist Ihnen sicher.«

Edward brauste auf.

»Ich habe bereits seit fünf Jahren den Rang eines Gardeobersten und bin gegenwärtig Oberst in französischen Diensten, Graf. Und ich habe nicht die Absicht, diesen neugebackenen General zu fragen, ob er mir diesen Titel zuerkennt oder nicht . . .«

Potocki biß sich auf die Lippen.

»Das ist Ihre Sache, Graf. Aber man kann es anstandshalber tun. Das stärkt die Autorität der Armee. Für mich ist Pilsudski auch kein Gott. Aber ich habe die Ernennung zum Obersten angenommen und meine Brüder ebenfalls, und ich sehe nichts Schimpfliches darin«, sagte er trocken.

Er schlug die Hacken zusammen.

»Gestatten Sie, Graf, mich zurückzuziehen. Ich und meine Be-

gleiter müssen ein wenig ausruhen, da wir uns schon bei Tagesanbruch auf den Weg machen wollen.«

Edward begleitete Potocki persönlich in das für ihn bestimmte Zimmer.

Als sie sich unter vier Augen befanden, bemerkte Potocki:

»In Gegenwart dieser Herren hielt ich es nicht für angebracht, alles zu erzählen. Die Zunge sitzt bei ihnen ziemlich locker, deshalb habe ich das Wichtigste verschwiegen. Seien Sie so liebenswürdig und bleiben Sie noch etwas hier.«

»Bitte, ich stehe zu Ihrer Verfügung, Graf.«

Sie setzten sich an den Tisch.

»Sie wissen, daß Pilsudski befohlen hat, die Deutschen in ganz Polen zu entwaffnen?« fragte Potocki.

»Ja, aber das ist nicht immer möglich . . . Ich, zum Beispiel, verfüge nicht über genügend Kräfte.«

Potocki sah Edward mißtrauisch an.

»Bald kommt Fürst Radziwill hierher. Außerdem sind noch eine ganze Reihe kleinerer Legionärabteilungen nach hier unterwegs. Wenn es Ihnen gelingt, den Militärtransport zwei, drei Tage aufzuhalten, so wird man die Deutschen entwaffnen können. Wir brauchen ja doch Geschütze und Munition . . .«

»Selbstverständlich werde ich sie, wenn ich Unterstützung bekomme, entwaffnen. Aber ziehen Sie in Betracht – in den Dörfern ringsumher ist eine Aufstandsbewegung im Gange. So befindet sich zum Beispiel zwanzig Werst von hier ein großes Dorf Sosnowka. Dort ist das Gut von Pan Zajączkowski. Zajączkowski brauchte nur den Bauern das strittige Heu und Korn abzunehmen, als die Kerle schon zu den Heugabeln griffen. Er hatte dort nicht mehr als ein Dutzend Legionäre. Natürlich sind sie mit den Meuterern nicht fertig geworden. Schließlich haben die Bauern die Legionäre entwaffnet und verprügelt. Und Zajączkowskis haben sich mit knapper Not retten können. Im Dorf Cholmjanka dieselbe Geschichte. Und in Pawlodzi ist ein richtiger Aufstand: dort haben sie den Gutsbesitzer erschlagen und alle Legionäre erschossen.«

Potocki hörte ihm mit fest zusammengepreßten Lippen zu.

»Das sind alles kleine Unannehmlichkeiten . . . Aber ich will Sie noch über die ukrainischen Angelegenheiten informieren«, sagte Potocki.

»Ich höre.«

»Sie wissen natürlich, daß die Galizier am 1. November die Gründung einer Westukrainischen Republik verkündet haben.«

»Pater Hieronymus hat mit mir davon gesprochen.«

»Ja, was ist das übrigens für ein Mönch?«

»Ein Jesuit . . . Der Kardinal vertraut ihm. Er ist kein schlechter Informator.«

»Aha! Das habe ich mir gedacht. Er ist natürlich gescheiter als dieser fette Fabrikbesitzer. Aber ich komme vom Thema ab. In Warschau ist man der Meinung, daß Galizien in erster Linie von uns besetzt werden muß – dort gibt's Petroleum, Eisen . . . Wir haben zuerst gegen diesen Plan protestiert, denn die meisten unserer Güter befinden sich doch in Wolhynien, Podolien und nicht in Galizien. Aber die Pilsudski-Leute haben uns versichert, daß sie sich gleich nach Galizien mit der Ukraine befassen werden. Wir haben diese Frage mit vielen daran interessierten Familien beraten und sind zu dem Schluß gekommen, daß die Besetzung Galiziens in keiner Weise unsre Pläne stört, sondern daß wir im Gegenteil ein gesichertes Hinterland haben werden. Wir erklärten uns einverstanden unter der Bedingung, daß Pilsudski seine Reserven und die Abteilungen der galizischen Grundbesitzer nach Galizien schickt und wir unsere Kräfte auf Wolhynien und Podolien konzentrieren.«

Edward nickte zustimmend.

»Das ist gerechtfertigt. Ein jeder wird für seine Güter mit bedeutend größerem Elan kämpfen als nur für den abstrakten Begriff ‚Großmacht Polen'.«

Potocki lächelte.

»Und wie steht's mit Moskau?« fragte Edward.

Das Lächeln schwand von Potockis Lippen.

»Mit Moskau wird es einen großen Krieg geben. Pilsudski träumt Tag und Nacht von der Marschroute Napoleons . . . Nun, wenn auch nicht bis Moskau, so doch wenigstens bis Smolensk.«

Diesmal lächelte Edward.

»Finden Sie nicht, daß das ein gefährlicher historischer Vergleich ist?«

»Nein! Damals war die Situation eine andere. Glauben Sie mir, die Leute in Warschau sind gar nicht so dumm. Moskau ist in einen eisernen Ring eingeklemmt, und Pilsudski ist schlau genug, um das

auszunutzen und für Polen ein ansehnliches Stück aus dem russischen Fleisch herauszuschneiden. Nur schade, daß uns das Pulver für einen großen Krieg fehlt . . . Und dann noch diese Ukraine.«

»Ja, Graf, Sie versprachen doch, mich zu informieren . . .«

»Sehen Sie, so gerät man von einem Thema ins andere. Ja, was wissen Sie eigentlich von Simon Petljura?«

»Beinahe nichts, außer daß dieses Subjekt jetzt im sogenannten ukrainischen Direktorium das große Wort führt«, erwiderte Edward.

Potocki suchte etwas in seinen Taschen.

»Von diesem Menschen muß ich Ihnen erzählen. Sie werden ja doch mit ihm zu tun haben. Zur Zeit sind fast ganz Wolhynien und Podolien von seinen Banden überschwemmt. Die Roten sind dort an verschiedenen Stellen in Gruppen zerstreut . . . Ach, da ist es ja!« Er zog aus seiner Brieftasche ein doppelt zusammengefaltetes Blatt Papier heraus. »Fürst Sapieha bat mich, Ihnen diese kurze Charakteristik zu übergeben. Es ist die Kopie eines Berichtes unserer Kiewer Agentur.«

Edward nahm das Blatt.

»Man hat mir schon in Paris, im Kriegsministerium von ihm gesprochen. Dieser Abenteurer hat im vergangenen Jahr General Tabouis an der Nase herumgeführt, als in Kiew noch die sogenannte ‚Zentral-Rada' existierte.«

»Sehr richtig. Lesen Sie nur. Es ist ein ziemlich treffendes Porträt von ihm.«

Edward las mit halblauter Stimme:

»Sein ovales Gesicht mit den gleichmäßigen Zügen lenkt durch nichts die Aufmerksamkeit auf sich. Seine tiefliegenden grauen Augen verbergen sich, weichen dem Blick aus. Der massige Unterkiefer, der sinnliche Mund mit der schlaff herunterhängenden Unterlippe, das Kinn mit dem Fettansatz, die großen, leicht abstehenden Ohren – nichts an ihm drückt Energie, Kühnheit und Willensstärke aus, die den Führer kennzeichnen. Nicht mit sonderlich großem Verstand begabt, ist er eher zu Intrigen geneigt als zu großen politischen Kombinationen. Petljura ist besonders geschickt in der Vorbereitung kleiner illegaler ‚Affären', in der gleichzeitigen Durchführung zweier entgegengesetzter Aktionslinien, in der Schnelligkeit des Handelns, unerwartet nicht nur für seine Gegner, sondern auch für Freunde. Egoistisch und ehrgeizig, stellt er stets

seine persönlichen Interessen über die Interessen seines Amtes. Er ist ein mittelmäßiger Mensch, ohne besondere Bildung, mittelmäßig im schlechten, engen Sinne des Wortes.«

Edward sah Potocki bedeutungsvoll an, dann fuhr er fort zu lesen:

»Petljura ist 1877 in Poltawa in einer begüterten Kosakenfamilie geboren. Erzogen wurde er in einem jener Priesterseminare, in denen die nationalistische ukrainische Bewegung vorbereitet ward. Als die Revolution von 1905 ausbrach, war er rechter Sozialdemokrat. Er ist – wie man aus seinen Aufsätzen schließen kann, die später als Buch erschienen sind – ein Publizist kleinsten Formats, gemessen selbst an der damaligen ukrainischen Intelligenz, der es an Köpfen mangelte. In Kiew redigierte er die Wochenschrift ‚Slowo'[1], später in Moskau die Zeitschrift ‚Ukrainskaja Shisn'[2], in der er zu Beginn des Krieges regierungsfromme Aufrufe veröffentlichte. Infolgedessen hat Petljura auch niemals die Front gesehen. Er wurde für administrative Arbeit im tiefsten Hinterland mobilisiert, wo er ruhig die Beendigung der Kriegshandlungen abwartete. Im Juni 1917 bekleidete er den Posten eines Generalsekretärs für Militärfragen in der Regierung der Zentral-Rada. Er begann Kerenski nachzuahmen, indem er von ihm alles, selbst seine Gesten und Posen entlehnte. Petljura tritt bei Soldatenmeetings als Redner auf, wobei er – Kerenski folgend – die traditionelle napoleonische Pose einnimmt. Nachdem die Zentral-Rada von den aufständischen Arbeitern und Soldaten aus Kiew vertrieben war, wurde Petljura einer der aktivsten Anhänger des schonungslosen Kampfes gegen die Bolschewiki und stand an der Spitze des äußersten rechten Flügels der Zentral-Rada. Zu Beginn des Jahres 1918 vertauschte Petljura plötzlich die französische Orientierung mit der deutschen und kehrte im Troß der deutschen Besatzungstruppen nach Kiew zurück. Hier richtete er sich gar nicht übel bei dem Hetman Skoropadski ein, verkrachte sich jedoch bald mit ihm, wofür er zeitweilig in Haft gesetzt wurde. Das verstand er später geschickt auszunutzen, indem er sich für einen ‚Kämpfer' gegen die Deutschen und den Hetman ausgab, denen er gestern noch die Stiefel geleckt hatte. Im Direktorium steht er am weitesten rechts, und in Wirk-

[1] »Slowo« — »Das Wort«. *Die Red.*

[2] »Ukrainskaja Shisn« — »Ukrainisches Leben«. *Die Red.*

lichkeit leitet er und nicht Winnitschenko das Ganze; überhaupt ist Winnitschenkos Rücktritt beschlossene Sache, dann wird Petljura zweifellos an seine Stelle treten. Augenblicklich nutzt dieser Demagoge und Abenteurer die Aufstandsbewegung gegen die Deutschen und die Gutsbesitzer für seine karrieremacherischen Ziele aus. Kein Mittel ist ihm zu schlecht. Er wirft mit Schlagworten um sich, wie ‚Für eine selbständige Ukraine!', ‚Nieder mit den polnischen Pans!' und andererseits ‚Nieder mit den Moskowitern!' und dergleichen mehr. Unsere Agentur beim Stabe Denikins teilt uns mit, daß Petljura dem General Denikin seinen Emissär gesandt hat, um ihm seine Dienste anzutragen. Wie man erzählt, wollte Denikin jedoch nichts mit ihm zu tun haben. Wir sind der Auffassung, daß Petljura für ein entsprechendes moralisches und materielles Entgelt zu kaufen ist, und daß er dem Polnischen Reich gute Dienste leisten wird, wenn man ihm freilich genau auf die Finger sieht, gerade angesichts dessen, daß dieser Mensch imstande ist, jederzeit seinen jeweiligen Auftraggeber zu verraten, wenn es für ihn vorteilhaft ist.

Wir bitten, das in Warschau in Betracht zu ziehen. Wir wiederholen: Petljura kann Polen von Nutzen sein, wenn man ihn entsprechend bearbeitet. Obgleich seine Truppen, die durchweg aus Bauern bestehen, gegen uns eingestellt sind, so hat doch der ‚Oberataman' bereits des öfteren bewiesen, daß er fähig ist, seine Politik auf den Kopf zu stellen. Die einzigen, gegen die Petljura wirklich kämpfen wird, sind die Bolschewiki, die er haßt und mit lobenswertem Eifer ausrottet.

Wir sind der Ansicht, daß jetzt der geeignetste Moment ist, um zum mindesten das wolhynische und podolische Gouvernement zu besetzen. Man muß den Umstand ausnutzen, daß alle Kräfte Rußlands jetzt an anderen Fronten angespannt sind. Wir machen darauf aufmerksam, daß die Besetzung erschwert wird, wenn die roten Partisanenregimenter sich zu einer Armee vereinigen. Es muß unauffällig zu Werke gegangen werden, indem man die Petljura-Abteilungen nach dem Süden abdrängt und, während die Petljura-Leute sich dort mit Raubüberfällen und Judenpogromen beschäftigen, den nördlichen Teil Wolhyniens von seinen Banden säubert und die Rzeczpospolita Polska[1] aufrichtet.«

[1] Polnische Republik. *Die Red.*

Edward legte den Brief auf den Tisch.

»Nun, das kommt uns ja sehr zustatten«, sagte er nach kurzem Nachdenken.

»Das heißt, Sie sind also auch mit uns einverstanden?« sagte, lebhafter werdend, Potocki.

»Ja!«

»Jetzt verstehen Sie, was für eine Politik wir machen müssen: solange wir wenig Kräfte haben, müssen wir vorsichtig operieren, Rußland und der Ukraine Bezirk für Bezirk abnehmen. In Bjelorußland haben sie fast keine Truppen. Den Krieg werden wir Rußland vorläufig nicht erklären, aber durch Ausnutzung jeder günstigen Gelegenheit werden wir die Roten aus Bjelorußland und Litauen vertreiben. Zu diesem Zweck hat der neue Außenminister, Pan Wassilewski, bereits in der Presse eine Kampagne gegen die Sowjetregierung in Szene gesetzt. Zum Glück gibt es einen Vorwand dafür!«

»Was für einen?« fragte Edward.

»Sie haben in Moskau Pan Zarnowski, den der Gesandte der Regentschafts-Rada, Liednicki, als seinen Stellvertreter dort zurückgelassen hat, die diplomatischen Rechte entzogen. Wassilewski hat bereits ein großes Geschrei erhoben, hat die Bolschewiki der Verletzung des Völkerrechts beschuldigt, zwei Ultimaten geschickt mit der Forderung der unverzüglichen Wiederherstellung der Rechte Zarnowskis und der Auslieferung des Botschaftsarchivs.«

Edward sah ihn verwundert an.

»Verzeihen Sie, ich habe Sie nicht verstanden. Zarnowski war doch faktisch nicht der Vertreter Polens, sondern der deutschen Okkupanten, nicht wahr? Unsere Regierung hat ja doch die Regentschafts-Rada für außerhalb des Gesetzes stehend erklärt.«

Potocki lachte.

»Für uns ist das verständlich. Das ist so. Wer in Polen wüßte nicht, daß die Regentschafts-Rada aus Lakaien der Deutschen bestand, die Polen den Deutschen ‚en gros' und ‚en detail' verkauft haben! Wahr ist auch, daß sie für ungesetzlich erklärt worden sind, aber für die Diplomaten genügt die Tatsache, daß man in Moskau auf Grund dieses Beschlusses Zarnowski, als außerhalb des Gesetzes stehend, die Botschaftsrechte entzogen hat, um über Verletzung des Völkerrechts zu lamentieren, obgleich das für den gesunden Menschenverstand unfaßbar ist. Aber es geht eben darum, einen Vor-

wand zu finden. Unsere Zeitungen schreien schon, daß die Bolschewiki Polens Ehre antasten, Botschafter verhaften und alles mögliche andere im gleichen Geiste . . . Das erhitzt die öffentliche Meinung und verleiht unserem Vorgehen an der bjelorussischen Front eine gewisse Rechtfertigung.«

Edward machte eine Bewegung, um eine bequemere Stellung einzunehmen.

»Freilich, wenn es sich um einen anderen Staat handeln würde, dann wäre das unsinnig. Aber im Kampf gegen die Bolschewiki sind alle Mittel recht!« Er sah auf die Uhr. »Übrigens habe ich dem Chef der Gendarmerie befohlen, heute neunzehn Rote, die bei mir hinter Schloß und Riegel sitzen, erschießen zu lassen. Wenn Sie gestatten, werde ich den Stab anrufen?«

Potocki erhob sich.

»Werden wir uns morgen noch vor Ihrem Aufbruch sehen?« fragte Edward.

»Voraussichtlich nicht. Wir reiten bei Tagesanbruch fort. Ich bitte Sie, die engste Verbindung mit mir aufrechtzuerhalten.«

»Das verspreche ich Ihnen. Seien Sie unterwegs vorsichtig!«

Ludwika horchte voll Bangigkeit auf das Schlagen der Uhr.

»Jesus Maria! Was für eine entsetzliche Nacht!« sagte sie leise.

Der Schlaf floh sie. Alle diese Nächte hatte Edward in seinem Kabinett geschlafen. Heute waren dort Potockis Offiziere untergebracht. Edward wird sicher hierherkommen. Sie wollte nicht mit ihm zusammen sein. Worüber konnten sie miteinander reden? Und jetzt wird er als Ehemann zu ihr kommen. Das wird neue Auseinandersetzungen geben . . . Sie hüllte sich fester in die Decke, als sie das Geräusch der sich öffnenden Tür hörte. Edward hatte seinen eigenen Schlüssel zum Schlafzimmer.

Früher hatte sie sich nach diesem Beisammensein gesehnt. Jetzt fühlte sie sich nur als Sklavin dieses Menschen. Eine Sklavin in kostbaren Kleidern, die das Recht hatte, den Bedienten zu befehlen, einen Titel zu tragen, sich als kleine Königin zu fühlen, während sich alles doch nur seinem Willen unterordnete . . .

‚Wie war alles dies früher so schön, und wie schwer ist es jetzt!'

Edward trat ins Zimmer.

»Ich werde hierbleiben«, sagte er, überzeugt, daß sie nicht schlief.

Ludwika schwieg. Er zog sich aus. An der Heftigkeit, mit der er das Koppel öffnete, fühlte sie, daß er wütend war.

Er trat ans Bett, schlug die Decke zurück und sagte, sich beherrschend:

»Ich möchte heute mit dir zusammen sein . . .«

Ludwika versuchte, die Decke über ihre bloßen Schultern zu ziehen, er aber schleuderte die Decke zu Boden.

»Was soll das heißen, Eddy? Ich will nicht, daß du hierbleibst«, rief Ludwika verletzt.

»Aber ich will!«

Er setzte sich aufs Bett und legte die Hand auf ihre Brust.

»Geh fort, Eddy! Ich mag dich nicht sehen . . . Geh fort!« sagte sie, ihn abwehrend.

»Höre, Ludwiś, ich habe das alles nun schon satt. Denkst du etwa, daß ich auch weiterhin auf dem Diwan schlafen will, in Erwartung, daß dein Zorn sich in Gnade verwandeln werde? Dieser Wettstreit ist nicht nach meinem Geschmack. Wollen wir uns lieber vertragen!«

Er beugte sich über sie.

Sie machte sich frei von ihm.

»Laß mich! . . .«

Aber die Nähe ihres halbentblößten Körpers hatte ihn bereits berauscht. Mit Leichtigkeit schob er ihre Hände beiseite und nahm sie mit Gewalt . . . Ihr den Rücken zukehrend, schlief er sofort ein.

Im Gefühl ihrer Erniedrigung begann sie zu weinen. Das Bitterste war für sie, daß sie sich so wehrlos fühlte, daß sie nur mit Tränen auf diese grobe Vergewaltigung zu antworten vermochte.

Edward war ihr widerwärtig. Wie konnte er schlafen, nachdem er ihren weiblichen Stolz verletzt hatte! Und war es möglich, daß es seine Seele nicht beunruhigte, daß heute nacht auf seinen Befehl Menschen erschossen würden! Voll Abscheu zog sie sich an den Rand des Bettes zurück; und vorsichtig, damit er nicht erwachen sollte, stand sie auf und ging in ihr Zimmer. Und dort, ganz in einer Ecke des Diwans zusammengekauert, weinte sie lange tonlos.

Adam, der eben von der Wache hereingekommen war, trank ein Glas kalten Tee. Seine Frau und Hela schliefen schon. Der Seitenflügel war wieder vollständig mit Fremden belegt – hier schliefen dreiundzwanzig Leute aus Graf Potockis Eskorte.

Mit finsterem Gesicht kaute er an einem Stück Brot und starrte mit abwesendem Blick vor sich hin.

Jemand klopfte ans Fenster. Adam erhob sich widerwillig und ging die Tür öffnen.

Auf der Schwelle stand Franciszka. Sie war soeben erst aus der Stadt zurückgekehrt.

Er ließ sie schweigend ins Zimmer, verschloß die Tür und fragte dumpf:

»Nun, was gibt's?«

Franciszka riß heftig das feuchte Tuch von den Schultern.

»Nichts ausgerichtet!« antwortete sie mit verzagender Stimme. »Ich habe ihn nicht gesehen – sie haben mich nicht zu ihm gelassen . . .«

Adam stand mit gesenktem Kopf vor ihr, den Rest des Brotes in der Hand zerdrückend.

»Sie haben hier nach dir geschickt . . .«

»Wozu?« fragte Franciszka haßerfüllt.

Adam biß krampfhaft die Zähne zusammen, und den Blick zur Seite wendend, antwortete er:

»Der Vater hat dich gerufen, für Potocki das Bett zu richten . . .«

Franciszka holte tief Atem, als bekäme sie keine Luft.

»Das Bett richten?« Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie blickte Adam voll Verachtung an. »Und was hast du gesagt?«

»Daß du kommen wirst, wenn du zurück bist.«

Die großen grauen Augen Franciszkas schillerten grünlich. Etwas Wildes, Unbändiges flammte in ihnen auf.

»Ein elendes Pack seid ihr alle!« flüsterte sie voll Haß. »Du und dein Vater . . . Verflucht sei er, dieser alte Hund!«

Adam taumelte zurück.

»Warum hast du Hela nicht geschickt?«

»Sie versteht das doch nicht . . .«, murmelte er verwirrt.

»Sie versteht's schon! Dieses Schwein Wladyslaw hat es ihr schon beigebracht . . . Ihr habt uns ja hier alle verkauft . . . Dein Glück, daß Barbara ihnen nicht schön genug ist, sonst hätten auch mit ihr alle geschlafen, denen es danach gelüstete . . .«

»Was redest du da?«

»Frag nur Hela – sie wird dir was erzählen . . . Was für ein unglückseliges Los hat mich nur hierhergetrieben?«

Adam starrte sie wütend an.

»Was glotzt du? Vielleicht hängt man gerade jetzt deinen Bruder, und du bewachst sie noch, damit nicht jemand zufällig das Messer in die gräflichen Eingeweide stößt . . . Knechtsseele, verfluchte!«

Sie stieß ihn zurück und lief in den Flur hinaus.

Adam, von Franciszkas Worten vergiftet, weckte seine Tochter brutal aus dem Schlafe.

ZEHNTES KAPITEL

Die drei auf dem Pumpwerk hörten erregt und immer wieder zusammenzuckend, wie die Schüsse häufiger aufeinanderfolgten. Schon ratterte es in der Gegend des Bahnhofs. An diesem wachsenden Sturm von Geräuschen fühlte man die Erbitterung des Kampfes. Andrij erstarrte, die Hände an die Brust gedrückt.

»Warum haben sie uns bloß hiergelassen? Ist das je vorgekommen, daß ich ruhig danebengestanden und gewartet hätte, wer die Oberhand bekommt? Nach ihrer Meinung bin ich wohl zu nichts zu gebrauchen?« sagte er voll Bitterkeit.

Jadwiga zog ihn näher zu sich und beruhigte ihn auf mütterliche Weise.

»Was können wir denn tun? Man hat uns befohlen hierzubleiben.«

Olessja schwieg. Auf dem Hof ertönten Stimmen und, wie es Andrij schien, das Schnauben eines Pferdes. Olessja packte Andrij an der Schulter.

»Andrij, was ist das?«

Ptacha überlief es kalt. ‚Und wenn es nun die Polacken sind? Dann ist alles verloren', dachte er und fühlte dabei, wie sich ihm das Herz zusammenkrampfte.

Es wurde an die Tür geklopft.

Andrij lief, über einen Schemel stolpernd, zur Tür. Dort lag das Beil am Boden.

»Grigori Michailowitsch. Ich bin's, Schtschabel. Mach auf!«

»Ach, Schtschabel«, rief Olessja erfreut und stürzte ebenfalls zur Tür.

»Wer ist das?« fragte Andrij, sie zurückhaltend.

»Das sind doch die Unseren . . . Ich mache sofort auf.« Und schon schob sie den Riegel zurück.

»Da wäre ich also«, sagte ein hochgewachsener, nicht deutlich erkennbarer Mensch.

»Unsere sind schon fort«, sagte Olessja vorwurfsvoll.

»Das hören wir! Wir haben uns verspätet. Haben lange mit den Cholmjankern verhandeln müssen. Sie wollten Unterhändler zu Mogielnicki schicken. In dem Sinne: Rühr du uns nicht an – dann werden auch wir dich ungeschoren lassen. Bis wir sie überredet haben, ist die Zeit vergangen . . . Mach doch Licht, Olessja.« Und Schtschabel zündete ein Streichholz an.

Auf einen Augenblick sah er Andrij.

»Wer ist das?« fragte er mißtrauisch.

»Das ist Andrij«, sagte Olessja aus irgendeinem Grunde verlegen. »Vater hat ihm befohlen hierzubleiben.«

Schtschabel auf dem Fuße folgte ein untersetzter, breitschultriger Bauer ins Zimmer.

»'n Abend, Herrschaften!«

Schtschabel drückte Jadwiga die Hand:

»Das ist Jewtichi Satschok aus Sosnowka«, sagte er, mit dem Kopf auf den Bauern weisend.

Olessja stellte die angezündete Lampe auf den Tisch und eilte zum Fenster, um es zu verhängen.

»Wir haben fünfzig Leute aus Sosnowka bei uns und etwa dreißig aus Cholmjanka. Man muß ihnen sofort Gewehre geben«, sagte Schtschabel.

Jadwiga nahm ihn beiseite.

»Genosse Rajewski läßt Ihnen sagen, daß Patronen unterwegs in der Nähe des Flüßchens für Sie abgeworfen werden. Er hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß Sie Ihre Abteilung zum Herrenhaus der Mogielnickis führen sollen. Dadurch wird ein Teil der Legionäre aufgehalten, bis die Unseren die Stadt genommen haben.

Und Sie sollen versuchen, vor allem das Vorwerk zu besetzen. Dort sind deutsche Pferde untergebracht . . .«

Schtschabel wandte sich rasch zu Satschok um.

»Wir nehmen sofort die Gewehre und marschieren nach dem Vorwerk. Sag deinen Leuten, daß wir uns dort gute Pferde holen werden . . .«

»Das ist eine feine Sache!« sagte Satschok vergnügt, »meine Gäule hinken schon, und ein Pärchen käme mir gerade gelegen . . .«

»Na schön, schön! Gehen wir! Hörst du, was sich in der Stadt tut? Lange herumzureden haben wir keine Zeit!«

Sie gingen auf den Hof hinaus, wo die Bauern sie erwarteten. Ptacha sagte entschlossen zu Jadwiga:

»Ich werde mit ihnen gehen!«

»Wie können Sie denn gehen? Und Ihre Hände? . . .«, sagte Jadwiga erschrocken.

»Und wir sollen allein bleiben? Ein schöner Beschützer! Dann gehe ich auch. Ich werde um nichts in der Welt allein hierbleiben!« brauste Olessja auf.

»Dann werde auch ich gehen müssen«, sagte leise Jadwiga.

»Nun, dann gehen wir eben alle zusammen. Zurückbleiben will ich nicht. Mir ist's hier unheimlich«, versteifte sich Olessja.

»Wohin willst du denn gehen? Dort wird doch gekämpft«, sagte Andrij beschämt.

»Na, und wenn schon! Jadwiga Bogdanowna und ich nehmen die Tasche mit den Binden und werden helfen, wenn jemand verwundet wird.«

Andrij wußte nicht, was er antworten sollte.

»Aber was wird Grigori Michailowitsch zu mir sagen?«

»Warum zu dir? Ich werde ihm schon selbst antworten. Kommen Sie, Jadwiga Bogdanowna.«

Rajewskaja zog bereits den Mantel an.

»Olessja, nimm mir den Verband von der rechten Hand ab«, bat Andrij.

»Den Verband abnehmen? Die Hand ist doch ganz verbrüht . . .«

»Mach mir zwei Finger frei, hier diese, damit ich den Gewehrverschluß fassen kann.«

»Ich nehme dir den Verband nicht ab – da ist ja eine einzige offene Wunde . . .«

Andrij wandte sich an Jadwiga.

»Ich bitte Sie, nehmen Sie mir den Verband ab, sonst reiße ich ihn mit den Zähnen los!«

Jadwiga schaute ihn einige Augenblicke an und begann schweigend den Verband abzuwickeln.

»Ein wenig lasse ich, sehen Sie, so . . .«

Schtschabel kam herein.

»Alles in Ordnung. Patronen, Gewehre, alles da! Gleich geht's los . . . Der Regen läßt nach . . .«

»Wir gehen mit Ihnen«, sagte Jadwiga.

Ptacha lief auf den Hof und kam mit einem Gewehr zurück. Seine Jackentaschen waren mit Patronen vollgestopft.

»Hast du mir auch eins gebracht?« fragte Olessja.

Zum erstenmal während dieser ganzen Zeit trafen sich ihre Blicke.

»Dir?« fragte er verwundert zurück und lächelte.

Er übergab ihr sein Gewehr und füllte hastig die Taschen ihres Jacketts mit Ladestreifen.

»Gleich zeige ich dir, wie man laden muß. Du faßt dieses Ding hier an – und mit einem Ruck ziehst du es zu dir heran . . . Siehst du, die Patrone ist 'rausgesprungen. Wieder ein Ruck – da ist die nächste im Lauf . . . Jetzt drückst du ab – und es gibt einen Schuft weniger auf der Welt . . . Den Kolben mußt du fest an die Schulter drücken. Da, nimm! Ich werde mir sofort ein anderes verschaffen.«

Erst beim Weggehen fiel Andrij plötzlich ein:

»Und Wassiljok? . . . Was machen wir mit dem Jungen?« Er lief in die Küche. »Wassjka, steh schnell auf! So wach doch auf, du Schlafmütze! Wir gehen fort. Hörst du? Wir gehen fort! Schließ die Tür zu und schlaf ruhig weiter. Wir kommen bald zurück . . .«

Der verschlafene Wassiljok verstand gar nichts. Andrij schob ihn bereits zur Tür.

»Schieb den Riegel vor und leg dich schlafen.«

Wassiljok blinzelte schlaftrunken und murmelte etwas vor sich hin, aber endlich begriff er doch, daß er die Tür verschließen und sich schlafen legen sollte. Das tat er denn auch.

Schtschabel nahm das Vorwerk ohne einen einzigen Schuß. Ihr Überfall kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Auf dem Gute

hatte Edward alles, was nur ein Gewehr tragen konnte, bewaffnet und war auf die Stadt zu marschiert . . . Im Palazzo war nur Graf Potocki mit seiner Gefolgschaft zurückgeblieben. Als Edward die Schießerei rings um den Gutshof hörte, kehrte er mit seiner Abteilung um.

‚Was ist das?' dachte er. ‚In der Stadt wird gekämpft? Der Teufel weiß, wer sich dort miteinander herumschlägt. Sind etwa die Deutschen frech geworden? Aber wer sitzt auf dem Vorwerk?' Er befahl, den Gutshof zu umstellen.

Am Tor kam ihm Potocki entgegen. Er war zu Pferde.

»Was glauben Sie, ist dort los, Graf?«

»Ich weiß es nicht. Die Verbindung mit der Stadt ist gestört.«

Vom Vorwerk her waren vereinzelte Schüsse zu hören. Mogielnicki konnte sich nicht entschließen, mitten in der Nacht dorthin aufzubrechen. Er beschloß, den Morgen abzuwarten und sich keinen Schritt vom Herrenhaus zu entfernen.

Auf dem Vorwerk aber stand es schlimm. Kaum war das Vorwerk besetzt, zettelten die Cholmjanker einen Streit mit den Sosnowkern an und begannen auf der Stelle die Pferde zu verteilen.

»Wir sind zuerst auf den Hof geritten, die Gäule gehören uns!« rief ein langer Cholmjanker, der bereits auf einem gesattelten deutschen Pferd saß und noch drei am Zügel hielt.

Satschok lief zu ihm.

»Gib her, sag ich dir! Sag danke schön, daß du eins bekommen hast. Aber du möchtest gleich alle haben . . . Unsere Gäule sind alle zusammengebrochen, und du packst . . .«

Die Streitigkeiten um die Pferde entbrannten auf dem ganzen Vorwerk. Schtschabel, der sich in der Schützenkette befand, die das Gut beschoß, schloß aus den seltener werdenden Schüssen, daß ein Teil der Bauern davongelaufen sein mußte. Er stürzte zum Tor.

»He, Bauern, was macht ihr denn da?«

Aber niemand hörte auf ihn. Hie und da ging man bereits mit den Gewehrkolben aufeinander los. Der lange Cholmjanker hetzte seine Leute auf:

»Nehmt die Pferde und laßt uns nach Hause reiten! Sollen sie sehen, wie sie allein fertig werden . . . Warum sollen wir uns ins Verderben stürzen? Wer sich euch in den Weg stellt, dem zieht eins mit dem Kolben über!«

Schtschabel erkannte die Gefahr zu spät.

»Wohin, Burschen? Was soll das heißen, verraten wollt ihr uns?« schrie er.

»Pack dich! . . .«, schrie ihm der lange Cholmjanker zu.

»Sollen die Sosnowker die Gäule abgeben, dann bleiben wir . . . Uns hat Mogielnicki alles abgenommen, drum müssen wir uns hier schadlos halten . . .«

»Wozu schwatzt du noch mit ihm? Vorwärts, Burschen, nach Hause! Sonst werden wir hier noch umzingelt. Das kann uns den Kopf kosten . . .«

Sie drängten Schtschabel zur Seite.

Ptacha gelang es mit knapper Mühe, Olessja vor den Pferdehufen zu retten. Die Cholmjanker peitschten auf die Pferde los und sausten, einer den andern überholend, mit den gemeinsten Flüchen an ihnen vorüber. Eine Minute später war von ihnen nichts mehr zu hören.

Die ersten Schüsse brachten die Deutschen auf die Beine. Die Feldwebel liefen am Militärzug entlang. Kurze Kommandorufe ertönten. Als die Schießerei besonders heftig wurde und sich dem Bahnhof zu nähern begann, wurde vor dem Stabswaggon Alarm geblasen.

»Herr Oberst, eine Militärperson, die sich als polnischer Offizier ausgibt, möchte Sie sprechen.«

»Führen Sie ihn herein«, sagte Oberst Pflaumer.

»Habe die Ehre, mich vorzustellen: Hauptmann Wrona.«

»Was hat diese Schießerei zu bedeuten?« fragte drohend der Oberst.

»Es handelt sich um folgendes, Herr Oberst: In der Stadt ist ein bolschewistischer Aufstand ausgebrochen. Man hat uns ein Ultimatum gestellt, uns nicht in die Aktion einzumischen. Sie wollen Ihren Transport entwaffnen und die Offiziere erschießen. Wir haben die ganze Nacht gekämpft, sind aber jetzt gezwungen, um Ihre Hilfe zu bitten . . . Wir haben alles getan, um diese Meuterei zu unterdrücken, aber unsere Kräfte sind erschöpft, und wir müssen die Stadt räumen.«

Das Krachen der Schüsse in der Nähe des Bahnhofs schien seine Worte zu bestätigen. Um den Obersten herum stand eine Gruppe deutscher Offiziere in Stahlhelmen.

»So, so«, murmelte Pflaumer zwischen den Zähnen und spuckte einen Zigarrenstummel aus. »Sie wollen uns entwaffnen? Nun, das werden wir noch sehen . . .«

»Wenn Sie sich einmischen werden, Herr Oberst, wird selbstverständlich von diesem Abschaum keine Spur übrigbleiben.«

Wrona bemerkte unter den Offizieren Schmultke.

Der Oberleutnant sagte leise etwas zu dem Obersten.

»Verzeihen Sie, wie war doch gleich Ihr . . .«

»Hauptmann Wrona«, soufflierte ihm Schmultke.

»Aha! Unbedingt werden wir uns einmischen. Seien Sie so gut, führen Sie Ihre Soldaten dorthin!« Er zeigte mit der Hand nach links. »Wir werden sofort mit der Operation beginnen. Die Geschütze und den Panzerkraftwagen ausladen! Herr Vorsitzender des Regimentsrates, erklären Sie den Soldaten den Grund des Kampfes.«

Dichte Schützenketten von deutschen Soldaten nahmen längs der Rampe des Güterbahnhofs Stellung ein, die übrigen machten sich auf den offenen Güterwagen mit dem Panzerkraftwagen und bei den Geschützen zu schaffen.

Bevor der Morgen graute, war die Stadt in den Händen der Arbeiter. Schtschabel hatte sich im Vorwerk festgesetzt und hinderte so Mogielnicki, sich von seinem Gutshof zu entfernen.

Aber als schon der endgültige Sieg nahe war, krachten auf dem Bahnhof mächtige Salven. Feuer und Stahl wurden von dort auf die Stadt gespien. Anderthalb Dutzend Maschinengewehre bellten gleichzeitig los.

Die Deutschen rückten in die Stadt vor.

Eine volle Stunde leistete Rajewski hartnäckig Widerstand, an jeder Ecke anhaltend. Aber durch die Straßen raste unverletzbar das Panzerauto, das aus seinen Maschinengewehren in die Gäßchen und Höfe hineinfeuerte.

»Ach, daß wir keine Handgranaten haben!« tobte Tschobot.

Die Aufständischen zogen sich zurück, sie räumten eine Straße nach der andern. Und die graugrünen Ketten der Deutschen rückten systematisch und abgemessen vor. Ebenso abgemessen dröhnten auf dem Bahnhof die vier Geschütze, die die Stadt mit schweren Geschossen belegten.

»Was nun, Sigismund, wir haben verloren, wie?« sagte Kowallo, der schnell neben Rajewski einherschritt.

»Ja, das habe ich am meisten gefürchtet. Hier ist's nicht ohne Provokation zugegangen ... Miecielski wollte gestern mit dem Regimentsrat verhandeln, aber der Vorsitzende, ein gekauftes Subjekt, hat ihm mit Verhaftung gedroht. Jetzt gilt es, die Leute zu erhalten. Wir werden uns nach Sosnowka zurückziehen. Aus der Stadt müssen wir so schnell wie möglich verschwinden, bis zum Morgen, sonst werden wir hier umzingelt ...«

Die frühen Morgennebel hüllten noch die Stadt ein, als bereits die letzten Ketten der Arbeiter die Vorstadt verließen.

Schtschabel horchte.

»Das klingt doch, als ob die Unseren aus der Stadt abziehen ... Hörst du, das Schießen kommt schon aus der Vorstadt! Sicher haben sich die Deutschen in die Schlägerei eingemischt. Na, dann müssen auch wir uns zurückziehen, bevor es hell wird ... Wären die Cholmjanker hier, hätten wir das Gut angreifen können; aber so ist nichts zu machen. Melde den andern, daß wir abrücken«, sagte er zu Satschok.

»Sollen wir das Vorwerk in Brand stecken?« fragte jener.

»Nicht nötig. Wird sowieso mal uns gehören ...«, erwiderte Schtschabel. »Laß aufsitzen!« befahl er dann.

»Und wohin mit den Weibern?« brummte Satschok unzufrieden.

»Die lassen wir auch reiten.«

»Ich hab' da eine Fuhre mit allerhand Gerümpel. Da kann ich noch eine unterbringen.«

Schtschabel half Olessja in den Sattel.

»Wirst du auch nicht 'runterfallen?« fragte er, ihr die Zügel reichend.

»Nein, ich bin ja bei uns im Dorfe geritten.«

»Na, und das Gewehr häng über die Schulter. Ei, was für ein Krieger du bist, ein richtiger Held!« scherzte er, wurde aber gleich wieder finster ...

Ptacha galoppierte neben Olessja her. Er war ständig besorgt, das Mädchen könnte vom Pferd stürzen ...

Nach einer halben Stunde vereinigten sie sich mit den aus der Stadt abziehenden Arbeitern.

Edward Mogielnicki kam zum Bahnhof geritten, um Oberst Pflaumer persönlich für die erwiesene Hilfe zu danken.

»Womit kann ich Ihnen von Nutzen sein? Sagen Sie es bitte, und alles, was in meinen Kräften steht, wird sofort geschehen.«

Oberst Pflaumer lehnte alle Gefälligkeiten ab.

»Ich danke. Wir haben alles, was wir brauchen. Aber direkt nach uns kommt das Frankfurter Infanterieregiment. Herr Schmultke sagt mir, daß Ihr Bruder in diesem Regiment dient. Soviel mir bekannt ist, brauchen sie Lebensmittel und warme Kleidung. Es fängt an, kalt zu werden. Wenn Sie denen helfen würden, das wäre ausgezeichnet.«

»Aber selbstverständlich, selbstverständlich!« versicherte ihm Edward. »Vielleicht gestatten mir Herr Oberst, Ihre tapferen Soldaten zu belohnen? Ich möchte jedem von ihnen hundert Mark geben ...«

»Das läßt sich machen: Ich werde dem Regimentsrat von Ihrem liebenswürdigen Angebot Mitteilung machen. Übrigens beabsichtigen wir, uns bis zur Ankunft der Frankfurter hier aufzuhalten, und bitten Sie, uns keine Hindernisse bei der Brotrequisition in der Bäckerei in den Weg zu legen.«

Mogielnicki legte die Hand an den Mützenschirm.

»Ich werde sofort Befehl geben, Ihnen das Brot hierher, zum Bahnhof, zu liefern. Jetzt gestatten Sie mir, Sie und Ihre Herren Offiziere im Namen unserer Damen und der ganzen Familie zu einer Abendgesellschaft einzuladen, die wir Ihnen zu Ehren auf unserm Stammgut geben. Wir werden Equipagen schicken, um Sie abzuholen.«

»Ich danke Ihnen! Ich werde es meinen Offizieren ausrichten. Sollte alles ruhig sein, werden wir kommen.«

Mogielnicki ritt mit seinem Stab davon.

»Wir müssen uns beeilen, sonst werden wir dann mit ihnen nicht fertig«, sagte Mogielnicki zu Wrona, als sie in die Stadt zurückkehrten. »Schicken Sie zwei Kuriere zu Zamojski: er soll seine Abteilung von Pawlodz abziehen und hierherkommen. Lassen Sie ihm in meinem Namen sagen, daß ich, sobald wir mit den Deutschen fertig geworden sind, ihm helfen werde, die Pawlodzer zusammenzuhauen. Und Sie bereiten am Bahnhof alles Notwendige vor. Wenn unser Plan mißlingt, dann muß man die Stadt evakuieren und den

Deutschen den Weg freigeben . . . Lassen Sie die Cholmjanker nicht aus den Augen, wenn sie erscheinen. Handeln Sie energisch.«

Potocki war an diesem Tag nicht fortgeritten, wie er beabsichtigt hatte. Der Aufstand in der Stadt hatte ihn zurückgehalten. Als die Ordnung wiederhergestellt war, wurde in Edwards Arbeitszimmer ein von Potocki entworfener Plan zur Entwaffnung der Deutschen ausgearbeitet. Der temperamentvolle Potocki verteidigte ihn mit solcher Leidenschaft, daß Edward nicht widersprechen konnte, ohne Gefahr zu laufen, der Feigheit bezichtigt zu werden.

»Sie sagen, es sei ein Risiko. Aber wo gibt es kein Risiko? Ich selbst werde Ihnen helfen, und ich bin überzeugt, daß wir die Deutschen entwaffnen werden«, sprach Potocki selbstsicher.

Während ihrer Beratung meldete ihnen Pater Hieronymus, daß eine Delegation von Cholmjankern gekommen sei. Edward befahl, sie zu verhaften.

»Ich werde sie hängen lassen! Sie haben unser Vorwerk in Cholmjanka zerstört und hier die von mir gekauften Pferde gestohlen!« schrie er.

Da mischte sich unerwartet Potocki ein.

»Hängen können Sie sie immer noch. Aber wäre es nicht möglich, sie für unsere Pläne auszunutzen?«

Edward sah ihn verwundert an.

»Glauben Sie? Das ist doch Gesindel! . . .«

»Macht nichts, macht nichts! Lassen Sie Pater Hieronymus mit ihnen verhandeln. – Sagen Sie ihnen: wenn sie gegen Abend fünfzig Mann zum Bahnhof schicken und uns helfen werden, die Deutschen zu entwaffnen, so bekommen sie einen Teil der Beute, Geld und werden vom Grafen begnadigt«, sagte Potocki, zu Pater Hieronymus gewandt, in befehlendem Ton. »Na, Sie wissen ja selbst am besten, wie man das macht . . .«

Pater Hieronymus ging fort, kam aber bald zurück.

»Sie bitten, daß der erlauchte Pan ihnen das selbst sagt.«

Edward sah Potocki an.

»Macht nichts, gehen Sie nur. Das verpflichtet ja doch zu gar nichts.«

Edward erhob sich.

Abends, als sich im Herrenhaus der Mogielnickis fast alle deutschen Offiziere versammelt hatten, ritten Edward und Potocki inmitten einer Begleitmannschaft zum Bahnhof.

Die in aller Eile für den Abend zusammengetrommelten Damen waren besonders eifrig bemüht, die Gäste zu unterhalten. Der heiter gestimmte Józef sparte nicht mit dem Wein.

Die Deutschen wurden allmählich heimisch.

Schmultke und Sonnenburg machten Stefania den Hof, und die raffinierte Polin beschenkte sie mit verschmitzten Blicken und lachte. Niemand hätte ahnen können, was sich unterdessen am Bahnhof abspielte.

Ein langbeiniger deutscher Soldat lief von Waggon zu Waggon und rief vergnügt in die geöffneten Türen:

»Kommt schnell und holt euch jeder eure hundert Mark! Sonst reicht es auf einmal nicht, und ihr könnt mit 'ner langen Nase abziehen. Das Geld wird im Wartesaal erster Klasse ausgezahlt.«

Die Waggons leerten sich. In dichtem Haufen drängten sich die Soldaten in den Wartesälen erster und zweiter Klasse. Ein Feldwebel rief die Namen auf, und drei Angestellte der Stadtverwaltung händigten jedem einen Hundertmarkschein aus. An den Tischen war Gedränge, Geschrei und Streit – jemand hatte sich zweimal auszahlen lassen und war dabei ertappt worden.

In der Zwischenzeit führte Dziobek – von dem noch immer ein widerlicher Gestank ausströmte, trotzdem er dreimal im Dampfbad gewesen war, wohin ihn Wrona immer wieder schickte – mit einigen Gendarmen Worobejko zu einer Lokomotive.

»Steig ein und fahr an den Militärtransportzug 'ran. Da koppelst du an und gibst sofort Volldampf, daß der Zug im Moment aus dem Bahnhof 'raus ist. Bringst ihn so an die vier Werst fort und hältst an. Paß auf, oder . . .« Und er zeigte dem Lokomotivführergehilfen seinen Revolver.

»Aber die werden mich doch dafür umbringen!«

»Nichts wird dir passieren! Steig ein und fahr los! Aber wenn du noch viel Geschichten machst, dann hast du ausgespielt!«

Worobejko, der sich selbst verwünschte, daß er auf dem Bahnhof geblieben war, stieg auf die Lokomotive.

Auf dem Bahnhof erhob sich wildes Geschrei. Über die Weichen dröhnend, raste der Zug mit steigender Geschwindigkeit an der Bahnhofshalle vorüber und verschwand hinter dem Depot.

Einige Soldaten machten den Versuch, ihn einzuholen, gaben es aber bald auf, als sie sahen, daß es nutzlos war.

Die meisten Soldaten waren unbewaffnet. Nur die Unteroffiziere hatten Revolver und einige Soldaten Seitengewehre.

»Verrat! Man hat uns betrogen!« tönten von allen Seiten aufgeregte Schreie.

Die wütenden Soldaten verprügelten die völlig unschuldigen Beamten der Stadtverwaltung und warfen den Tisch mit dem Geld um.

Der semmelblonde Leutnant mit dem Klemmer, einer von den auf dem Bahnhof zurückgebliebenen Offizieren, versuchte Ordnung zu schaffen.

»Wer eine Waffe hat, zu mir!«

Aber es war schon zu spät. Der Bahnhof war von Mogielnickis Abteilung und Potockis Leuten umzingelt. Den Weg nach Norden aber versperrten ihnen die Cholmjanker.

Sie wurden von einem langen Bauern angeführt, welcher sich in allem den Anweisungen Zarembas unterordnete, der sich mit zwei Dutzend Legionären unter den Cholmjankern befand.

Einige Salven zwangen die deutschen Soldaten, das Bahnhofsgebäude einzeln, wie ihnen befohlen wurde, zu verlassen.

Anderthalb Stunden später wurden die Deutschen, denen man die Mäntel abgenommen hatte, einige sogar barfuß, von drei Seiten von Polen flankiert, aus dem Bahnhof herausgeführt.

»Achtung!« brüllte Zaremba, »ich befehle euch abzurücken, ohne euch auch nur eine Minute aufzuhalten. Ihr werdet hübsch zu Fuß ins Vaterland laufen. Schadet euch gar nichts!«

Grabesstille . . . Er erhielt keine Antwort.

Einige hundert Menschen schritten schweigend mit gesenkten Köpfen, düster und voll grimmigen Hasses gegen diejenigen, die sie betrogen hatten, durch den Kot . . .

»Na, was hab' ich Ihnen gesagt?« rief begeistert Potocki, der sich auf seinem unruhigen Pferd hin und her tummelte. »Jetzt werden wir uns zu den Herren Offizieren begeben. Mit ihnen werden wir etwas höflicher verfahren. Man muß immerhin bedenken, daß sie

sich heute anständig benommen haben. Ich werde Fürst Zamojski schreiben, daß er sie ohne Exzesse passieren lassen soll.«

»Ja, natürlich«, stimmte Edward zu.

Der Militärzug raste an einer verlassenen Zwischenstation vorüber und lief nach einer halben Stunde in die Nachbarstation ein. Worobejko brachte die Lokomotive zum Halten und sprang die Stufen herab.

Von allen Seiten kamen bewaffnete Leute herbeigerannt.

»Hallo, Burschen, was ist denn das? Wo kommt denn der Zug her? Sieh mal an, da sind ja zwei Deutsche! Und da ist noch einer! . . .«

Worobejko wurde umringt. Ein stämmiger, bärtiger Mann mit MG-Patronengurten, Revolver und Handgranaten am Gürtel, fragte:

»Was bist denn du für einer? Antworte! Ich bin der Ataman Beresnja.«

»Also Aufständische«, rief Worobejko erfreut. »Und ich dachte schon, daß ich den Pans in die Hände gefallen bin. Dabei stellt sich's heraus, es sind die Unsrigen . . .« Er lächelte erfreut. »Und ich, Genossen, bringe euch ein Panzerauto und vier Geschütze. Damit ihr den Pans ordentlich einheizen könnt . . . Bei uns ist's schief gegangen. Wir haben einen Aufstand gemacht, das heißt wir haben unsere Genossen aus dem Gefängnis 'rausgeholt und die Legionäre verdroschen – aber da haben sich plötzlich die Deutschen eingemischt. Ein ganzes Regiment! Klar, daß sie uns geschlagen haben. Unsre haben sich nach Sosnowka zurückgezogen; dann sind die Deutschen mit den Polacken in Streit geraten. Da haben mich die Polacken beim Schlafittchen genommen und haben mir befohlen, den deutschen Militärzug von der Station wegzuführen, und ich bin hierher durchgebrannt. Na, so ist das eben gekommen, Genossen!«

Die Umstehenden hörten Worobejko schweigend zu.

»Und du, bist du nicht zufällig einer von den Bolschewiki?« fragte ihn der Bärtige, der sich Beresnja nannte.

»Ja, ich bin tatsächlich Parteimitglied, Kommunist«, antwortete voll Stolz Worobejko.

»A–a–ah, ein Kommunist!« Der Bärtige fluchte zynisch. »Mit deinesgleichen machen wir kurzen Prozeß. Packt ihn, Jungs!«

Worobejko blickte fassungslos um sich.

»Ja, wer seid ihr denn?«

»Wir sind Petljura-Leute! Von denen hast du wohl noch nichts gehört, he, du Judenknecht?« sagte der Bärtige, grimmig die Zähne fletschend.

»Dann seid ihr also Konterrevolutionäre?« Worobejko versagte die Stimme.

»Das kannst du verstehen, wie du willst. Führt ihn hinter den Bahnübergang und befördert ihn zum Herrgott«, sagte der Bärtige mit einer vielsagenden Handbewegung.

Einige Leute packten Worobejko und führten ihn ab.

Die Plünderung des Militärzuges hatte bereits begonnen.

»Wir werden ihn hier erledigen, wie? Wozu sollen wir ihn noch weiter schleppen?« sagte einer der Petljura-Leute.

Worobejko sah sich traurig um.

Jenseits des Bahnübergangs war freies Feld. Es wehte ein kalter Wind. Worobejko zitterte vor Entsetzen bei dem Gedanken, daß man ihn gleich umbringen werde und daß nicht einmal jemand davon erfahren würde. Und alles das geschah so einfach . . .

»Bist du ein Rechtgläubiger? Dann bekreuzige dich, denn wir machen gleich Schluß mit dir«, sagte ruhig einer der Petljura-Leute.

»Wofür denn?« fragte fast besinnungslos Worobejko.

»Wenn der Ataman gesagt hat: ‚umlegen', so heißt das, du hast's verdient . . .«

»Was hab' ich euch denn getan? Einen Zug mit guten Sachen habe ich euch gebracht. Habt ihr denn kein Gewissen, einen arbeitenden Menschen für nichts und wieder nichts zu töten?«

»Du bist doch Kommunist!«

Worobejko befürchtete, daß man ihn in den Rücken schießen werde und wandte sich bald nach dem einen, bald nach dem andern um.

»Wir Arbeiter sind ja doch alle Bolschewiki! Was ist da schon Besonderes dabei? Mein Vater hat sein ganzes Leben lang als Knecht gearbeitet. Warum wollt ihr mich denn umbringen?«

Einer der Petljura-Leute sagte nachdenklich:

»Vielleicht lassen wir ihn wirklich laufen? Wozu brauchen wir ihn?«

Der andere zögerte unentschlossen:

»Zum Teufel mit ihm. Soll er laufen!«

Der dritte, der schon das Gewehr abgenommen hatte, warf es wieder über die Schulter.

»Hau ab! Aber sieh zu, daß du dem Ataman nicht unter die Augen kommst. Und laß die Finger von der Kommune, Dummkopf!«

»Werdet ihr mir auch nicht in den Rücken knallen?« fragte offenherzig Worobejko. »Wenn ihr das wollt, dann schießt lieber gleich ins Herz, damit ich mich nicht zu quälen brauche. Ganz gleich, 's ist ein Sterben . . .«

»Hau ab, hau ab!«

Die ersten zehn Schritte sah sich Worobejko ständig um, in Erwartung eines Schusses. Dann lief er auf und davon, querfeldein.

Am Morgen setzte Frost ein. Pfützen und Sümpfe froren zu. In Zibuljas Hütte in Sosnowka hatte sich der Stab versammelt. Es wurde beschlossen: Die Mitglieder des Revolutionskomitees kehren zur Arbeit in die Stadt zurück. Diejenigen Arbeiter, die hoffen konnten, unentdeckt zu bleiben, kehren ebenfalls zurück. Ein Teil bleibt in Zibuljas Abteilung. Die übrigen begeben sich nach Pawlodz. Gegen Schluß der Beratung kam ein Bauer aus Cholmjanka mit einer Schreckensbotschaft angesprengt. Mogielnicki hatte befohlen, elf Cholmjanker in der Stadt gegenüber der Stadtverwaltung aufzuhängen. Den übrigen nahm man die Pferde ab, verabreichte ihnen je fünfzig mit dem Ladestock und ließ sie laufen.

Patlai, Schtschabel, Tschobot und ein Teil der Arbeiter marschierten, nachdem sie die Maschinengewehre auf einen Wagen geladen hatten, nach Pawlodz. Stepowy, der nicht in die Stadt zurückkehren wollte, schloß sich ihnen an.

Von den sechzig auf dem Vorwerk erbeuteten Pferden gelang es Schtschabel nach langem Bitten, von den Sosnowkern nur zehn herauszubekommen.

Die aus der Stadt mitgebrachten Gewehre und Patronen luden sie auf Wagen und verließen das Dorf. Schtschabel machte sich mit seinen zehn Reitern ebenfalls auf den Weg.

»Ihr braucht unsertwegen keine Tränen zu vergießen, Mädels! Wir kommen bald zurück und werden glücklich und zufrieden miteinander leben«, scherzte er, als er sich von Olessja und Sara verabschiedete, die in Sosnowka zurückblieben.

Einer nach dem andern – Kowallo, Miecielski, Jadwiga und Rajewski – kehrten in die Stadt zurück.

Kowallo war nicht wenig verwundert, als er auf der Vortreppe des Pumpwerks eine unbekannte Frau erblickte, die sich dort mit dem Samowar zu schaffen machte.

‚Was hat denn das zu bedeuten?' dachte er.

Die Frau lächelte, als sie seiner ansichtig wurde.

»Da ist, scheint's, der Hausherr gekommen? Ist doch recht ungehörig, so in einem fremden Hause herumzuwirtschaften. Ich bin Andrijs Mutter, Maria Ptacha.«

»Guten Tag! Auf diese Weise müssen wir uns also kennenlernen.« Kowallo drückte ihr freundschaftlich die Hand.

Andrijs Mutter war groß, kräftig und, was Kowallo besonders in Erstaunen setzte, sie war noch jung.

Als Rajewski in den Hof trat, fand er die beiden in einer lebhaften Unterhaltung.

»Das sage ich ihnen ja auch: ‚Der Teufel weiß, wo er sich herumtreibt! Bin ich denn sein Kindermädchen? Er ist ja, Gott sei Dank, schon siebzehn Jahre alt! Ich bin für ihn nicht verantwortlich. Wenn ihr ihn kriegt, könnt ihr ihm meinetwegen das Fell abziehen!' Und dabei tut mir das Herz weh. Nur denke ich, sie kriegen ihn ja doch nicht, denn mein Andrijka ist keiner, der sich von ihnen erwischen läßt. Ach, wieviel Kummer ich mit den Jungens habe! Der eine wie der andere . . . Dem Kleinen kann ich ja manchmal eine Tracht Prügel geben, aber was kann ich schon mit dem Großen machen?«

Als sie Rajewski erblickte, verstummte sie.

Es verging eine Woche. Der Winter war plötzlich hereingebrochen. Jadwiga wohnte bei ihrer älteren Schwester. Marcellina war Verkäuferin in einer polnischen Konsumgenossenschaft. Fromm und verschlossen wie sie war, hatte sie der Schwester niemals nahe-

gestanden. Wie alle alten Jungfern hatte sie ihre Schrullen: in ihrem Zimmer hausten sieben Katzen. Sie benannte sie mit den ausgefallensten Namen und widmete ihnen ihre ganze freie Zeit. An jedem Sonntag besuchte sie regelmäßig die polnische römisch-katholische Kirche und war bei dem Pfarrer gut angeschrieben. Hie und da besuchte sie seine Haushälterin – ihre einzige Freundin.

Als Marcellina an diesem Abend zu ihr kam, fand sie sie nicht daheim. Der Pfarrer selbst, ein gutmütiger Dickwanst mit einer riesigen Glatze, öffnete ihr die Tür.

»Kommen Sie nur herein, Panna Marcellina. Pani Wanda muß gleich zurückkommen«, lud er sie ein.

»Nun, was gibt es bei Ihnen Gutes, Panna?« fragte er, als sie sich bescheiden in einer Ecke des Wohnzimmers niedergelassen hatte.

»Danke, nichts Besonderes. Meine Schwester wohnt jetzt bei mir.«

»Ach, sieh mal an«, sagte er, um nur irgend etwas zu sprechen. »Sagen Sie, wie kommt es, daß ich mich Ihrer Schwester nicht erinnere?«

Marcellina schlug die Augen nieder.

»Sie geht nicht in die Kirche, Herr Pfarrer.«

»Aha! Sie ist Witwe, scheint es? Jetzt entsinne ich mich. Sie baten mich im Herbst, für ihren Mann zu beten.«

»Er lebt, Gott sei Dank, Herr Pfarrer. Er ist vor kurzem wiedergekehrt.«

»Sieh mal an!«

Der Geistliche ging mit kleinen Schritten im Zimmer auf und ab. Er erkundigte sich so teilnahmsvoll nach allem und war so freundlich, daß ihm die gerührte Marcellina bereitwillig alles erzählte, wonach er fragte.

»So, so . . . Nun, das ist nicht so schlimm, meine Liebe, machen Sie sich keinen Kummer. Es ist freilich betrüblich, sehr betrüblich, daß sie alle von Gott abgefallen sind. Aber der Heilige Vater ist allmächtig. Sie werden zu ihm zurückkehren . . .«, sagte nachdenklich der Pfarrer.

»Schönen guten Abend, Pater Hieronymus. Ja, es ist nun Winter geworden. Und es schneit bereits. Nun, kommen Sie bitte zu mir herein . . .«

»Erscheint Ihnen das alles nicht ein wenig sonderbar, Pater Hieronymus?«

»Ja, natürlich. Besonders jetzt. Sie sagten, ihr Name sei Rajewskaja, wie? . . .«

. . . Zwei Tage folgte Dziobek Jadwiga in Zivil. Nachts löste ihn Kobylski ab. Dziobek gelang es zweimal, ihr Gesicht zu sehen. Er prägte sich die Züge dieser üppigen, hübschen Frau mit der weißen gestrickten Mütze gut ein, ihren schönen, harmonischen Gang, ihre weiche, angenehme Stimme. Er erkannte sie jetzt schon von weitem. Auf den ersten Blick hatte er sie auf dreißig Jahre geschätzt. Bei der zweiten Begegnung jedoch, als er sie in der Nähe sah, gab er noch fünf Jahre zu.

An jenem Tag hatte Jadwiga bis zum Abend im Atelier gearbeitet. Auf dem Heimweg ging sie in ein Geschäft, darauf zum Arzt, Doktor Miecielski, und dann nach Hause. Nachts ging sie nicht aus.

Am Abend des zweiten Tages war Dziobek dieser unnützen Nachlauferei schon überdrüssig. Er beauftragte einen seiner Spitzel, sie weiter zu beobachten, und ging selbst daran, genaue Erkundungen einzuziehen.

Bald hatte er in Erfahrung gebracht, daß die Rajewskaja früher in einer anderen Straße gewohnt hatte, und zwar nicht allein, sondern mit ihrem Sohn. Unter dem Vorwand, daß er seine Schuhe reparieren lassen wollte, suchte er den Schuster Michelsohn auf.

Das Knäuel begann sich allmählich zu entwirren. Von Spielmann erfuhr Hauptmann Wrona einiges über Sara.

»Die Tochter des Schusters ist fort! Und der Sohn dieser Rajewskaja ebenfalls . . . Da stimmt was nicht, Herr Hauptmann!«

Nachdem nun noch Barankiewicz alles über Raimund Rajewski berichtet hatte, nahm Wrona selbst die Untersuchung in die Hand.

Am dritten Tag ging Jadwiga frühmorgens zu Patlais Frau.

»Jetzt haben wir dich!« frohlockte Dziobek.

Das war die erste schwere Belastung. Man hatte beschlossen, Patlais Frau, die während des Aufstandes befreit worden war, vorläufig unbehelligt zu lassen. Das Haus wurde jedoch überwacht.

»Seien Sie vorsichtig, sonst werden Sie noch die ganze Sache zum Scheitern bringen!« unterbrach Wrona den geschwätzigen Dziobek, als dieser ihm von seinen Erfolgen Meldung machte. »Vorläufig wissen Sie noch gar nichts.«

Am Morgen des folgenden Tages wurde Wrona sowohl von der Fabrik wie von der Bahnhofsgendarmerie angerufen.

»Heute nacht sind wieder Aufrufe des Revolutionskomitees geklebt worden. Sie enthalten nur einige Worte: ‚Genossen Arbeiter! Wir sind nicht geschlagen. Wir haben uns nur vorübergehend zurückgezogen. Wartet – wir kehren bald wieder. Möge der Feind dessen eingedenk sein! Es lebe die Macht der Arbeiter und Bauern! Der Vorsitzende des Revolutionskomitees – Chmury.'«

Wrona legte den Hörer nieder und überlegte. Dann zog er eine kleine Blechdose aus der Tasche, entnahm ihr eine Prise eines weißen Pulvers und schnupfte es mit Genuß.

Rajewski blieb an einer Straßenecke bei einem Laden stehen, um Jadwiga zu erwarten. Sie mußte nach der Arbeit hier vorüberkommen. Er hatte etwas mit ihr zu besprechen. Bisher hatten sie sich nur bei Miecielski getroffen. Das Wartezimmer des Arztes erwies sich als der geeignetste Ort dafür.

Neben ihm stand ein kleiner Mann im warmen Halbpelz. Rajewski, der nach alter Gewohnheit bemüht war, nicht durch längeres Verharren in der gleichen Stellung die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wandte den Rücken gegen den Wind und zündete sich eine Zigarette an. Der Wind trieb leichte Schneeflocken durch die Straßen.

»Gestatten Sie anzurauchen«, bat der Mann im Halbpelz und zog mit frosterstarrten Fingern eine Schachtel mit billigen Zigaretten heraus.

»Bitte.«

Am Akzent erkannte Rajewski, daß er ein Pole war. Das Trottoir entlang eilten Leute. Die Kälte ließ sie ihre Schritte beschleunigen. Im Glas des Schaufensters sah Rajewski Jadwiga vorübergehen. Sie bemerkte ihn nicht. Der Mann im Halbpelz hatte es auf einmal eilig. Er ging, ohne anzurauchen.

Rajewski schaute ihm nach und ging, seine Zigarette rauchend, ruhig hinterher. Er sah, wie Jadwiga in einen Brotladen ging. Der Mann im Halbpelz blieb in der Nähe stehen. Rajewski hielt sich bei einer Anschlagsäule auf. Als Jadwiga herauskam und nach Hause ging, folgte ihr der Mann im Halbpelz. Rajewski ging auf

der anderen Straßenseite an dem Haus vorüber, in dem Jadwiga wohnte, ohne einen Blick hinüberzuwerfen.

In einer Seitengasse verhandelte der Mann im Halbpelz ziemlich lässig mit einem Droschkenkutscher.

Rajewski ging weiter und dachte nach. Plötzlich fühlte er ein Brennen im Munde. Er nahm die Zigarette heraus. Sie war ausgebrannt, und das Mundstück schwelte.

Mit einem scharfen Blick stellte er fest, daß sich vor Miecielskis Haus eine verdächtige Gestalt herumtrieb.

In der Wohnung des Arztes stand der Abziehapparat.

‚Kowallo ist gerade jetzt bei Miecielski. Aha, da ist ja noch einer! Na, das ist ja ein ausgemachter Dummkopf. Sie hatten noch nicht Zeit gehabt, sich erfahrene Leute auszusuchen.'

Rajewski ging noch zwei Straßen weiter und bog in ein Gäßchen ein. Hier überzeugte er sich, daß sich ihm niemand angehängt hatte.

‚Jadwiga, Kowallo, Miecielski – wer von ihnen ist unvorsichtig gewesen? Es war schon zu spät, sie zu warnen. Es ist klar – Jadwiga hätte nicht in die Stadt zurückkehren dürfen . . .' Das Herz krampfte sich ihm plötzlich schmerzhaft zusammen. ‚Jadwiga!' Er stieß mit der Schulter gegen einen Laternenpfahl und kam sofort zur Besinnung. Schnell ging er zur Arbeitersiedlung. Man mußte die übrigen warnen . . .

Gnat Werba ging zu allen Teilnehmern des Aufstandes und riet ihnen, so schnell wie möglich aus der Stadt zu verschwinden.

Nach Einbruch der Dunkelheit verließen Rajewski und Werba die Stadt. Unterwegs gingen sie, ohne es zu ahnen, an Schtschabel vorbei, der zu Fuß in die Stadt hineinzukommen versuchte.

In dieser Nacht fanden in der Siedlung Massenverhaftungen statt.

ELFTES KAPITEL

Es wütete ein heftiger Schneesturm . . . Er trieb die Schneeflocken gegen die Fenster der Waldmühle. In wildem Aufruhr stöhnte der Wald . . .

Ein kalter Schauer durchdrang Andrijs Herz. Er stemmte sich mit dem Rücken gegen eine Eiche, hielt den Karabiner mit beiden Händen fest umklammert und starrte in das Dunkel der Nacht, bis ihm die Augen schmerzten. Jedes Knacken eines brechenden Zweiges erschien ihm wie menschliche Tritte. Als er schließlich von dieser Nervenanspannung ermüdet war, ging er um die Eiche herum, und seine Augen fanden Erholung in dem Licht, das aus den Fenstern der alten Mühle strömte.

Das Licht sprach von Leben, von den Menschen, die vor dem rasenden Schneegestöber in den warmen Zimmern des Müllers Zuflucht gefunden hatten.

‚Sicher redet Pszeniczek wieder einmal allerhand Unsinn über mich . . . und Olessja lacht wahrscheinlich. Na, was ist schon dabei, soll sie nur lachen.'

Andrij lächelte unbewußt. Eine warme Woge überflutete sein Herz, wie immer, wenn er an Olessja dachte. Die Menschen nennen das Liebe. Meinetwegen, mag es Liebe sein!

Und Andrij versank in Gedanken, er begann zu träumen . . . Wie, wenn er nun ein berühmter Kämpfer würde? Legenden würden sich in Dörfern und Weilern über ihn verbreiten, sein Name würde zum Schrecken der Feinde werden, und er, kühn und jung, wird an der Spitze seiner Eskadron dahinjagen und die Heimaterde von der Schlachta säubern. Und Pan Barankiewicz wird auf der Flucht vor ihm zu seiner Gattin, dieser kümmerlichen Ziege mit dem dünnen Hals, sagen: ‚Das ist doch dieser Ptacha, dieser Hundesohn, dieser berüchtigte Heizer aus dem Kesselhaus unserer Fabrik.'

Olessja wird seine Siege verfolgen, und im Herzen wird sie sicher stolz sein, daß dieser Bursche, der jetzt soviel von sich reden macht, ihr Knie geküßt und feurige Liebesworte zu ihr gesprochen hat . . . Und sie wird sich nicht mehr über ihn lustig machen, und in ihren Augen wird er nicht mehr diesen schlecht verhehlten Spott sehen.

Schaut Olessja dann ihn, den ruhmbedeckten Helden an, wird er zum erstenmal Begeisterung und Liebe in ihrem Blick finden . . .

Ganz dicht neben ihm knackte plötzlich das trockene Reisig. Automatisch rissen seine Hände den Karabiner an die Schulter. Ein scharfer Ruf entrang sich seiner Brust:

»Halt! Wer da? Ich schieße!«

Etwas Dunkles, Hohes bewegte sich auf ihn zu, und eine heisere Stimme antwortete:

»He! Wer ist dort an der Mühle? Ich bin's, Schtschabel!«

Er hatte die Stimme erkannt, ließ den Karabiner sinken.

»Ich bin's, Ptacha!« rief er.

Da war auch schon der Kopf des Pferdes neben ihm. Der Reiter im weiten Schafpelz und der Lammfellmütze neigte sich bereits zu Andrij und musterte ihn.

»Wo kann ich das Pferd einstellen? Wer ist dort im Haus? Ist Zibulja da?« krächzte er heiser.

»Alle sind da!« schrie Ptacha, »und wie steht's in Pawlodz?«

»Ich komme aus der Stadt. Dort steht's schlimm. Das Revolutionskomitee ist verhaftet worden . . .«

Ptacha fuhr zurück:

»Was sagst du da?«

Sie stritten leidenschaftlich bis in die tiefe Nacht hinein. Die Nachricht von der Verhaftung des Revolutionskomitees lastete schwer auf allen.

Während Schtschabel den Pelz auszog, sagte er kurz:

»Jemand hat Verrat geübt. Alle sind verhaftet . . .«

Schtschabel wußte nicht, daß es Rajewski geglückt war, nach Pawlodz zu entkommen.

Lange, sehr lange herrschte drückendes Schweigen im Zimmer. Raimunds Gesicht war aschfahl geworden. Der Hüne Zibulja zerraufte finster seinen langen Bart. Er starrte in die Ecke, als ob sich dort im Dunkeln unter der Bank etwas befände, das seine Blicke anzog.

Olessja hatte sich in eine Ecke am Ofen verkrochen und saß dort mit tief gebeugtem Kopf, um ihre Verzweiflungstränen zu verbergen. Eben noch hatte ihr helles Lachen alle aufgeheitert. Mit weit geöffneten Augen, in denen sich Schrecken und Trauer malten, blickte Sara zu dem Riesen Zibulja hinüber, vergeblich bemüht, in seinem Verhalten wenigstens einen Funken Hoffnung zu finden. Aber der Sosnowker Rebell blieb düster.

Ptacha, der eben von Pszeniczek abgelöst worden war, sprang plötzlich von der Bank auf und warf, außer sich vor Wut, sein winziges Mützchen auf den Tisch:

»Was sitzt ihr denn hier herum, ihr Großväter? Das Revolutionskomitee muß 'rausgeholt werden! Wir greifen mit der ganzen Abteilung die Stadt an – und machen ihnen den Garaus! Wir hauen die Pans zusammen und befreien die Unsrigen!«

Zibulja wandte ihm langsam seinen schweren Kopf zu.

»Womit willst du denn angreifen, du Säugling? Es wäre gescheiter, wenn du still säßest!«

Andrij flammte auf:

»Womit wir angreifen sollen? Ich sage es doch – mit der ganzen Abteilung! Man muß die Bauern in den Dörfern auf die Beine bringen! Aber du, nenn mich nicht noch mal Säugling, sonst vergesse ich, daß du einen Bart bis zum Nabel hast, und gehe los, daß . . .«

»Andrij . . .«, sagte Sara leise.

Ptacha kam zur Besinnung. Satschok brummte erbost:

»Man sachte, Jungchen! Für solche Reden kannst du die Peitsche zu kosten bekommen. Wenn hier auch nicht die Zarenarmee ist, aber Kommandeur bleibt Kommandeur, auch bei uns. Sagt er etwas, heißt's zuhören und Order parieren. Werd' du noch ein bißchen älter, wählen wir dich zum Kommandeur, dann wirst du zeigen, was du kannst.«

»Von wegen der Peitsche, das kannst du dir schenken!« mischte sich Przygodzki mit finsterer Miene ein. »Das sind Feldwebelmanieren, die dir noch von früher anhängen.«

Langsam das Ukrainische aussprechend, fragte Raimund:

»Genosse Zibulja, Sie weigern sich also, die Stadt anzugreifen oder wenigstens das Gefängnis? Gerade herausgesagt: Sie werden mit Ihrer Abteilung nicht zur Befreiung der Gefangenen ausrücken?«

Zibulja stemmte seinen riesigen Körper schwer gegen den Tisch und räusperte sich verlegen.

»Habe ich etwa gesagt, daß ich mich weigere? Aber wie sollen wir losgehen? Ihr wißt doch selbst – wir haben fünfzig berittene Bauern, zwanzig davon haben Militärgewehre, die übrigen nur Jagdflinten. Na, setzen wir noch fünfundzwanzig Leute auf Schlitten. Ich spreche nur von den Sosnowkern! Auf meine Leute von andern Dörfern rechnet nicht allzusehr, die sind dort ihre eigenen Herren . . . Wenn man gegen sie Strafexpeditionen losließe, dann würden sie freilich schon zupacken. Aber die Städter befreien – dafür sind die schwerlich zu haben. In der Stadt haben sie viel mehr

Truppen als wir. Wer hat denn Lust, auf Maschinengewehre loszugehen?«

»Du kneifst also?« fragte Schtschabel feindselig.

Zibulja wurde dunkelrot.

»Ein hitziges Volk seid ihr Städter! Immer wollt ihr mit dem Kopf durch die Wand . . . Nehmen wir an, ich gehe mit euch – ich weigere mich ja nicht, ich vergesse niemals, was man mir Gutes getan hat. Ich habe noch nicht vergessen, wer mich gerettet hat, als mich die Pans erschießen wollten. Aber was geht das die Bauern an? Na, und um die Wahrheit zu sagen – man wird uns abschlachten wie die Hammel, bis auf den letzten. Niemand werden wir 'rauskriegen und selbst alle draufgehen. Ich aber als Kommandeur bin doch für alles verantwortlich.«

Schtschabel unterbrach ihn heftig.

»Laß das, Zibulja, das haben wir schon zur Genüge gehört. Sag's doch geradeheraus: euch fehlt's am nötigen Mumm, euch Partisanen. Weiter als bei eurer eigenen Hütte wollt ihr nicht kämpfen. Alle schaut ihr, daß ihr möglichst nah bei euren Weibern hocken könnt, aber auf die Revolution pfeift ihr! Wie tief doch der Kleinbürger noch in euch steckt, verflucht noch mal!«

»Was – wir Kleinbürger?« verwunderte sich Satschok.

»Und was seid ihr denn?« schrie Ptacha ihn an. »Als wir Euch aus dem Gefängnis 'rausgeholt haben, ging's auf Tod und Leben. Aber jetzt, wo die Pans Galgen für das Revolutionskomitee errichten, da heißt's bei euch: ‚Ich hab' damit nichts zu tun.'«

»Andrij, wozu die Streitereien? Genosse Zibulja hat das ja gar nicht gesagt. Nicht wahr, Jemeljan Sacharowitsch?« mischte sich Sara ein und ging auf den Rebellen zu.

Zibulja drehte sich schwerfällig auf der Bank herum, raufte seinen Bart und brummte:

»Wenn ich ein Bourgeois bin, brauchen wir gar nicht mehr miteinander zu verhandeln. Wenn man aber mit mir wie mit einem Genossen redet, dann weigere ich mich ja nicht, euch zu helfen. Aber gegen die Stadt gehe ich nicht. Da metzeln sie uns einfach nieder . . .«, sagte er fest.

»Dann droht Unsern also der sichere Tod!« sagte Schtschabel dumpf.

»Aber nein, das kann nicht geschehen, solange wir am Leben sind!« brachte Raimund heraus.

»Raimund, wenn sie nicht wollen, dann gehen wir selbst los«, sagte Olessja empört. »Ich gehe auch mit.«

»Ich auch«, sprach leise Sara.

»Und du schämst dich nicht, Zibulja, die Kinder in den Tod gehen zu lassen?« rief Przygodzki, der sich nicht länger beherrschen konnte.

»Ich habe gesagt, gegen die Stadt gehe ich nicht. Aber wer Lust hat, kann gehen. Dann werden ihnen noch sieben in die Hände fallen.«

»Zum Teufel mit euch!« schrie Ptacha. »Gehen wir, Freunde! Wir haben hier nichts mehr zu suchen. Sollen sie Hackfleisch aus mir machen! Aber hier sitzen und warten, bis sie die Unsern hängen, ist feig. Lieber will ich vom Erdboden verschwinden!«

Sowohl Schtschabel wie Przygodzki begriffen die Ausweglosigkeit der Situation. Es war klar, daß ohne die Unterstützung der Partisanen jeder Versuch, das Revolutionskomitee zu befreien, von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Przygodzki kannte die Dickschädligkeit Zibuljas. Ihn herumzukriegen, war unmöglich. Deshalb suchte er einen anderen Ausweg. Und plötzlich zeigte ihm kein anderer als Ptacha diesen Weg.

»Was denkst du, Schtschabel, wird man sie vor Gericht stellen oder einfach so? . . .«, begann Przygodzki.

»Ach was, vor ein Gericht! Vielleicht doch, um den Schein zu wahren, vor ein Kriegsgericht. Aber das ist ja alles gleich; das Ende ist doch dasselbe. Wenn wir morgen nichts unternehmen, dann wird es wahrscheinlich zu spät sein.«

»Wieso zu spät?« flüsterte Olessja mit ersterbender Stimme.

Schweigen. – Es wurde schließlich unerträglich.

»Nun, wenn Unsre umkommen, dann ist's Schluß, dann werde ich niemand verschonen! Und wenn ich ein Jahr dazu brauche, um Leute dafür zu gewinnen, ich werde sie zusammenbekommen, und dann werde ich Abrechnung halten. Dreimal verflucht soll ich sein, wenn ich nicht allen diesen Mogielnickis die Kehle abschneide! Ich dringe in den Gutshof ein, und alle bis auf den letzten müssen daran glauben. Blut um Blut!« schrie Andrij leidenschaftlich.

»Halt, Bursche, da hast du ja gerade das Richtige getroffen«, rief Przygodzki erfreut.

»Was ist das Richtige? Die Mogielnickis umbringen? Der Ell-

bogen ist mir nahe, aber hineinbeißen kann ich doch nicht!« lächelte Zibulja verächtlich und ungläubig.

Aber Przygodzki hörte ihm schon nicht mehr zu. Er streifte alle mit einem vergnügten Blick.

»Also, paßt mal auf, wie glänzend sich das fügt«, fing er an. »Wie geht diese ganze Adels- und Offiziersgesellschaft mit uns um? Wie wilde Bestien! Fällst du ihnen in die Klauen, so hat dein letztes Stündlein geschlagen. Willst du dich nicht ins Joch spannen lassen, kriegst du eine Kugel in den Kopf. Was sind wir eigentlich? Heilige, was? Eine Giftschlange kann man mit bloßen Händen nicht fangen . . .«

»Wozu erzählst du uns das alles?« unterbrach ihn Satschok.

»Dazu, daß wir heute bei Morgengrauen nicht gegen die Stadt, sondern gegen das gräfliche Anwesen losgehen werden.«

»Was, willst du gegen Weiber kämpfen? Der Graf ist doch in der Stadt, den erwischst du ja doch nicht!«

»Schweig du nur, Satschok!«

»Wir werden also einen Angriff gegen das Herrenhaus unternehmen. Ihre Wache in Klein-Cholmjanka werden wir umgehen. Es handelt sich um einen Umweg von etwa zwölf Werst. Bei einem solchen Wetter wird uns selbst der Teufel nicht gewahr! Na also . . . Wir werden ihre Wache überrumpeln. Mogielnicki kommt es gar nicht in den Sinn, eine große Abteilung im Rücken zu halten. Der kennt ja doch unsere Partisanen – er weiß, daß sie aus ihrer Höhle nicht 'rauskriechen.«

»Na, na, haben wir gehört. Was weiter?« brummte Satschok bärbeißig.

»Und weiter – wir nehmen ihre Frauen mit, das alte Reptil als Zugabe. Kann sein, wenn wir aufpassen, fällt uns Mogielnicki selbst in die Hände. Der reitet oft aus der Stadt nach Hause. Ich kenne dort jeden Schlupfwinkel. Wir nehmen alle gefangen, setzen sie in ihre eigenen Schlitten – und heidi! Fang mal den Wind auf freiem Felde. Wir werden sie an einem passenden, abseits gelegenen Ort verstecken und ihm selbst – wenn er uns nicht in die Hände fallen sollte – durchs Telephon sagen: ‚Wenn du auch nur einem von den Unsern ein Haar krümmst, dann werden wir mit den Deinen kurzen Prozeß machen.' Verstanden?«

»Du bist ein Prachtkerl, Przygodzki. Das hat Hand und Fuß!

Und so einfach ist das, zum Teufel noch mal!« rief Ptacha begeistert aus.

Alle schauten auf Zibulja. Sie warteten darauf, daß er sich äußern sollte.

Der Riese sprach nicht gleich. Er war immer etwas schwerfällig im Denken und beeilte sich niemals. Aber schon sein bloßes Schweigen erfüllte sie mit Hoffnung.

»Ja, das geht schon eher an. Darüber läßt sich reden. Das ist vernünftiger, als mit aller Gewalt gegen die Stadt loszugehen. Ich fürchte nur, wir überfallen das Gut und 's ist überhaupt keine Seele dort, und alles war umsonst . . .«, schwankte Zibulja noch immer.

»Also entschieden?« drängte ihn Schtschabel.

»Und wie denkst du darüber, Satschok?«

»Ich, Jemeljan Sacharowitsch, denke wie Sie . . . Aber überhaupt ist das kein schlechter Einfall. Mal sehen, vielleicht fällt den Bauern dabei auch das eine oder andere Stück in die Hände . . .«

»Das schlagen Sie sich nur aus dem Kopf«, sagte Raimund leise, aber so entschieden, daß Satschok verlegen zu blinzeln begann.

»Was ist denn dabei? Das haben sie doch alles bei uns zusammengestohlen.«

»Wir müssen das Revolutionskomitee befreien, und du . . .«, empörte sich Schtschabel.

»Nun gut, 's bleibt dabei, ich bin einverstanden«, beendete Zibulja laut seinen Gedanken. Und im ruhigen Befehlston ordnete er an: »Reite ins Dorf, Satschok, und sorg dafür, daß in einer Stunde die Leute auf den Pferden sitzen. Nimmst nur die Berittenen, die andern laß zu Hause. Für diese Sache reicht's. Also, in einer Stunde . . .«

Ludwika stand an dem riesigen Fenster der Schloßbibliothek.

Der nächtliche Schneesturm hatte sich gelegt. Vereinzelte Schneeflocken sanken langsam auf den weichen, dicken Schneeteppich nieder.

Er war gestern spät am Abend fortgeritten, ohne sich von ihr zu verabschieden.

Was war geschehen? Warum fühlte sie sich jetzt so unbehaglich und einsam in diesem riesigen Hause?

Vieles war ihr unklar. In vielem konnte sie sich in keiner Weise zurechtfinden. Sie alle – Edward, Potocki und Pater Hieronymus – sprechen von dem Kampf für ein unabhängiges Polen, aber an Stelle von Heldentum, Hochherzigkeit, Selbstaufopferung sah sie Verrat, Auspeitschungen und Galgen.

Das ist Politik. Und ihr persönliches Leben? Eine Fremde ist sie hier.

Freilich, auch früher hatte sie sich in diesem Hause nicht heimisch gefühlt. Nur er allein hatte ihr Liebe und Wärme entgegengebracht.

Hatte ihr etwa dieser widerliche Alte jemals nahegestanden, dieser zahnlose Wüstling, von dessen Gemeinheit sie keine Ahnung gehabt hatte, bis ihr die Sache mit Franciszka die Augen öffnete?

Und dieser Wladek?

Oder Stefania . . .

Aber Eddy, ihr Eddy!

‚Ist es denn möglich', dachte Ludwika, ‚daß ich ihn nicht liebe?'

Und wer ist an alledem schuld? Er selbst oder vielleicht sie? Da stellt es sich nun heraus, daß sie ihren Mann nicht gekannt hat! Einstmals war er ihr als Held erschienen, als Ritter ohne Furcht und Tadel. Hätte sie jemals vermuten können, daß er zu solcher Niederträchtigkeit fähig sei? Sie fuhr zusammen, als sie an die Galgen vor dem Gebäude der Stadtverwaltung dachte . . . Er war es, Edward, der befohlen hatte, die auf so heimtückische Weise verhafteten Menschen, die seinem Ehrenwort vertraut hatten, zu hängen. Wer hatte ihn dazu aufgestachelt? Wrona? Sie fürchtet diesen Menschen.

Ludwika trat vom Fenster zurück.

Hohe mit Büchern gefüllte Eichenschränke standen längs der Wände. Hier, in der Bibliothek, vergrub sie sich oft für viele Stunden, entrückt in die zauberhafte Welt der Abenteuer, der Phantasie und Romantik.

Jetzt hatte sie das Verlangen hergetrieben, Vergessenheit zu finden.

Sie trat an einen geöffneten Schrank und ließ den Blick gleichgültig über die vergoldeten Bücherrücken gleiten. »Briefe aus der Vergangenheit« las sie. Wieder kehrten ihre Gedanken zu Edward zurück . . .

Sie erinnerte sich eines alten, vergessenen Briefes, den sie vor einigen Tagen in einem der Bände gefunden hatte. Darin schrieb

die verstorbene Gräfin, Edwards Mutter, ihrem Hausarzt von den »Jugendstreichen« ihres ältesten Sohnes, die sie außerordentlich beunruhigten. Der Knabe könne sich doch eine schlimme Krankheit holen. Die alte Gräfin bat den geehrten Herrn Doktor, das Stubenmädchen Wera zu untersuchen, die mit der »ständigen Betreuung« der Zimmer des jungen Grafen beauftragt werden solle . . .

Scham und verletzter Stolz, Eifersucht und Empörung – alles flammte von neuem auf, und Ludwika begann zu schluchzen. Aber die Tränen versiegten bald. Jetzt darüber weinen, wo alles zusammenbricht, da er über diesen Brief nur verächtlich gelächelt hatte, nachdem er ihn durchgelesen!

Heimfahren, zur Mutter! Und dort, weit fort von ihm, über alles nachdenken und dann entscheiden . . .

Auf dem Hof fiel ein Schuß. Ludwika lief zum Fenster und erstarrte. Im Hof jagte ein Reiter in kurzem Schafpelz umher. In der einen Hand hielt er einen Karabiner, mit dem er offenbar soeben geschossen hatte. Durch die Allee, die zum Herrenhaus führte, galoppierten noch einige Reiter heran. Zwei sprengten direkt aus dem Park zur Anfahrt, sprangen von den Pferden und liefen zum Palazzo.

In wenigen Sekunden füllte sich der Hof mit bewaffneten Reitern. Sie wurden von einem bärtigen Hünen befehligt. Auf einen Wink seiner Hand zerstreuten sie sich nach verschiedenen Seiten, um das Herrenhaus zu umzingeln. Seine Stimme drang bis zu Ludwika. Jetzt fielen bereits im Hause zwei weitere Schüsse.

Es war kein Zweifel möglich. Das waren Partisanen, die in die Besitzung eindrangen. Ihr wurde unheimlich zumute.

Sollte das der Tod sein? Gleich werden sie hier eindringen.

Einer von ihnen wird auf sie feuern. Und alles ist zu Ende . . . Um Erbarmen bitten nach dem Aufhängen, den Erschießungen, dem Betrug? Zum Sühneopfer für Eddys Grausamkeit werden! Einen Augenblick hemmte das Entsetzen alle ihre Bewegungen, dann aber stieß sie der Selbsterhaltungstrieb zur Tür, um sie zu verschließen. Aber nach einigen Schritten hielt sie inne. Ihr Stolz und das Bewußtsein der Ausweglosigkeit hielten sie zurück. Sie stand inmitten des Zimmers und wartete voll Verwirrung und Angst auf das Öffnen der Tür. Und sie öffnete sich unter kräftigen Fußtritten. In die Bibliothek stürmte ein hochgewachsener Bursche in kurzem

Schafpelz, ein kleines Mützchen schief aufs Ohr gesetzt. Er warf einen schnellen Blick über den Raum.

Als er Ludwika erblickte, legte er den Karabiner an.

»Hände hoch! Zum Teufel, schon wieder ein Frauenzimmer!«

Sofort ließ er den Karabiner sinken und rief, noch keuchend vom Laufen:

»Sag, wo haben sich eure Mannsleute versteckt? Her mit ihnen, wir werden sie sowieso finden!«

Und nachdem er das blasse Gesicht Ludwikas betrachtet hatte, fügte er gleich etwas milder hinzu:

»Wir sind rote Partisanen, verstanden? Sie brauchen also keine Angst zu haben. Ihre Mannsbilder, die Offiziere, suchen wir, aber mit Frauenzimmern führen wir keinen Krieg. Doch Sie müssen wir zum Austausch mitnehmen. Kommen Sie!«

Ludwikas Blick begegnete den kühnen grauen Augen des Burschen.

»Aber vielleicht gehören Sie gar nicht zu den Bourgeois?«

»Ich bin Gräfin Mogielnicka.«

»Aha! Dann kommen Sie!« Er wies auf die Tür.

Durch den Korridor liefen bewaffnete Leu[illegible]e alle Zimmer durchsuchten. Hier begegnete Ludwika Pater [illegible]ymus, der von zwei Partisanen geführt wurde.

»Ah, Ptacha, hast ein nettes Vögelchen gefangen?« rief einer von ihnen. »Und wir haben diesen Gänserich erwischt! Haben ihn am Telephon ertappt, als er den Stab anrufen wollte«, sagte der zweite, der zur Vorsicht Pater Hieronymus an der Soutane festhielt.

Als der vorübereilende Pszeniczek die letzten Worte hörte, rief er lachend:

»Wir sind doch nicht auf den Kopf gefallen, heiliger Vater, wir haben vorher die Leitung durchgeschnitten! Hast dich also umsonst bemüht, Papachen. Bist du uns einmal in die Hände gefallen, hilft dir auch der Heilige Geist nicht!«

Auf der Treppe stand ein hochgewachsener junger Mann in kurzer wattierter Jacke, die mit einem Riemen gegürtet war, an dem der Säbel hing.

Seine Hand lag auf dem Griff des Revolvers, der im Gürtel steckte. Das Gesicht war Ludwika bekannt, doch konnte sie sich nicht erinnern, wo sie es gesehen hatte.

Unten im Vestibül erblickte Ludwika Stefania, die bereits den Pelzmantel anhatte, und die verstörte Dienerschaft.

Aus der oberen Etage kam, mit dem Gewehrkolben polternd, Przygodzki herabgesaust. Wütend fiel er über die Lakaien her.

»He, ihr Hundegezücht, was sperrt ihr die Mäuler auf? Bringt den Pans die Pelze, aber ein bißchen fix! Sonst . . .« Und er warf dem alten Józef einen bösen Blick zu.

»Sag, wo hat sich dieser Schuft, der Wladyslaw versteckt? Ich weiß, daß er hier im Hause ist. Wo ist er hingekommen, rede! Du weißt ja doch sicher, wohin sich dieses Vieh verkrochen hat!« schrie Przygodzki den Vater an.

Das Gesicht des alten Józef verzerrte sich.

»Nichts weiß ich. Pan Wladyslaw ist wahrscheinlich fortgeritten. Aber auf dich wartet schon der Strick, das ist klar«, fügte er leise hinzu.

»Nun gut, an dir möchte ich mich nicht vergreifen«, erwiderte ihm der Sohn. »Nur schade, wenn er hier wäre und ich ihn nicht gefunden hätte. He, Jungens, schleppt das alte Gerümpel herunter!« rief er nach oben.

Einige Partisanen trugen den in einen Pelz gehüllten alten Grafen, der vor Schreck ganz versteinert war, herunter. Die hohen Türen des Vestibüls, die auf den Hof zur Anfahrt führten, waren geöffnet. Zibulja kam auf seinem Pferd direkt in das Vestibül hereingeritten. Seine Stimme schallte durch das ganze Haus:

»Los, Jungens, beeilt euch! Bewegt euch ein bißchen schneller! Schneller, sag' ich euch!«

Przygodzki stürzte nochmals zurück, um die Zimmer zu durchsuchen. Oben, in Edwards Kabinett, verstauten Schtschabel und Satschok die vorgefundenen Papiere in einen Koffer des Grafen. Raimund beendete gerade einen Brief an den Obersten.

Nach einigen Minuten fuhren zwei Schlitten, mit Bärenfellen zugedeckt, aus dem Tor des Gutes heraus. Im ersten saßen: Ludwika, Stefania und Franciszka, die Przygodzki gezwungen hatte, die Gräfin zu begleiten. In dem andern war der alte Graf mit dem Geistlichen untergebracht.

Als sie die breite Landstraße erreicht hatten, sausten die Troikas[1], von den Reitern umgeben, in voller Fahrt dahin.

---

[1] Dreigespanne. *Die Red.*

Am Portal waren nur drei Berittene zurückgeblieben. Raimund. Ptacha und Pszeniczek.

Zwanzig Minuten später verließen auch sie den Gutshof.

Es war beschlossen worden, die Mogielnickis in einem alten Jagdhäuschen, das ihrem Nachbarn, dem Gutsbesitzer Manieshkiewicz gehörte, zu verbergen.

Das Häuschen stand im tiefsten Waldesdickicht. Kilometerweit erstreckte sich nach allen Seiten der Fichtenwald.

Das nächste Dorf, Gnilyje Wody, war sieben Kilometer entfernt.

»Das ist eine stille Gegend. Mogielnicki wird es nicht einfallen, hier, direkt vor seiner Nase, zu suchen. Er wird gegen Sosnowka vorgehen«, behauptete der vorsichtige Zibulja.

Olessja und Sara, die am frühen Morgen hierhergekommen waren, sperrten zuerst einmal den alten Waldhüter und seine Frau in eine Vorratskammer, wobei sie ihnen erklärten, daß dieser unfreiwillige Arrest nur von kurzer Dauer sein werde.

Ein auf dem rechten Bein hinkender Partisan, dem die Dorfbu[illegible] den Spitznamen »Hinkebein« beigelegt hatten, war ihnen behilf[illegible]

Nachdem er die Pferde und den Schlitten im Stall eingestellt hatte, ging er ins Haus, nahm die Mütze ab und bekreuzigte sich vor dem Kruzifix, das in einer Ecke des Speisezimmers hing, und streifte langsam das Gewehr von der Schulter.

»Wie, glaubst du noch immer, Onkelchen?« fragte ihn halb im Scherz Olessja.

»Ja, es handelt sich eigentlich nicht um glauben oder nicht glauben, 's ist einfach so eine christliche Sitte«, antwortete »Hinkebein«. »Und ihre Heiligen sind doch die gleichen wie unsere, wenn sie auch den polnischen Glauben haben.«

Sie heizten den großen Ofen und den Kamin. Außer dem Speisezimmer gab es noch drei Zimmer und eine Küche. An den Wänden des Eßzimmers hingen ausgestopfte Tierköpfe. Dicker Staub und Spinngewebe zeugten davon, daß sich in diesem Zimmer schon seit langem niemand aufgehalten hatte.

Das Gut der Manieshkiewiczs befand sich dreizehn Kilometer von hier. In dem Häuschen wohnte nur ein Waldhüter.

Als »Hinkebein« zu den Pferden hinausging, sagte Olessja leise zu Sara:

»Was mag jetzt wohl dort vorgehen? Was denkst du, Sarotschka?«

Sara setzte sich schweigend ans Ende der eichenen Bank.

Olessja ging unruhig im Zimmer auf und ab, blieb einen Augenblick am Fenster stehen, um nachzuschauen, ob sich nicht jemand auf der Schneise zeigte. Sie trug noch immer den weißen kurzen Schafpelz, den ihr Zibuljas Frau geschenkt hatte. Um den Kopf war nachlässig ein weiches Wolltuch geschlungen. Wie ein junger Bär stapfte sie in ihren Filzstiefeln umher.

»Wenn du wüßtest, Sarotschka, wie schwer mir ums Herz ist! Alles würde ich hergeben, wenn ich erfahren könnte, was mit dem Vater geschieht!« sagte sie, sich zu der Freundin setzend. »Warum schweigst du, Sara? Wird man sie denn wirklich umbringen?«

Sie verstummte, die Arme um die Knie geschlungen. Bald schöpfte sie Hoffnung, bald verlor sie sie wieder. Ungewißheit und Erwartung verzehrten sie geradezu. Sara zog sie schweigend an sich, und Olessja lehnte sich folgsam an ihre Schulter.

»So geht es nicht, Olessja. Bald bist du voller Hoffnung, bald wieder ganz verzweifelt. Wärest du nur eins von beiden. So aber werde ich ganz irre, wenn ich dich anschaue.«

Trocken knisterten die lodernden Holzscheite im Kamin.

Im Hause war es still. Nur in der abgelegenen Vorratskammer flüsterten die beiden verängstigten Alten leise miteinander.

»Ah! Guten Tag, nehmt die Gäste in Empfang!« kam Ptacha ins Zimmer gestürmt.

Im Umsehen füllte sich das Jagdhäuschen mit Menschen. Man brachte nur Ludwika und Stefania hierher. Mit dem alten Grafen und Pater Hieronymus war Zibulja auf halbem Wege zu sich nach Sosnowka abgeschwenkt.

»So ist's sicherer. Es kann ja so allerhand passieren. Es ist nicht ratsam, daß ich mit der Partisanenabteilung bei den Manieshkiewiczs erscheine. Wir lassen dort fünf Mann zur Bewachung. Das können eure jungen Leute übernehmen, und wir reiten nach Sosnowka. Mogielnicki wird dort anrücken, das ist so sicher wie zwei-

mal zwei vier ist. Wir haben unsere Sache gemacht, aber das Dorf ohne Männer lassen, das geht nicht an. Stimmt's?« fragte Zibulja, zu Schtschabel gewandt.

Der überlegte ein wenig und erklärte sich einverstanden.

Ludwika und Stefania wurden in einem Raum neben dem Speisezimmer untergebracht. Dort standen zwei breite Ledersofas und ein Klavier. Auch Franciszka kam dorthin.

Raimund, Ptacha, Pszeniczek, Olessja und Sara richteten sich im Speisezimmer ein. Der rührige Leon hatte bereits mit dem Waldhüter und seiner Frau Bekanntschaft geschlossen. Er unterhielt sich freundschaftlich mit ihnen, beruhigte sie, so gut er konnte, und gefiel den Alten so, daß sie ihm von ihren Vorräten abgaben, die, wie er bald herausbekam, recht stattlich waren.

Er erschien im Zimmer mit einem herrlich duftenden Schinken, und als ihn verwunderte Ausrufe empfingen, sagte er lachend und, wie immer, die Worte verdrehend:

»Sympathisch sind die Alten, haben mir sogar einen Schinken geschenkt. Was guckst du mich so an, Andrij? Denkst wohl, ich hab' ihn geklaut? Dann laß uns zu ihnen gehen, kannst sie fragen. Also nicht?«

Przygodzki und Schtschabel kamen ins Zimmer.

»Scheint alles in Ordnung zu sein«, beantwortete Schtschabel eine stumme Frage Raimunds.

»Schlitten und Pferde sind im Pferdestall untergebracht, die Wachen stehen auf ihren Posten. Der Schnee fällt so dicht, daß in einer Stunde alle Spuren verweht sind. Und Zibulja reitet absichtlich in der Nähe von Cholmjanka vorüber. Dort wird man ihn bemerken, es melden und die Aufmerksamkeit von uns ablenken. Schlau hat sich dieser Bär das ausgedacht! . . .«

»Und wie gefällt dir dieser Mönch?« fragte Raimund.

Ptacha mischte sich ins Gespräch.

»An den Augen kann man sehen, daß das ein Aas ist: sieht keinem Menschen gerade ins Gesicht. Ich durchschaue jeden . . .«

»Wenn du das kannst, dann mußt du auch sehen, daß ich seit dem frühen Morgen nichts gegessen habe und mein Magen leer ist«, unterbrach ihn Leon ungeduldig.

»Du – und nichts gegessen? Du bist aber ein unverschämter Kerl, Ljonka! Ein Tscheche, und nicht lügen!« sagte Ptacha zornig.

»Und ich habe gehört, daß die Tschechen bei den Ukrainern das Lügen gelernt haben«, antwortete Leon bissig.

Als sich alle an den Tisch gesetzt hatten, zog der vorsorgliche »Hinkebein« einen Laib Brot aus seinem Rucksack und teilte ihn brüderlich in acht Teile.

Sara schnitt den Schinken.

Przygodzki stand vom Tisch auf, ging zur Tür, die ins Nachbarzimmer führte, öffnete sie ein wenig und rief kurz:

»Franciszka!«

»Was willst du?« antwortete sie nach einigem Zögern.

»Komm her, iß mit uns«, sagte er trocken.

»Ich komme nicht!«

Da öffnete Mieczyslaw die Tür noch weiter, trat über die Schwelle und wiederholte noch trockener:

»Vielle[illegible]ommst du doch?«

Ludwi[illegible]d Stefania beobachteten diese Szene. Sie saßen in ihren Pelzmänteln auf dem Sofa: Ludwika traurig und gleichgültig gegen alles, Stefania verängstigt und verwirrt.

Nur Franciszka hatte ihren ärmlichen Mantel abgelegt. Im Zimmer war es warm. Sie saß an einem kleinen Tischchen, die vollen schönen Arme über der hohen Brust verschränkt.

»Iß nur selbst. Ich bin satt«, lehnte sie nochmals eigensinnig ab.

Mieczyslaw war es peinlich, daß diese beiden, ihm feindlich gesinnten Menschen Zeugen waren, wie sich seine Frau ihm gegenüber verhielt. Er bedauerte bereits seine so ungeschickt bekundete Anwandlung, sich mit Franciszka auszusöhnen.

Aber wieder fortzugehen war schwer.

Da erhob sich plötzlich Stefania vom Sofa und kam schnell auf ihn zu.

»Sagen Sie, Pan Przygodzki, was erwartet uns?« fragte sie erregt mit leiser Stimme.

»Ich bin kein Pan, sondern ein Pferdeknecht, Gräfin!« antwortete ihr Mieczyslaw ebenso leise.

»Ich wollte Sie damit nicht beleidigen. Sie sind doch Pole und wissen, daß diese Anrede bei uns allgemein üblich ist. Aber nicht darüber will ich mit Ihnen sprechen. Ich und Gräfin Ludwika wollen wissen, was für ein Schicksal uns bevorsteht . . .« Ihre Stimme zitterte, die Angst gab ihr ein, sich durch Drohung zu retten.

»Hören Sie, Pan, verzeihen Sie . . .« Sie geriet in Verwirrung. »Wie wünschen Sie denn angeredet zu werden?«

»Wir nennen uns gegenseitig Genossen«, antwortete Mieczyslaw, bemüht, höflich zu sein.

Stefania verzog verächtlich ihre geschminkten Lippen.

»Aber Sie verstehen doch selbst, daß ich nicht Ihre Genossin bin. Na, lassen wir das. Wir fordern, daß Sie uns sagen, was Sie mit uns zu tun gedenken. Vergessen Sie nicht, Przygodzki, daß Sie für alles das schwer zu büßen haben werden . . .«

»Schon gut, wir werden schon irgendwie miteinander abrechnen«, unterbrach sie Przygodzki.

»Sie sollten an Ihren Vater und Ihren Bruder denken!«

»Ich habe sie nicht vergessen.«

»Schämen Sie sich denn gar nicht? Ihre Familie hat uns so viele Jahre treu gedient, und Sie bringen Schande über sie, indem Sie zum Räuber geworden sind!« sagte Stefania unbeherrscht.

»Stefa!« unterbrach sie Ludwika.

»Bedenken Sie, Przygodzki, wenn Sie uns nicht sofort freilassen, dann entgehen Sie nicht dem Galgen. Sie begreifen doch selbst, daß der Graf das nicht auf sich beruhen lassen wird . . .«

»Stefa!« rief Ludwika schon unwillig.

Franciszka wurde unruhig. An Mieczyslaws Gesicht erkannte sie, daß er imstande sei, jetzt etwas Schreckliches zu tun. Sie ging schnell zu ihm:

»Komm essen!«

Die Tür schloß sich hinter ihnen. Wieder überkam Stefania die Angst.

»Wir sind verloren, Ludwiś! Diese Räuber werden vor nichts zurückschrecken! Heilige Maria!« flüsterte sie.

»Warum mußt du sie auch mit solchen Reden reizen?«

»Willst du vielleicht, daß ich vor diesem Pack weinen soll?«

»Weinen ist nicht nötig, aber man muß auch nicht grob werden.«

»Grob werden? Das ist doch ein unverschämter Kerl! Wie schade, daß ihn Schmultke nicht schon damals gehängt hat! Wie recht Edward hat – solche Bestien kann man nur aufhängen! Hast du bemerkt, wie er mit mir gesprochen hat?« flüsterte Stefania, sich zu Ludwika setzend.

ZWÖLFTES KAPITEL

Gegen Abend begannen die Unterhandlungen zwischen Sosnowka und Klein-Cholmjanka. Die Briefe wurden von Bauern überbracht, die an der Partisanenbewegung nicht beteiligt waren. Der erste Brief, den Zibulja erhielt, hatte folgenden Inhalt:

»An den Kommandeur der Partisanenabteilung Jemeljan Zibulja. Dorf Sosnowka.

Ihr Brief wurde mir heute morgen um elf Uhr zugestellt. Ich biete Ihnen ein Lösegeld für die von Ihnen entführten Personen in Höhe von fünftausend Goldrubel an. Die Zahlung erfolgt in goldenen Fünfrubelstücken der Zarenwährung. Das Geld wird sofort beim Austausch ausgehändigt. Ich überlasse es Ihnen, die Form des Austausches und der Inempfangnahme des Geldes zu bestimmen. Der Loskauf ist unbedingt schon morgen vorzunehmen. Ich mache Sie und Ihre Komplicen darauf aufmerksam, daß, wenn den verschleppten Frauen, meinem Vater und dem Diener der Kirche auch nur ein Haar gekrümmt wird, keiner von Ihnen der härtesten Strafe entgeht. Außerdem werden alle von uns in der Stadt verhafteten Bolschewiki erschossen, die wir vor Ihrem Überfall vor Gericht zu stellen beabsichtigten, denen übrigens – was ich Ihnen hiermit zur Kenntnis bringe – an sich kein Todesurteil droht, selbst im Falle der Auslösung meiner Familienmitglieder gegen Geld. Sie werden nur zu Gefängnis verurteilt werden. Ich erwarte umgehende Antwort. Ich verspreche, bis zur Beendigung der Unterhandlungen keinerlei militärische Aktionen zu unternehmen.

Oberst Mogielnicki, 21. Dezember 1918.«

Satschok las Zibulja diesen Brief laut vor. Sie saßen zu zweit in Jemeljan Sacharowitschs Häuschen.

»Nun, was sagst du dazu?« fragte Zibulja seinen Gehilfen.

Satschok zwinkerte heftig mit seinen spärlichen Augenwimpern und erwiderte schmunzelnd:

»Wenn man einen Druck auf ihn ausübt, wird er auch zehn hergeben.«

Zibulja sah ihn aufmerksam an, als sähe er ihn zum ersten Male.

»Zehn, sagst du?«

»Ich denke, er wird sie geben.«

»Und was wird mit denen in der Stadt?« fragte Zibulja.

»Ich sage doch, wenn man ein bißchen Druck auf ihn ausübt, wird er auch zehntausend in Gold herausrücken. Der hat doch etwas mehr, als wir beide zusammen. Wie viele Jahrhunderte sind die auf unseren Brüdern herumgeritten«, fügte Satschok hastig hinzu, froh darüber, daß Zibulja seinen Wink so ruhig aufnahm. »Was mit denen in der Stadt wird? Na, er schreibt doch selbst – ins Gefängnis wird er sie setzen. Dann wird man schon weitersehen, da kann sich noch so manches ändern. Gefängnis, das ist ja doch nicht erschießen. Wirst sehen, unsere Kräfte werden wachsen. Beresnja hat da seine Leute zu mir geschickt wegen Vereinigung. Die sind auch gegen die Pans. Nur mit den Bolschewiki, da ist bei ihnen noch nicht alles im reinen. Aber was geht das uns an?«

»So, so . . .«, brummte Zibulja und machte sich mit seinem Bart zu schaffen. »Mir scheint, daß dieser Oberst lügt, was das Gefängnis anbelangt. Ich kenne die Art. Die Cholmjanker haben ihm geglaubt, und zum Dank dafür hat er sie aufgehängt.«

Zibuljas Gesicht verfinsterte sich, und Satschok bemerkte zu spät, daß er einen Bock geschossen hatte.

»Aber du, Satschok, bist ein Schweinehund. Mir haben die Jungens schon früher allerhand von dir erzählt, ich dachte, 's ist nur Geschwätz, aber nun sehe ich, du würdest deinen leiblichen Vater verkaufen.«

»Aber was denken Sie, Jemeljan Sacharowitsch, ich habe das nur so als Beispiel gesagt. Sie haben zu befehlen. Machen Sie, was Sie für gut halten.«

»So, so . . . Nimm Papier und schreib: ‚Für Geld geben wir sie nicht her.' Hast du geschrieben? ‚Bringen Sie Rajewski, seine Frau, Kowallo und Miecielski nach Cholmjanka.' Hast du geschrieben? So. ‚Dann werden wir sie auf freiem Felde austauschen, aber ohne Betrug. Geschieht ihnen auch nur das Geringste, werden die Ihrigen erschossen. Wir sind keine Cholmjanker.' So schreibst du ihnen. Hast du's? Lies vor! So. Na, gib her! Ich werd's unterschreiben.«

Abends kehrte »Hinkebein« in das Jagdhäuschen zurück. Er brachte beide Briefe Mogielnickis mit. Im zweiten schrieb der Oberst Zibulja folgendes:

»Bin mit dem Austausch meiner Familie gegen die Bolschewiki einverstanden. Wir werden den Austausch auf folgende Weise vornehmen: auf dem Feld zwischen Sosnowka und Cholmjanka werden in einem Abstand von einer Werst auf beiden Seiten zwei kleine Abteilungen von je zehn Mann mit den Auszutauschenden Aufstellung nehmen. Als erste soll meine Frau, Gräfin Ludwika Mogielnicka, ausgetauscht werden. Sie lassen sie frei, und sie geht über das Feld zu unserer Abteilung hinüber; wir lassen unsererseits einen von denen gehen, deren Befreiung Sie fordern, und die übrigen in der gleichen Weise.«

»Hurra!« schrie Ptacha und führte einen wilden Tanz auf.

Die Freude ergriff alle. Selbst die zurückhaltende Sara klatschte in die Hände und fiel der strahlenden Olessja um den Hals.

»Siehst du, Olessja, wie gut das ist, bald wirst du deinen Vater wiederhaben.«

»Mein Gott, ist es denn wirklich wahr?« sagte lächelnd Olessja.

Ptacha hörte auf zu tanzen.

»Hör mal, Ljonka«, sagte er zu Pszeniczek, »haben die Alten nicht so etwas Gewisses – weißt du, was das Leben lustiger macht?« Und Andrij zwinkerte dem zum ersten Male wieder lächelnden Raimund zu.

Leon begriff sofort: »Ach so, Milch von einer tollen Kuh? Ich glaube, die haben alles. Sicher wärmen sich die Pans auf der Jagd mit Sprit. Einen Augenblick! Aber was sagt die Obrigkeit dazu? Vielleicht paßt das nicht ins Programm?« hielt Leon auf halbem Wege zur Tür inne.

»Ich glaube, das ist nicht nötig . . .«, sagte Raimund, unwillkürlich verlegen werdend, weil er als erster widersprach und dadurch sozusagen die Rolle des Leiters auf sich nahm.

»Nicht nötig, Jungens, wozu das?« unterstützte ihn Sara.

»Na, wenn nicht, dann nicht«, sagte Ptacha, sofort abgekühlt.

»Was brauchst du ihn noch zu überreden, Sarotschka. Wenn er sich die Nase mit dem Ärmel wischt, so heißt das, er hat's kapiert«, lachte Olessja hellauf.

»Ah, das Glöckchen fängt wieder an zu klingeln!« lächelte Schtschabel.

Selbst der finstere Przygodzki schaute freundlicher drein.

»Ist doch ein lustiges Völkchen, unsere Jugend, mit denen ist selbst das Sterben nicht langweilig«, sagte er leise zu Schtschabel.

Der beugte sich zu ihm und fragte ebenso leise:

»Was meinen Sie, Genosse Przygodzki, sollten wir beide nicht zu Zibulja reiten? Die Jungens lassen wir hier und außerdem drei Partisanen zur Ablösung der Posten. Haben Sie gelesen? Mogielnicki hat ihnen Geld angeboten. Da kann allerhand passieren. Wollen wir losreiten, ja?«

Przygodzki überlegte und erklärte sich einverstanden.

»Hört mal her, Jungens, wir beide, Genosse Przygodzki und ich, reiten jetzt nach Sosnowka«, sagte Schtschabel laut, sich vom Tisch erhebend, »und ihr werdet hier gut aufpassen. Raimund, wir übertragen dir das Kommando über eure kleine Abteilung. Gegen Morgen sind wir wieder hier und schaffen die dort« – er zeigte mit der Hand zur Tür – »nach Sosnowka.«

Am Tor, schon zu Pferde sitzend, gab Schtschabel Raimund Anweisungen:

»Sei auf der Hut. Verhängt die Fenster. Kontrollier selbst die Wachen. Halte für alle Fälle die Pferde und den Schlitten bereit. Sollten unsere Posten eine ihrer Abteilungen oder einen Spähtrupp bemerken, dann packt die Gräfinnen in den Schlitten, setzt euch auf die Pferde und rast so schnell ihr nur könnt direkt durch die Schneise nach Sosnowka. Mit einem Wort: denk selber nach, wie es am besten zu machen ist.«

Unterdessen verabschiedete sich auf der anderen Seite des Hofes Przygodzki von Franciszka.

»Na, und du, wirst du mit ihnen gehen, wenn sie ausgetauscht werden?« fragte er mit dumpfer Stimme.

»Vielleicht. Wohin soll ich denn sonst?«

»Geh nicht zu ihnen! Geh lieber zu deinem Vater nach Sosnowka.«

»Das heißt wohl zu dir? Damit du mich wieder schlagen kannst, nicht wahr? Nein, so dumm bin ich nicht. Ich will nicht mit dir leben, verstehst du? Ich will nicht!«

»Franciszka!«

»Droh mir nicht! Ich habe dich nicht dazu geheiratet, um mich von dir mit den Fäusten bearbeiten zu lassen.«

Ein eisiger Wind peitschte ihre glühenden Gesichter.

»Przygodzki!« rief Schtschabel.

»Ich werde dich nicht schlagen, fahr zum Vater. Dort werden wir uns aussprechen! Aber geh nicht dorthin, sonst bring' ich dich um . . .«

Nachdem alle Fenster des Häuschens dicht verhängt worden waren, machten Raimund und Ptacha noch einmal die Runde um das Anwesen. Es hatte aufgehört zu schneien. Die Nacht war klar. Der Mond stahl sich hinter den Kronen der Bäume hervor. Die Kiefern warfen riesige Schatten.

Im Wald herrschte Stille. Kaum hörbar knirschte der nachgiebige Schnee unter den Füßen. Er hatte alles ringsum in eine warme Wattedecke eingehüllt, auch das kleine Häuschen und die Nebengebäude.

Man konnte deutlich hören, wie im Stall die Pferde geruhsam ihren Hafer kauten.

»Paßt gut auf, Genossen«, sagte Raimund zu den drei Partisanen, »gegen Morgen werden wir euch wieder ablösen. Wenn ihr etwas bemerkt, meldet es sofort. Verteilt euch auf eure Posten.«

Als Raimund mit Andrij das Speisezimmer betrat, war Pszeniczek, der eben von der Wache kam, gerade dabei, den Mädchen irgend etwas Komisches zu erzählen.

»Was flunkert er euch da wieder vor?« fragte Ptacha, während er das Koppel mit der Patronentasche abschnallte.

»Er sagt, du wärst deinem eigenen Schatten nachgelaufen, weil du ihn für einen Legionär gehalten hast. Ist das wahr?« fragte lachend Olessja.

Diesmal lächelte Ptacha gutmütig und machte eine resignierte Handbewegung.

»Was kann man da machen, das ist ja sein Beruf – dafür ist er ja auch Müller . . .«

»Was werden wir jetzt tun, Raimund?« fragte Sara.

»Ich denke, du und Olessja, ihr könnt euch schlafen legen, wir aber müssen diese Nacht wachen. Wir setzen uns zusammen und unterhalten uns über irgend etwas.«

»Ich will nicht schlafen«, erklärte Sara.

»Ich auch nicht«, stimmte ihr Olessja bei.

»Na, dann müssen wir irgend etwas anfangen, sonst ist es langweilig, die ganze Nacht so herumzusitzen; Andrij wird wieder anfangen, mir etwas am Zeuge zu flicken; dann reißt mir der Geduldsfaden, und es gibt Krach«, begann Leon aufs neue.

»Ach, wenn ich eine Mandoline hier hätte, würde ich euch eine Polka aufspielen! Und ihr könntet tanzen. Das Ende ist ja doch sowieso das gleiche. Morgen haben wir ja Feiertag. Wie wird sich Grigori Michailowitsch freuen, wenn er uns beide sieht, Olessja!« rief Andrij aus.

»Olessja sicher, aber was für eine Freude soll er an dir haben?« fragte Leon.

Andrij sah Leon einige Sekunden schweigend an, dann sagte er:

»Mit dem Geschäft scheint es bei euch doch wirklich nicht schlecht zu stehen!«

»Wovon redest du?« fragte Leon vorsichtig, da er eine Falle witterte.

»Na, mit der Mühle. Der Vater wird das Mehl mahlen, du wirst dein Maulwerk dazu in Gang setzen, und sie« – er gab dem Wörtchen »sie« eine besondere Betonung – »wird Kuchen backen. Da hast du ja eine ganze Fabrik.«

»Warum hast du sie zusammengebracht, Raimund? Schick einen von ihnen auf Wache, dann wird es Ruhe geben«, schlug Olessja vor.

»Nein, wir haben schon unsre Wache geschoben, aber du kannst ja ruhig ein bißchen mit dem Gewehr draußen stehen, wenn du Lust hast«, protestierte Leon.

Sara saß am Tisch, den Kopf auf die Hand gestützt.

Raimund ruhte sich in einem tiefen Sessel am Kamin aus, ohne Säbel und Pistole abzulegen.

»Ich habe im übernächsten Zimmer Gitarren und Mandolinen in einem Schrank gesehen«, sagte Sara.

»Warum hast du denn kein Wort davon gesagt?« Ptacha sprang vergnügt auf.

»Uns war doch schließlich nicht nach Musik zumute, und ich denke, es ist auch jetzt noch zu früh, lustig zu sein«, erwiderte das Mädchen.

Als Raimund ihre melodische, weiche Stimme hörte, stellte er sich den Ausdruck ihres Gesichts vor, die großen schwarzen, ein

wenig kühlen Augen, die energischen, etwas eigensinnigen Lippen. Seltsam, aber zugleich auch begreiflich, daß ihr allein Andrij ohne Widerspruch gehorchte. Raimund konnte sich nicht entsinnen, daß ihr dieser ungestüme Bursche je ein grobes Wort gesagt hätte.

»Ljonka, nimm die Lampe! Wir wollen uns die Dinger mal ansehen«, sagte Ptacha.

Die Türen sämtlicher Zimmer führten auf einen gemeinsamen Korridor. Leon ging mit der Lampe voraus, Ptacha folgte ihm. An der Vorratskammer blieb Andrij stehen und lauschte. ‚Die Alten schlafen.'

In dem Zimmer, in dem Ludwika, Stefania und Franciszka untergebracht waren, hörte man leise sprechen.

»Der Schlüssel steckt hier ganz überflüssigerweise«, sagte Andrij und steckte ihn in die Tasche.

»Sie können sowieso nur durch unser Zimmer hinausgehen, und wohin sollten sie überhaupt entfliehen?« erwiderte Leon, probierte aber trotzdem, ob die Tür verschlossen war.

Nach einigen Minuten kehrten sie mit drei Gitarren und einer Mandoline zurück.

»Auf denen hat hier sicher seit zwanzig Jahren niemand gespielt. Man kann von allen Gitarren wahrscheinlich kaum die Saiten für eine zusammenbringen. Das werden wir gleich besorgen«, verkündete Andrij und machte sich voll Energie an die Arbeit.

»Sara, wir haben denen dort noch nichts zum Abendessen gegeben«, bemerkte Raimund, auf die Tür zeigend.

»Nein, diese Dicke hat sich geweigert, zu Mittag etwas anzunehmen«, erwiderte Olessja.

»Was sollen wir tun?« fragte Raimund.

»Hätte ich sie vielleicht auf den Knien anflehen sollen? So hat sie mich angesehen«, sagte Olessja.

»Laß nur, wenn sie hungrig ist, wird sie schon selbst darum bitten«, meinte beruhigend Andrij, der geschickt die Saiten aufzog.

Raimund ging zum Tisch, auf dem der Teller mit dem Schinken und dem Brot stand, und blickte Sara fragend an. Diese schaute, ganz in Gedanken vertieft, ins Kaminfeuer und schenkte ihm keine Aufmerksamkeit.

»Man muß ihnen trotzdem etwas bringen«, sagte er und nahm den Teller.

Sara schaute ihn mit leiser Ironie an.

»Was glaubst du, Raimund, ob sie deinen Vater auch mit Schinken füttern? Und ob er es auch ablehnt?« fragte sie.

»Ja, aber er befindet sich in den Händen der Schlachta. Wie kann man die mit uns vergleichen? Wenn sie wieder ablehnen, lasse ich es drin bei ihnen stehen, sollen sie tun, was sie wollen.« Er begab sich ins Nebenzimmer.

Franciszka öffnete die Tür.

Ludwika, die in halbliegender Stellung auf dem Sofa ruhte, richtete sich auf und setzte sich. Stefania rührte sich nicht.

»Ich bringe Ihnen etwas zum Abendbrot. Warum weigern Sie sich zu essen?« fragte er Ludwika, vor ihr stehenbleibend.

»Danke, aber wir haben keinen Hunger«, antwortete Ludwika unsicher. Sie war hungrig, aber sie genierte sich vor Stefania, die entschieden abgelehnt hatte, von diesen »Flegeln« irgend etwas anzunehmen.

Raimund stellte den Teller mit Schinken und Brot auf den Tisch.

»Ich kann Ihnen die Mitteilung machen, daß Sie morgen gegen unsere von der Gendarmerie festgenommenen Genossen ausgetauscht werden.«

»Wir werden ausgetauscht? Haben Sie auch die Wahrheit gesagt?« Augenblicklich »erwachte« Stefania, die sich bisher schlafend gestellt hatte.

»Sie kommen wahrscheinlich selten mit Leuten zusammen, denen man Glauben schenken kann«, antwortete Raimund trocken.

Jetzt, nachdem er die Hasenfellmütze abgenommen hatte, erkannten ihn Stefania und Ludwika.

»Sagen Sie, ist dieser Przygodzki noch hier? Ich höre doch seine Stimme nicht mehr«, fragte beunruhigt Stefania.

»Nein, er ist fortgeritten, um den Austausch vorzubereiten.«

»Gott sei Dank«, atmete Stefania erleichtert auf und war sogleich wie verwandelt.

Sie musterte Raimund nochmals von Kopf bis Fuß, und bemüht, sich so liebenswürdig wie möglich zu geben, fragte sie:

»Sagen Sie, wie sind Sie nur in diese schreckliche Gesellschaft geraten?«

Ludwika, die befürchtete, daß Stefania noch mehr Taktlosigkeiten sagen könne, nahm den Teller mit dem Schinken auf den Schoß.

»Jetzt werden wir Abendbrot essen«, lächelte sie.

Raimund schritt zur Tür. Stefania hielt ihn zurück.

»Sagen Sie, wodurch können Sie mir beweisen, daß Sie die Wahrheit gesprochen haben?«

Raimund zog Mogielnickis Briefe aus der Tasche.

»Ich glaube Ihnen«, protestierte Ludwika, als er ihr die Briefe reichte.

Aber Stefania nahm sie und überflog gierig beide Briefe:

»Heilige Mutter Gottes von Czenstochau! Wenn doch diese Nacht schneller verginge«, rief sie und übergab die Briefe Ludwika.

»Haben Sie dem Grafen sofort die Bedingung gestellt, Ihre Genossen auszutauschen?« fragte jene.

»Ja, ich habe den Brief selbst geschrieben.«

»Und kann man erfahren, was Sie ihm auf seinen ersten Vorschlag geantwortet haben?«

»Warum nicht? Wir haben geschrieben, daß wir Sie nicht für Geld hergeben, da wir unsere Genossen retten müssen . . .« Raimund ging hinaus und ließ die Tür halb offen.

»Ich hab's geschafft! In Ordnung!« rief Ptacha und griff den ersten Akkord.

Eine Minute später glitten seine Finger über das Griffbrett, und die Mandoline begann in seinen Händen zu singen.

»Nimm, Olessja, laß uns unsere Lieblingslieder spielen«, sagte Ptacha, sein musikalisches Vorspiel abbrechend.

Olessja nahm die Gitarre und berührte mit den Fingern leicht die Baßsaiten. Sie dachte an das kleine Pumpwerk am Fluß, an die Abende, die sie dort zu dritt verbracht hatten. ‚Wie mag es ihm jetzt ergehen, ihrem lieben Väterchen! Wenn er von dem morgigen Wiedersehen wüßte . . .'

»Ich warte, Olessja.«

Eine schwermütige Melodie klang auf. Bald schien sie weit hinter den Hügeln der Steppe zu ersterben, bald war es, als ob der Wind sie aus der Ferne herübertrüge. In die lyrische Melodie brachen plötzlich und stürmisch frohe Klänge ein.

Im feierlichen Marsch hielt der Frühling seinen Einzug auf der Erde, und auf den Dorfangern erklangen an warmen Abenden jugendliche Stimmen:

»Oh, dort jenseits der Donau,
Jenseits der stillen Donau . . .«

Das Lied wurde abgelöst durch eine Polka, eine übermütige, kokette Polka. Andrij hatte alles vergessen. Er spielte mit einer solchen Leidenschaft, daß die Schönheit seines Spiels selbst Stefania ergriff.

»Er spielt wirklich glänzend . . .«, bemerkte sie.

Ludwika gefiel das meisterhafte Spiel. Die Musik erweckte den schlummernden Schmerz.

»Raimund, für wen spiele ich eigentlich?« entrüstete sich Andrij.

Leon eilte auf Sara zu.

»Sinnende Frau! . . . Liebe Genossin! . . . Gestatten Sie mir, zur Vorfeier des morgigen Tages mit Ihnen zu tanzen?«

Sara winkte ihm ab.

Andrij griff wieder in die Saiten, und ein Walzer erklang. Leon nahm Sara mit einschmeichelndem Lächeln bei der Hand.

»Aber tanzen darf man doch! Wozu Trübsal blasen? . . . Oder wollen Sie nicht mit mir tanzen?«

Olessjas Gitarre fiel mit herrlichen Baßakkorden ein.

Sara stand auf.

Leon faßte sie behutsam um die Taille, und sein kräftiger Arm drehte sie im Tanze.

Es ist ein wundervoller Anblick, wenn zwei junge, schöne Menschen tanzen.

Raimund folgte lächelnd ihren leichten, graziösen Bewegungen.

‚Flott tanzt er, dieser Teufelstscheche', dachte neidvoll Ptacha.

Franciszka stand an der Tür und schaute den Tanzenden zu. Ihre und Raimunds Blicke trafen sich, und beide lächelten unwillkürlich, wie damals bei ihrer ersten Begegnung.

Raimund war einen Augenblick unschlüssig. ‚Aber Sara tanzt doch . . .' Und er schnallte entschlossen sein Koppel los, legte Säbel und Pistole auf den Tisch und ging, verlegen errötend, auf Franciszka zu. Die legte ohne Zögern ihre Hand auf seine Schulter, und im Zimmer drehte sich ein neues Paar im Tanze.

»Hörst du, Ludwika, sie tanzen ja. Und Franciszka auch.« Stefania konnte durch die geöffnete Tür das ganze Zimmer übersehen. Weißt du, es ist nicht der Bursche, der hier bei uns war, der spielt; der tanzt mit Franciszka.«

Olessja hatte längst die Gitarre beiseite gelegt, die Filzstiefel ausgezogen und tanzte in weichen, leichten Schuhen. Nur Ptacha mußte spielen, um die allgemeine Freude nicht zu stören. Schließlich war er es überdrüssig.

»Was glaubt ihr eigentlich? Soll ich allein die ganze Zeit spielen? Das ist doch ungerecht«, sagte er.

»Was sollen wir machen, Andrjuschka, wir können doch nicht spielen!« rief Leon ihm zu.

»Na, noch ein kleines Weilchen, Andrjuschka. So geht die Nacht schneller vorüber!«

Da stand Andrij auf und begab sich zur allgemeinen Verwunderung ins Nebenzimmer.

»Bitte um Verzeihung!« sagte er. »Ich habe gehört, daß alle gebildeten Leute auf diesem Ding spielen«, er wies auf das Klavier – »drum bitt' ich Sie, seien Sie so gut und spielen Sie uns, wenn Sie mit dem Instrument zurechtkommen, eine Polka. Denn sonst tanzen Sie alle, und ich allein muß aufspielen«, wandte er sich an Ludwika.

Seine Treuherzigkeit und Geradheit und sein kindliches Verlangen, zu tanzen, gewannen Ludwika. Lächelnd ging sie zum Klavier und begann die erste ihr in den Sinn kommende Tanzmelodie, die »Italienische Polka« von Rachmaninow, zu spielen.

Ptacha wandte sich – für ihn selbst unerwartet – zu Stefania.

»Ich bitte um Entschuldigung. Ich will Sie nicht beleidigen, aber um des lustigen Abends willen und wegen morgen früh . . . Also, ich bitte Sie, mit mir zu tanzen.«

Grauäugig, mit den blendendweißen, wundervollen Zähnen blitzend, stand er vor ihr, dieser Bursche mit dem welligen blonden Schopf. Stefania entschied, daß es für ihr Vorhaben am günstigsten sei, einzuwilligen . . .

Andrij bemerkte, daß Olessja ärgerlich wurde. Ebenso Sara. Das hielt ihn jedoch nicht ab . . .

Erst spät in der Nacht wurde es still im Jagdhäuschen. Alle waren eingeschlafen.

Ludwika schlief, und im Traume schien es ihr, daß alles so sein müsse: gerade in diesem Häuschen unter solchen ungewöhnlichen Umständen mußte sie mit diesen Menschen zusammenkommen. Wie gut, daß sie sich nicht geirrt hatte: diese Leute, die sie verteidigt hatte, mit denen sie sympathisierte, waren wirklich prächtige Menschen.

Fest schliefen die Geiseln und ihre Wächter.

Auf einer breiten Bank waren Sara und Olessja eng umschlungen eingeschlafen, von Andrij fürsorglich mit seinem Halbpelz zugedeckt.

Andrij selbst schlief auf dem Boden, den Kopf auf dem Arm, Leon auf dem Tisch, Raimund auf einer anderen Bank.

Die Partisanen draußen hatten es satt bekommen, einzeln um das Anwesen herumzugehen. Sie fanden sich alle drei im Pferdestall zusammen. Hier war es warm. Zwei von ihnen machten sich's im Schlitten bequem und schickten »Hinkebein« auf Wache. Der hatte Durst bekommen, ging ins Haus, trank aus einem Faß, das im Korridor stand, einen vollen Krug Wasser, setzte sich an den Ofen, um sich ein bißchen zu wärmen – und schlief ein. Die Partisanen im Schlitten, die ihr ganzes Vertrauen auf »Hinkebein« gesetzt hatten, schlummerten ebenfalls unversehens ein.

In der Nacht erhob sich Stefania, zog ihren Pelzmantel an, setzte die Pelzmütze auf und ging ins Nebenzimmer. Für gewöhnlich begleitete sie eines der Mädchen auf diesen Ausflügen zum anderen Ende des Hofes, jetzt aber schliefen alle. Stefania öffnete leise die Tür zum Korridor – dort lag mit ausgestreckten Armen, süß schlafend, ein Partisan am Ofen. Daneben stand, an die Wand gelehnt, sein Gewehr.

Einige Minuten blieb Stefania im Korridor stehen, dann öffnete sie sachte die Tür einen Spalt breit. Draußen war niemand. Mit stockendem Herzen schlüpfte Stefania hinaus in den Hof, blieb ein wenig stehen und ging dann schnell zum Tor. ‚Wenn man mich anhält, sage ich, daß ich hinaus muß', dachte sie, und fühlte, wie ihr Herz hämmerte.

Doch niemand hielt sie an. Hier diese Schneise führte nach Gnilyje Wody. Sie war oft mit Stanislaw hierhergefahren, um bei den Jagdpartien ihres Mannes Kwaß zu trinken.

Je weiter sie sich von dem Anwesen entfernte, desto schneller

ging sie und begann schließlich zu laufen, stolperte dabei in ihren für Fußmärsche ungeeigneten Überschuhen. Aber noch immer konnte sie nicht glauben, daß sie frei sei. Als sie bereits zwei Kilometer von dem Jagdhäuschen entfernt war, fühlte sie, daß ihre Kräfte nachließen. Sie vermochte nicht mehr zu laufen. Sie spürte Stiche im Herzen. Sie zog die Überschuhe aus, ließ sie im Schnee zurück und ging in ihren hohen Schuhen weiter.

Schließlich hörte sie Hundegebell, und als sie an den Dorfrand kam, wurde sie durch einen Anruf in polnischer Sprache aufgehalten:

»Halt! Wer da?«

Zwei Bewaffnete sprangen hinter dem Flechtzaun hervor. Es waren Legionäre aus Zarembas Schwadron . . .

»Die erlauchte Gräfin braucht sich nicht aufzuregen. Mein Sergeant wird Sie in die Stadt bringen. Es ist ja nicht weit. Der Weg ist sicher, wir kommen gerade von dort. Na, los!« winkte Zaremba dem Sergeanten.

Der griff nach den Zügeln. Die Pferde zogen an. Stefania blickte sich voller Unruhe um. Zarembas Schwadron ritt im Trab aus dem Dorf in den Wald hinein. Es begann zu dämmern.

Als erster erwachte »Hinkebein«, der im Korridor schlief. Ihm war kalt geworden. Da Stefania die Tür offengelassen hatte, war der Korridor ausgekühlt. Sein Schreckensruf: »Jungens, rettet euch – Polacken!« weckte alle. Mehr konnte »Hinkebein« nicht sagen – Zaremba hatte ihm eine Kugel in den Kopf gejagt.

Raimund stürzte zu seiner Waffe.

Die Legionäre brachen in den Korridor ein. Ptacha sprang wie eine Katze auf die Füße. Mit einem Satz war er in der Zimmerecke, wo sein Karabiner stand. Leon war vom Tisch gesprungen, doch begriff er in seiner Schlaftrunkenheit nicht, was vorging.

Auch die Mädchen begriffen im ersten Augenblick nichts. Andrij stürzte zur Tür. Er öffnete sie, prallte zurück und schlug sie wieder zu. Im Korridor krachten einige Schüsse. Splitter flogen aus der an mehreren Stellen durchschossenen Tür.

Ein blinder Zufall hatte Andrij vor dem Tode gerettet.

Leon erfaßte endlich, was vorging. Mit einem Griff kippte er den Tisch um, verrammelte damit die Tür und holte sich dann sein Gewehr. Andrij schoß aus einer Ecke des Zimmers durch die Tür.

»Zurück!« dröhnte Zarembas Stimme im Korridor. »Das Schießen einstellen! Die Gräfin ist hier drin, Hundesöhne!«

Der Korridor leerte sich.

»Wir kriegen sie auch so. Es sind nur drei Jüngelchen drin, aber bei der Schießerei kann man leicht die Gräfin töten«, erklärte der Leutnant den Soldaten seinen Rückzug.

»Wenn dieser Strolch nicht gewesen wäre« – wütend trat er nach der Leiche »Hinkebeins« –, »hätten wir sie im Schlaf erwischt.«

»Was ist los, Herr Leutnant? Warum haben Sie sich zurückgezogen?« Mit diesen Worten kam Wladyslaw auf Zaremba zugeritten, als er sah, daß die Soldaten sich in den Wald zurückzogen.

»Die muß man ohne Kampf herauslocken. Sie sind schon erwacht«, antwortete Zaremba wütend dem jungen Mogielnicki.

»Aber Sie waren doch schon im Hause!« brauste Wladyslaw auf.

Gekränkt durch diesen Vorwurf, vermochte sich Zaremba nicht länger zu beherrschen:

»Ja, ich war tatsächlich im Hause, Unterleutnant, aber wie mir scheint, waren Sie nicht dort. Ich ersuche Sie, sich um Ihren Zug zu kümmern, anstatt Ihrem Vorgesetzten beleidigende Bemerkungen zu machen. Ich weiß, was ich zu tun habe.«

Kochend vor Wut riß Wladek sein Pferd herum und ritt fort.

»Verbarrikadiert die Fenster mit den Bänken!« kommandierte Raimund.

Sie verbarrikadierten sich im Speisezimmer.

Raimund lief in das Nebenzimmer, in dem die Gefangenen untergebracht waren. Dort fand er nur die bleiche Ludwika und die völlig fassungslose Franciszka.

»Um Gottes willen, was ist geschehen? Wo ist Stefania?« stürzte ihm Ludwika verstört entgegen.

Raimund überschaute mit einem Blick das Zimmer.

»Was heißt: wo? Sie muß doch hier sein!« rief er.

»Da haben wir die Bescherung! Ausgerückt ist sie, die Schlange! Raimund, wir beide haben Ehre und Ruhm verschlafen«, sagte hinter ihm bedrückt Ptacha.

»Was werden Sie tun?« Ludwika griff nach seiner Hand.

Ptacha entriß ihr die Hand.

»Wir werden kämpfen bis zum letzten Atemzug . . . Legen Sie sich auf den Boden. Ich werde aus dem Fenster dort schießen!« rief er. »Lebendig werden sie uns sowieso nicht kriegen. Gehen wir auch zugrunde – so doch nicht umsonst!«

Heftig schob er das schwere Sofa ans Fenster.

»Aber warum sind Sie zurückgeblieben?« fragte Raimund Ludwika.

»Ich hatte keine Ahnung von ihrer Flucht . . .«, erwiderte sie mit kaum vernehmbarer Stimme.

»Herr Leutnant, wir haben dort im Pferdestall zwei gefangen«, meldete Zaremba ein Korporal, und zeigte mit dem Finger auf die Partisanen.

Zaremba machte eine vielsagende Handgebärde.

Im Jagdhäuschen vernahm man eine kurze Salve. Leo und Ptacha standen am Fenster in Deckung, bereit, jeden beliebigen Augenblick auf einen Feind zu schießen, der ihnen vors Korn käme.

»He, ihr dort im Hause, nicht schießen! Der Herr Leutnant will mit euch sprechen!« rief eine laute Stimme über den Hof.

Im Hause blieb alles still.

»Hört mal, ihr, die ihr euch da drin festgesetzt habt! Ich, Leutnant Zaremba, bin von Oberst Mogielnicki hierhergeschickt worden . . . Hört ihr?« schrie Zaremba vom Hofe.

»Wir hören! Was gibt's?« schrie Pszeniczek zurück.

»Ich schlage vor, euch zu ergeben!«

Im Häuschen schwiegen sie. Die Frauen saßen auf dem Boden, wie ihnen geheißen worden war. Raimund, den Revolver in der ausgestreckten Hand, beobachtete die Tür.

»Ich schlage euch nochmals vor, euch zu ergeben. Falls die von euch entführte Gräfin Mogielnicka lebendig und unversehrt ist, verspreche ich, euer Leben zu schonen. Ergebt ihr euch nicht, erschieße ich euch alle, bis auf den letzten. Ich gebe euch fünf Minuten Bedenkzeit.«

Drinnen im Häuschen schwiegen sie. Raimund, Ptacha und Psze-

niczek wechselten miteinander Blicke. Ludwika erkannte an ihren Blicken, daß sie sich nicht ergeben würden. Draußen wartete man . . . Ganz dicht um das Haus herum schlich der Tod und suchte eine Ritze, um hineinzudringen . . .

»He, ihr da drinnen, ergebt ihr euch?«

»Geh zum Teufel, du Biest! Wir werden kämpfen bis zum letzten Atemzug. Es lebe die Kommune!« schrie Andrij.

Sotschi-Moskau,
1934–1935.

Ende des ersten Buches

B 18

NIKOLAI OSTROWSKI
starb im Jahre 1936, ohne das Werk vollenden zu können